Reise nach Italien

im

Frühjahr 1835

von

Dr. Wolfgang Menzel.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1835.

UNIVERSITÄTS- U. LANDESBIBLIOTHEK
HALLE
(SAALE)

Li 193,

Den Herren

A. von Thorwaldſen

und

C. Reinhart

in Rom.

Vorwort.

Italien hat von jeher eine groſse Anziehungskraft für uns Deutſche gehabt. Als vor mehr als zweitauſend Jahren Helico die erſten Weintrauben über die Alpen brachte, frugen die nordiſchen Barbaren ſtaunend nach der Heimath der köſtlichen Beere, die des Göttertrankes heiliges Feuer in ſich barg, und ſie rüſteten die erſte Heerfahrt nach Italien und ſtiegen zum erſtenmale von den Schneebergen nieder, zu deren Füſſen in romantiſcher Ferne mit goldnem Scheine das Land der Trauben lachte. Seitdem ſind Boier und Senonen, Cimbern und Teutonen, Gothen und Longobarden einander gefolgt, die alle den ruhmvollen Tod der Helden auf dem Schlachtfeld oder den ſeligen Tod der Schwelger ſtarben, berauſcht vom Zaubertrank, den Helico zuerſt ſie koſten lieſs.

Längst war das alte schöne Zauberland unter den Stürmen der Barbaren verheert und verwüstet, und mit den Besiegten waren die Sieger in dasselbe Grab gesunken. Die Trümmerhaufen hatten keinen Reiz mehr für uns. Lange kam kein Deutscher mehr hinüber in das verachtete und vergessene Land, und Gras wuchs auf dem nicht mehr betretenen Pfade durch die Alpen. Da auf Einmal, wie im Traum, kam uns die Erinnerung wieder an ein unermeßlich herrliches Zauberreich im Süden, das vor vielen hundert Jahren untergegangen sey. Kaum wußten wir noch, daß wir selbst die Zerstörer desselben gewesen seyen. Wieder in tiefer romantischer Ferne wunderbar mit goldnem Schein sahen wir die Krone strahlen des untergegangenen Reichs, und ein kühner Franke streckte die Hand aus, sie auf sein Haupt zu setzen, und das versunkene Traumreich lebendig in der Wirklichkeit herzustellen. Ueber Roms sieben Hügeln schwebte die uralte Zauberkrone. Dahin wallte der Frankenkönig und alle seine stolzen Nachfolger. Sie allein war das Ziel der

unzähligen, abenteuerlichen und prachtvollen Römerzüge, von denen beinahe jeder einer blutigen Hochzeit glich, heißersehnt von allen, im Gepränge des Glückes und der Luſt, doch allen zum Unheil. Da der letzte Hohenſtauſe die Krone nicht davontragen konnte, ließ er ihr ſein ſchönes abgeſchlagenes Haupt zurück, das wie ein Meduſenhaupt alle anſtarrte, die ferner noch über die Alpen kamen, nach der Krone zu ſtreben.

So erloſch die Sehnſucht im Grauen, und der Liebe folgte glühender tiefer Haß, der hoch im Norden ſeine ſchwarzen Wolken zuſammenzog und ſich endlich in einem zerſchmetternden Blitz auf Rom entlud. Die Reformation zerriß gewaltſam die letzten Bande der Liebe oder Furcht, die uns an Italien gefeſſelt hatten. Wie aber früher nach der Völkerwanderung Italien als ein groſſes Grab voll Tod und Moder, ſo erſchien es jetzt als eine Hölle voller Teufel, Argliſten, giftiger Leidenſchaften und gräulicher Künſte. Lange, wenigſtens zweihundert Jahre, erhielt ſich dieſer Haß gegen Italien.

Aber alte Liebe roſtet nicht. Der Religionseifer kühlte ſich allmählich ab, und machte dem Indifferentismus und der Toleranz Platz. Da fing man auch wieder an, über Italien anders zu denken. Aus dem Herzen des norddeutſchen Proteſtantismus ſpannen ſich die feinen goldnen Fädchen zarter Sehnſucht und Liebe zu dem alten Zauberlande wieder an. Auf düſtrer, kahler Haide in einer ärmlichen Hütte und rußigen Kammer ſaß einſam ein bleicher Schulmeiſter und erwärmte ſich beim Schneelicht an einem alten vergilbten und zerleſenen Claſſiker, und träumte ſich in das ferne ſonnenhelle Land der Orangen und der Marmorgötter. Und wie die heiße Sehnſucht in ihm überwog, ſprang er auf und fort, fort aus der dunkeln höhlenhaften Schulſtube, fort aus des Nordens banger Armuth, fort von des Nordens Pedanterei, von den Conſiſtorialräthen und Perücken, und im ewig klaren Himmel des ſchönen Italien entfaltete der groſſe Winckelmann frei die Fittige ſeines Genius. Seitdem iſt ihm unzähliges Volk aus dem Norden gefolgt, und

es begannen die Römerzüge wieder, im Namen der Kunſt. Es iſt die alte Liebe wieder, die nur einen neuen Namen gefunden hat.

Zu euch hab' ich mich geſellt, ihr kühnen Recken, ſtolzen Kaiſer, frömmen Pilger, heitern Künſtler, die ihr denſelben Weg durch die engen Clauſen von Trident in die grünen, ſonnebeglänzten Ebenen des Po vor mir gewandert ſeyd. Euren Geiſtern bin ich begegnet, uralte Empfindungen haben in meinem Herzen wiedergeklungen. Wie unſern älteſten Ahnen zu Muthe war, da ſie zum erſtenmale von den Alpen niederblickten in des erſehnten Südlands meerbegränzten Zaubergarten, ſo war auch mir zu Muthe. Doch was haſt du, ſchönes Land, verſchuldet, daß noch nach zwei Jahrtauſenden ich, der einſame, beſcheidene Wanderer, mich jenes ſtolzen Gefühles kaum erwehren konnte, das uns Italien betreten läßt als Sieger, als Eroberer, als Herren. In der Bruſt jedes Deutſchen, der die Alpen überſchreitet, lebt etwas von dieſem grauſam wollüſtigen Gefühl. Alle dieſe Trümmer hingeſunkener Städte, die

großen Ruinen des Weltreichs sind Zeugen deutscher Kraft, die sie zerstörte, und immer noch horsten schwarze Adler aus deutschen Wäldern triumphirend auf italienischen Ruinen.

Unsere Liebe, unglückliches Italien, kam dir theuer zu stehen. Wir erdrückten deine zarten Glieder in unserer ehernen Umarmung.

Jede Thräne des Mitleids, die unser Auge vergießt, ist nur Oel in die heiße Gluth deiner Schmerzen. Darf weinen über dich, der dir wehe that? Wir müssen uns schämen, zu weinen, und schämen, es nicht zu thun.

Alle Blumen der Erde können nicht das Blut bedecken, das auf den Wegen zwischen Deutschland und Italien floß, und dessen Spuren nie erlöschen.

Warum kamt ihr herüber? frägt Italien. Warum warst du so schön? fragen wir.

Italia, Italia, o tu cui feo la sorte
Dono infelice di bellezza.

Und nicht ohne Schuld biſt du an deinem Unglück. Ein böſer Dämon bewohnte deinen ſchönen Körper. Dein ſüßes Lächeln ließ Giftzähne blicken, in deinen Augen flammten alle Pfeile des Todes. Lange wonnevoll wühlteſt du im Gold und im Blute der Völker. Was noch edel war und frei, das vertilgteſt du mit grauſamer Emſigkeit, als wollteſt du die Welt von jeder Tugend reinigen. Wie die Hunde um die ſchöne Scylla, bäumten ſich bellend alle Laſter um dich auf, immer coloſſaler und wahnſinniger. Du warſt gräßlich ſchön in deiner Wuth. Du kämpfteſt mit rollenden Augen, da dein Schickſal erfüllt war und der Rachegeiſt mit blitzendem Schwert in der Geſtalt eines ſchönen deutſchen Jünglings von den Bergen niederſtieg. Deine eignen Götter ſchleuderteſt du von den Zinnen Roms auf die ſtürmenden Gothen nieder. Zuletzt gabſt du dich ſelber hin zu ſchnöder Buhlerei mit dem Sieger und verkaufteſt deinen Leib um das Leben, und erwachteſt von deinem Wahnſinn, zitternd, bleich in Ketten.

Es ist lange, lange her. Erröthend blickst du auf die Ketten, die der eigne Rost beinahe verzehrt hat. Wie ist dein Unglück so alt, und du selbst bist noch so jung! Du wirst es überleben, und da Unglück die Lehrerin der Völker ist, wird es dir zum Heile gereichen.

Inhalt.

Seite

Erſtes Capitel. Abreiſe — Unterhaltungen im Eilwagen — der Verbrecher in der Einbildung — Geiſterweſen in Würtemberg — München — Klenze — Thierſch und Fallmerayer — Neumanns chineſiſche Sammlungen — Schlittenfahrt durch Tyrol. 1

Zweites Capitel. Trient — fremdartige Eindrücke — Verona — Breſcia — die erſte ſchöne Italienerin — die prächtige Bergſtadt Bergamo — Mailand — der Dom. 11

Drittes Capitel. Der Po und die Apenninen — Pavia — die kranke Bruſt — der mordgierige Poſtilion — Gaſtfreundſchaft piemonteſiſcher Bauern — Genua — plötzlicher Frühling — Schubinger — das Meer — die Commandantin der Inſel Capraja — die Paläſte — italieniſche Genrebilder. 26

Viertes Capitel. Der Carlo Alberto — ſtürmiſche Nacht auf dem Meere — Carneval in Livorno — ſchöner Sonnenuntergang hinter der Inſel Corſica — das nächtliche Abenteuer — verſchiedene Beleuchtungen des Meeres — Civita vecchia. 41

Fünftes Capitel. Die römiſche Campagna — Hirten zu Pferde — der Engländer in Verzweiflung unter den ſpitzbübiſchen Poſtillonen — erſter Anblick Roms in

Seite

der Abendſonne — senza moccolo — Kehraus der Masken — Aſchermittwoch in der Peterskirche. 52

Sechstes Capitel. Albano — die burgartigen Bergſtädte — die pontiniſchen Sümpfe — Citronenernte in Terracina — die neapolitaniſche Gränze — Elend des Volks — die Bettlerſtadt Itri — Mola di Gaëta — Minturnä — das ſchweigeriſche Capua — der Weinbau. 59

Siebentes Capitel. Neapel — Croce di Malta — Lage der Stadt — die Certosa di San Martino — der blinde Improviſator — das ſchamloſe Elend auf den Straßen — die bettelnde Schildwacht — Verwaltung — Lazaroni — Soldatenſpielerei — Schweizer — Sicilianer — Brüderſchaften — Volkscharakter — Theater — San Carlo — S. Zitomena — vortreffliche Nationalluſtſpiele in San Carlino — franzöſiſche Sympathien. 72

Achtes Capitel. Umgebungen Neapels — der Veſuv — Beſteigung deſſelben — Anblick des feuerſpeienden Kraters in der Nähe — unaufhörliche Auswürfe bis zum großen Ausbruch am 1 April — die Solfatara — Herculanum — Pompeji — das Muſeum in Neapel — antike Malerei — Papyrusrollen — Statuen und Gemälde. 91

Neuntes Capitel. Umgebungen Neapels — die Grotte von Poſilippo — Puzzuoli — Novara — das ſchöne Thal von Cava — Ausgang der Oſtgothen, Longobarden und Hohenſtaufen — Salerno im Mondſchein — Mittageſſen im Neptuntempel von Päſtum — ſüdliche Nacht — Amalfi — die Tropfſteinhöhlen am Meere — furore — Gang über das Gebirge von Sorrent — Caſtellamare. . 111

Zehntes Capitel. Rückreiſe von Neapel nach Rom — Muſcheln in Terracina — der kleine Abbate in Ciſterna — Velletri — Trachten des römiſchen Volks — Tus-

Seite

culum — die Eſel in Italien — Jahrmarkt in Frascati. 131

Eilftes Capitel. Rom — Ueberſicht — das neue Rom — die Baukunſt — die Peterskirche — Vatican, Quirinal, Lateran und andere Paläſte — Pantheon — Maria maggiore — Coliſeum ꝛc. — Knapps deutſches Haus — Antiquare — Römiſche Genrebilder. . 141

Zwölftes Capitel. Die deutſchen Künſtler in Rom — Thorwaldſen — Schillers Denkmal — Peter v. Cornelius — Wagner — Reinhard — Koch — Geſelligkeit — Ponte Molle — die franzöſiſchen Künſtler — Pineli's Tod. 152

Dreizehntes Capitel. Kochs Rumfordiſche Suppe — Kunſtgaunerei und Kunſtnarrheit — Künſtlernoth — Akademiſches Unweſen — falſche Stellung der bildenden Künſte zum Leben — Roms Einfluß darauf. . . 174

Vierzehntes Capitel. Plaſtik — Antiken im Vatican, im Capitol, in der Villa Borgheſe, Albani ꝛc. — Michel Angelo und die Bildhauer der mittlern Zeit — Bernini — Canova — Thorwaldſens reiches Atelier — Charakter ſeiner Werke — ſeine Idee einer proteſtantiſchen Kirche. 189

Fünfzehntes Capitel. Ueber die Schönheit des menſchlichen Körpers an ſich — die plaſtiſchen Ideale — über die Schönheit des geiſtigen Ausdrucks im Körper — die maleriſchen Ideale. 201

Sechszehntes Capitel. Malerei — die römiſchen Galerien — Raphael — Michel Angelo — Tizian — Guido Reni — die unruhigen Bilder — Sodoma — Thorwaldſens Galerie von Bildern aus der neueſten Zeit — Fortunata. 220

Siebzehntes Capitel. Die Umgebungen Roms — Schändung der Ruinen — Spaziergang zur Quelle der

Seite

Egeria — Tivoli — die Villa des Hadrian — die Seen von Albano und Nemi — die Mutter im Walde — der alte Mörder in Aricia. 884

Achtzehntes Capitel. Die Juden in Rom — Engländer — Carlisten — Diplomaten — Pilger — Musik in der Sixtinischen Capelle — Osterfeier — Segen des Papstes — Beleuchtung der Peterskirche — Girandola. 913

Neunzehntes Capitel. Abreise von Rom — Narni — Wasserfall von Terni — Spoleto — Foligno — Assisi — Altitalienische Kunst — der heil. Franciscus — Spuren des Erdbebens — Perugia. 963

Zwanzigstes Capitel. Der Trasimenische See — Eintritt in das Toscanische — Wohlstand — der kleine Improvisator — Arezzo — Florenz — die Galerie — der Palast Pitti — der Dom — Michel Angelo's Tageszeiten — die Gräber des Machiavelli, Alfieri, Dante und Michel Angelo — das Museum und der Volksgarten. 982

Einundzwanzigstes Capitel. Die Apenninen — Aussicht auf das adriatische Meer — Napoleons Maske — Bologna — Ferrara — Rovigo — die euganeischen Berge — Padua — Rückkehr durchs welsche Tyrol — deutsche Eigenthümlichkeiten — Botzen — Meran — Inspruck — der Wallersee — die Heimkehr. 995

Anhang. I. Beurtheilung des Werkes „Italien, wie es wirklich ist" von Nicolai. 811

II. Ein kleiner literarhistorischer Nachtrag zu Reichardt's Handbuch für Reisende in Italien. 849

Erſtes Capitel.

Abreiſe — Unterhaltungen im Eilwagen — der Verbrecher in der Einbildung — Geiſterweſen in Würtemberg — München — Klenze — Thierſch und Fallmerayer — Neumanns chineſiſche Sammlungen — Schlittenfahrt durch Tyrol.

Ich beſtieg am 10 Februar 1835 den Eilwagen, um zunächſt in München einen luſtigen Reiſegefährten, meinen alten treuen Freund, den k. Balletmeiſter Horſchelt abzuholen. Als ich Stuttgart verließ, brach die Nacht ein, doch alles lag voll Schnee, der Mond ſchien hell, und ein alter Herr, der mit mir im Cabriolet ſaß, kündigte mir ſogleich an, daß er den ohnehin unſichern Schlaf im Wagen durch kurzweiliges Geſpräch verbannen werde. Reiſebeſchreibungen ſind, wie die Reiſen ſelbſt, ein Quodlibet, alſo gehören die Poſtwagenabenteuer und Poſtwagengeſpräche hinein, die oft recht originell ſind. Doch würden es mir die Leſer vielleicht nicht Dank wiſſen, wenn ich mich hier mit ihnen ſo tief in die Criminaljuſtiz einlaſſen wollte, wie damals mit dem alten Herrn im Wagen. Dieſer war übrigens der Freund eines unlängſt geſtorbenen angeſehenen Criminaliſten in E., der auf eine Weiſe ums Leben gekommen iſt, die würdig wäre, von einer Meiſterhand geſchildert zu werden, wie diejenige des Verfaſſers der

jüngst in London erschienenen „Mittheilungen eines Arztes.“

Man wollte an jenem allgemein geachteten und schon zu reifen Jahren gelangten Criminalrichter bemerkt haben, daß er jeden Proceß gegen grobe Verbrecher mit einem besondern moralischen Wohlbehagen instruirt, und nach jedem Urtheilsspruche sich unwillkürlich vor Vergnügen die Hände gerieben habe. Plötzlich aber und zu aller Welt Verwunderung fing er an, irre zu reden, glaubte eines jener Verbrechen, die er an Andern gerichtet, selbst begangen zu haben, und empfand alle die Angst vor der Untersuchung und Strafe, die er früher bei Andern so oft gesehen hatte. Vergeblich suchte man ihn von seiner Einbildung zurückzubringen und auf jede Art zu beruhigen; vergeblich soll ihn sogar sein Fürst freundlich getröstet haben, daß er ihn als treuen Diener kenne und achte, und daß nicht die geringste Klage gegen ihn vorliege. Zwar theilte der Verirrte allen Freunden voll Entzücken mit, daß er nun gerettet sey; aber am nächsten Tage schon bildete er sich ein, wieder ein anderes Verbrechen begangen zu haben. Und so wiederholten sich in seiner Phantasie alle die gräßlichen Processe, denen er einst als Richter vorgestanden, und in denen er sich jetzt als den Verbrecher wiedersah. Umsonst bemühte sich noch zuletzt ein berühmter Arzt, der sein Jugendfreund war, ihn durch jedes Mittel der Liebe und Kunst zu heilen; der Kranke, von ungeheurer Todesangst gefoltert, schnitt sich über Nacht mit Glas den Hals ab.

Diese Geschichte brachte das Gespräch auf den trefflichen Justinus Kerner und somit auch auf dessen

Geister und Dämonen. Es kam mir sonderbar vor, an den modernen Geisterspuk des Nordens gerade in dem Augenblick erinnert zu werden, in welchem ich dem heitern Süden zueilte. Und jetzt, indem ich dieses schreibe, fällt es mir erst auf, daß ich in ganz Italien keine Spur von Gespensterfurcht gefunden habe. Der Teufel ist dort gäng und gäbe, aber von Gespenstern hört man nichts. Dasselbe gilt von der ganzen katholischen Welt. Das Heidenthum war voll Gespenster; im katholischen Mittelalter machten diese mehr dem Teufel und seinen Heerschaaren Platz; mit der Reformation kamen wieder die Gespenster auf, und zwar fast überall nur in protestantischen Ländern. Die berühmtesten Geisterseher der neuern Zeit sind Schweden und deutsche Protestanten.

Durch Ulm und Augsburg nach München eilend, hielt ich mich auch dort nicht lange auf. Nur flüchtig konnte ich mich an den Fortschritten des neuen Königsbaues erfreuen, über den ich mir kein voreiliges Urtheil erlauben will, bevor er fertig ist. Nur das kann ich nicht umhin zu bemerken, daß es mit diesem Bau auf eine Quintessenz aller Kunst abgesehen zu seyn scheint, und daß eine solche Combination auch allerdings vollkommen im Charakter unseres encyclopädischen Jahrhunderts liegt. Die gegenwärtige Zeit ist nun einmal nicht productiv, sie sammelt nur, vergleicht, überlegt, ahmt nach und combinirt. Hierin ist sie aber auch glücklich und hat die Meisterschaft errungen. Umsonst würden wir von Herrn Klenze fordern, er solle uns ein Werk darstellen, das durchaus originell und den Werken vergangener Zeit nicht ähnlich wäre. Es würde nicht

nur eine Pfuscherei seyn, sondern es wäre ganz unmö
lich, weil es gar keinen eigenthümlichen Styl in unser
Zeit gibt. Dagegen ist ihm die Nachahmung und Ve
bindung der verschiedensten Style der classischen und r
mantischen Zeit sehr wohl gerathen, und wenn auch de
Einzelne nicht neu ist, so ist es doch das Ganze, die Id
einer so allseitigen Nachahmung. Hundertmal habe
wir in Italien beim Anblicke der Kirchen und Paläst
Fresken und Friese ꝛc. unwillkürlich ausgerufen:
Klenze, Klenze! denn überall erblickten wir die un
bisher unbekannten Originale zu den uns wohlbekannte
Copien in München.

Auch noch einen andern merkwürdigen Gegenstan
sah ich doppelt, nämlich einen ächten bayerischen Bier
brauer auf seinem Thron hinter dem Biertisch i
München und auf dem Carton zum Weltgericht von
Cornelius in Rom. Der feurige dicke Mann hat aber
einen viel zu guten Humor, als daß er in ein so ernst-
haftes Gemälde taugte; er gehört einem komischen Ro-
man in der Manier des Smollet an, und es ist ein
Schimpf für uns Deutsche, daß wir so gute Originale,
wie die Engländer, aber keine so guten Dichter haben,
die sie zu schildern wissen. Unser allzu prüder Ge-
schmack verträgt keine Posse, keine gesunde Satyre, keine
derbe Carricatur mehr. Unsere Romane wimmeln von
alltäglichen Modegecken, langweiligen Baronen und
mattherzigen Fräuleins; aber ein ächtes ergötzliches
Original der urkräftigen Volksnatur aus dem Volke
herauszugreifen, das verschmähen unsere Dichter. Wo
sie ein solches sehen, rümpfen sie nur die Nase und blei-
ben fern. So wird denn auch, edler Hopfenkönig,

dein komisches Reich mit dir in den Lethe sinken; man wird, wenn du nicht mehr bist, dein dunkles Zimmer ausweißen, und niemand wird es diesen Räumen ansehen, wie viele tausend guter Witze hier einst das Zwerchfell der glücklichen Gäste erschütterten.

Bei Hofrath Thiersch traf ich den Professor Fallmerayer, dessen Buch über Morea bekanntlich die ächtgriechische Herkunft der heutigen Neugriechen bestreitet und dagegen ihre Abstammung von den Slaven, und zwar vorzugsweise von den russischen Slaven, behauptet. Es war mir interessant, diesen Gelehrten gerade dem Hofrath Thiersch gegenüber zu sehen, der bekanntlich sehr viel auf die Aechtheit des althellenischen Blutes in den Adern der modernen Heroen von der Maina, von Suli, von Hydra ꝛc. hält. Ich möchte aus den von ihm entwickelten historischen Gründen der Meinung des Herrn Fallmerayer beitreten, ohne ihn deßwegen, weil er drei Jahre lang mit dem Grafen Ostermann im Orient gereist ist, der Russomanie für verdächtig zu halten. Im Ganzen aber ist der gelehrte Streit über die Abstammung der Neugriechen, obwohl anziehend, doch unpraktisch, denn die heutigen Bewohner Griechenlands würden nicht besser werden, wenn man auch bestimmt wüßte, sie stammen von den edeln alten Griechen ab, und nicht schlechter, wenn man in ihnen auch zuverlässig die Urenkel derer erkennen würde, die noch unter den Slaven vorzugsweise die Sklaven sind. Geburtsstolz ist bei Völkern so lächerlich als bei Familien, immerhin aber ist es ein größeres Verdienst, von roher Abstammung sich zu edlerer Freiheit zu erheben, als erhabenen Ahnen kümmerlich nach-

zuaffectiren. Darum können die Neugriechen wirklich stolzer darauf seyn, nach Fallmerayers Ansicht von den Russen abzustammen, als von den alten Spartanern und Athenern. Es kommt aber überhaupt nicht darauf an, was ihre Väter waren, sondern was sie selber sind.

Herr Thiersch hat der ganzen deutschen Gelehrtenwelt Ehre gemacht, indem er bewies, daß deutsche Gelehrte auch ins praktische Leben eingreifen können. Zum erstenmal trugen altgriechische Studien auf altgriechischem Boden junge Früchte. Die Popularität des deutschen Professors unter den Neugriechen gehört zu den schönsten Lichtblicken der neuern Zeit. Wie würde sich Reuchlin gefreut haben, hätte er diese Ehre seines späten Schülers erlebt! Wie würden Herodot, Thucydides, Sokrates erstaunen, könnte ihnen ein neuer Dante im Purgatorio von der Begrüßung dieses neuen Abaris auf hellenischem Boden erzählen. Und gerade daß Herr Thiersch von der Diplomatie desavouirt wurde, macht seinen Besuch unter den Griechen noch poetischer.

Ein alter Bekannter, Herr Professor Neumann der vor einigen Jahren aus China zurückgekommen zeigte mir seine von dort mitgebrachte Sammlung, die eine der reichsten in Europa ist, obgleich er nur ein sehr bescheidenes Capital dafür verwenden konnte. Am auffallendsten waren mir die Costumebilder, welche Chinesen von jedem Stande, Alter und Geschlecht darstellen. Man sieht hier die carrikirten Physiognomien nicht mehr welche die classische und insonderheit mythologische Malerei der Chinesen verlangt; diese Portraits, aus der

wirklichen Leben aufgegriffen, sehen ganz anders, sehen menschlich und natürlich aus, und kommen oft der europäischen Physiognomie so nahe, daß man kaum, z. B. an der weitern Oeffnung der Augen noch den mongolischen Typus wiedererkennt. Was den Stoff des Papiers, die Farben, die Zeichnung betrifft, so übertreffen diese schönen Bilder an Eleganz alles, was von ähnlicher Art in Europa zum Kauf geboten wird. Das Kostbarste, was Herr Neumann mitgebracht hat, sind die zahlreichen Bücher, von so dünnem Papier, daß jedes Blatt nur auf einer Seite gedruckt ist, und mit einer Schrift, deren Zeilen senkrecht stehen und von oben nach unten gelesen werden müssen. Schade, daß noch so wenig aus dem Chinesischen übersetzt ist.

Doch, lassen wir München hinter uns. Ich streifte nur an einigen seiner Merkwürdigkeiten im Fluge hin. Aus den Umarmungen fröhlicher Freunde uns losreißend, saßen wir Sonntag Nachmittags im Eilwagen, der, durch dicken Schnee sich hindurcharbeitend, eher die Richtung nach Sibirien als nach Italien zu nehmen schien. Die Reisegefährten, mit denen uns der Zufall hier zusammenwürfelte, waren drei gebildete bayerische Officiere und ein junger Arzt aus Sachsen, der nach Pisa gehen sollte, um einem Jugendfreunde, der dort unheilbar krank darniederlag, den letzten Trost zu gewähren. Der arme Doctor, der noch niemals weiter als nach Leipzig gereis't war, bedurfte und fand an uns eine Stütze, denn er war so unerfahren und dabei so gutmüthig, daß er mit dem Volk, was den Reisenden überall, hauptsächlich aber in Italien belästigt, niemals weder zu streiten, noch zu handeln wagte. Solche gute Menschen, nicht nur von der edelsten

Moral, sondern auch von gelehrter Bildung, und doch im praktischen Leben so unbehülflich, daß sie sich durch ein kleines Kind betrügen lassen, solche findet man gewiß nur in Deutschland. Die Italiener sind schon in der Wiege schlauer und gewandter, als mancher deutsche Professor auf dem Katheder. Darum macht aber auch der geringste Bauer und Lastträger in Italien auf Geist Anspruch und behandelt das größte Genie, sey es das eines Staatsmannes oder Gelehrten, nur als Seinesgleichen. Gesindel, das weder lesen noch schreiben kann, zweifelt gleichwohl nicht, daß es den studirtesten Mann übersehe, und hat sogar Recht, sofern es sich nur von der gemeinen Lebensklugheit und Pfiffigkeit handelt. Unter diese schlauen italienischen Gesichter mußte nun unser sanfter und liebevoller Doctor arglos hinein, und konnte sich lange nicht überzeugen, daß man ihn betrüge. Sein Vertrauen zu den Menschen ging so weit, daß er lieber einen Piaster für ein Stück Brod hingegeben und geglaubt hätte, eine Hungersnoth mache das Brod so theuer, ehe er die beleidigende Vermuthung gewagt hätte, daß man ihm zu viel abfordern wolle. Mich dünkt, keiner unserer Dichter hat diese so edlen und reichen Naturen, wie sie nicht selten unter uns Deutschen sind, so wahr geschildert, als Jean Paul, der selbst zu ihnen gehörte, in seinen „Flegeljahren."

Indem wir in die Gebirge hineinfuhren, wurde der Schnee, der Felder und Wälder bedeckte, immer tiefer und fiel immer dichter vom Himmel. In Weilheim, das vor kurzem fast ganz niedergebrannt war und dessen nackte Ruinen aus dem Schnee herausstarrten, mußten wir uns in einen engen Schlitten wie Häringe zusammendrängen

lassen, besiegten aber diese Beschwerlichkeiten und die Langeweile der Nacht durch die heiterste Laune. In Partenkirchen verloren wir die Bahn völlig, und unsere Pferde mußten sich durch einen vier Fuß tiefen frischgefallenen Schnee Schritt vor Schritt durchgraben, so daß wir fünf Stunden brauchten, um eine Post zurückzulegen. Der Morgen graute, und wir waren noch nicht an der Scharniz. Von den schönen Gebirgen sahen wir übrigens gar nichts, da sie bis zum Fuß von Schneewolken eingehüllt waren, und nur die phantastischen Gebilde des auf den dunkelgrünen Tannenzweigen lastenden, und die verschiedenartigsten Figuren bildenden Schnees gewährten dem neugierigen Auge einige Abwechslung.

Erst gegen Mittag kamen wir an die k. k. Gränze an der Scharniz, einem Paß im rauhesten Gebirg, den schon die Römer befestigt, und porta Claudia genannt hatten. Wie auf meinen frühern Reisen in den k. k. Staaten, fand ich auch hier höfliche und artige Mauthbeamten. Hier begann auch endlich wieder ein besserer Tag, denn alle an der Landstraße liegenden Dörfer waren von den kaiserlichen Beamten aufgeboten, den Schnee wegzuräumen, und wir sahen die kräftigsten Tyroler zu Hunderten damit beschäftigt, und bewunderten im Vorüberfahren ihre edeln Gestalten und Gesichter.

Im Posthause zu Seefeld saßen zwei betrunkene Gränzsoldaten, ein Oesterreicher und ein Böhme. Der erste stand gravitätisch auf, nannte sich den Platzcommandanten und war höchst beleidigt, als wir ihm unsere Pässe nicht zeigten; der andere wollte uns mit Gewalt etwas auf der Cither spielen, plötzlich aber kam die dicke Frau Posthalterin zum Vorschein und warf, als eine ächte Ty-

rolerin, alle beide mit Ober- und Untergewehr zur Thür hinaus. Noch kraftvoller war der Postillon, der uns den Zierlberg ins Junthal hinabfuhr, denn als der Schlitten im tiefen Schnee stecken blieb und die Pferde ihn nicht weiter ziehen konnten, stieg er ab und lupfte den mit sechs Personen und Gepäck belasteten Schlitten allein, ohne unser Aussteigen und unsere Hülfeleistung abzuwarten. Da, wo der Abgrund am schauerlichsten dem Wanderer entgegengähnt, sperrte uns ein umgestürzter Holzwagen den Weg; doch kamen wir glücklich in der Nacht hinab, und der Anblick eines reizenden Tyrolermädchens, das uns mit einem Licht lächelnd entgegentrat, ließ uns alles Ungemach vergessen. Wir eilten aber nur weiter, um auf dem Schönberge hinter Inspruck und auf dem Brenner noch größere Gefahren zu bestehen, denn alle Augenblicke glaubten wir in die Abgründe zu stürzen, wenn unser am Rand in tiefem Schnee begrabener Pfad unsicher hinlief. An eine Aussicht war immer noch nicht zu denken. Ein neuer Reisegefährte, der von nichts sprach, als von dem guten Schlaf, aus dem er geweckt worden war, um in den Wagen zu steigen, machte auch uns schläfrig. Das Hämmern und Klopfen an den neuen Festungswerken bei Brixen und das stärkere Rauschen der Eisack, an welcher der Weg ins Wälschland hinabführt, ermunterte uns etwas; aber erst am dritten Tage drang die Sonne siegreich durch und zeigte uns im Rücken noch von fern die Spitzen der schönen Gebirge, durch die wir gekommen waren, ohne sie zu sehen. Gerade die schönsten Partien des Weges, die Gegend von Inspruck und von Botzen hatte der Eilwagen bei Nacht und unter undurchsichtigem Schneegestöber passirt.

Zweites Capitel.

Trient — fremdartige Eindrücke — Verona — Brescia — die erste schöne Italienerin — die prächtige Bergstadt Bergamo — Mailand — der Dom.

In Trient, wo wir nach Mitternacht anlangten, hörten wir die ersten italienischen Laute. Durch den Mondschein begünstigt, durchstreiften wir die Straßen und betrachteten den Dom, der in der tiefsten Stille dalag. Unfern davon gewahrten wir durch ein Fenster ein hell erleuchtetes Zimmer, und erblickten eine weibliche Leiche auf einer Todtenbahre, an deren Ecken vier große Wachskerzen flammten. Ein alter Wächter war daneben eingeschlafen.

Es wurde Tag, und wir eilten durch Roveredo und Ala beim heitersten Wetter vollends das schöne Thal der Etsch hinab. Hier ist alles schon italienisch. Die Physiognomie, Tracht, Sprache und Sitte der deutschen Tyroler hört auf. Die Größe und Stärke der Männer, die blühende Schönheit und reizende Sittigkeit der Mädchen nimmt allmählich ab. Der edle Freimuth und die Ehrlichkeit in den Gesichtern verwandelt sich in den Ausdruck italienischer Verschmitztheit oder einer gewissen gleichgültigen Frechheit. An den Männern fällt der starke schwarze Backenbart, an den Weibern das reiche, aber verwilderte Haar und der dreiste Blick auf. Die Tracht

zeichnet sich durch nichts mehr aus, als durch Unreinlichkeit. Statt der behaglichen hölzernen Häuser mit blitzenden Fenstern sieht man jetzt lauter steinerne Häuser mit flachen Dächern und Fensterhöhlen ohne Glas. Zerlumpte Postillons leiten die Pferde statt des Riemenzeugs mit schlecht zusammengebundenen Stricken, fahren aber mit größter Schnelligkeit. Die Pferde haben sehr hohe, unten hohle Sättel, und wenn sie geputzt sind, am Riemenzeug Reh- und Dachshaar. Ochsen, unter ein buntgemaltes Joch gebeugt, ziehen am Lastwagen, deren Deichsel vorn aufwärts gebogen weit über sie hinwegragt. Nicht weniger fremdartig und malerisch sind die kleinen Wagen, die einfach aus einem geflochtenen Korbe bestehen, die etwas schwerfälligen rothgemalten Cabriolets, auf welchen Honoratioren oder wohlgenährte Schwarzröcke vom Lande zur Stadt fahren, und besonders die Esel, die bald auf beiden Seiten schwerbepackt mit gesenktem Haupt einhergehen, bald munter trabend einen faunischen, rückwärts gestreckten, faul sich schütteln lassenden Bauernburschen tragen. Unterwegs in einem Dorfe betraten wir eine jener großen Küchen, die in Italien der Sammelplatz der ganzen Familie und der Gäste und zugleich die Vorrathskammer ist, und tranken hier zum erstenmal den trefflichen vino santo aus seltsam gestalteten Flaschen, deren Bauch oben in einem trichterförmigen Hals endet. Vor Verona begegnete uns ein Hochzeitszug. Die Braut trug einen schwarzen Mannshut und war recht hübsch; der Bräutigam und die übrigen jungen Burschen trugen kurze Jacken mit offenem Hemdkragen, kurze Hosen und weiße Strümpfe und sahen

ſehr elegant aus. Jeder hatte ein Paar Piſtolen bei ſich, die bei der Hochzeitfeierlichkeit abgeſchoſſen werden.

Etwa eine Stunde vor Verona endet das überaus lange Thal, das ſich vom Brenner aus der Eiſack nach bis nach Botzen und von da der Etſch entlang (die ſich hier mit der Eiſack vereinigt) bis zur Lombardei fortzieht, und das durch ſeine Engpäſſe oder Clauſen ſo berühmt iſt. Noch jetzt, wie vor Alters, iſt dieß der Hauptweg aus Deutſchland nach Italien. Nur ein kleiner Gebirgszug hindert die Etſch, ſich in den Gardaſee zu ergießen, ſie läuft mit der Straße dieſem See parallel und wendet ſich da, wo zugleich der See und das Gebirge aufhört, links gegen Verona. Der Anblick der ſpiegelglatten und unüberſehlichen lombardiſchen Ebene überraſcht, nachdem man tagelang in einem und demſelben engen Felſenthal zugebracht hat. Doch hatte damals dieſe Ebene nicht viel Erfreuliches für uns, da ſie noch nicht grünte. Nur nackte Reben rankten ſich um nackte Bäume und zeigten uns nichts als das Gerippe jener üppigen Feſtons und Guirlanden, die in ihrem Blätterſchmuck alle Reiſenden anfangs entzücken, nachher aber langweilen, weil ſie ſich überall ähnlich ſehen und die Ausſicht auf die Berge verſperren. Dieſe Ausſicht genoſſen wir in voller Freiheit.

Verona, die erſte größere italieniſche Stadt, die ich ſah, zog mich nicht beſonders an. Das antike Amphitheater iſt wohlerhalten, aber klein und keineswegs geeignet, einen ſolchen Eindruck hervorzubringen, wie das römiſche Coliſeum. Dennoch war mitten darin ein noch kleineres modernes Theater von Holz aufgeſchlagen, und um vollends die antike Illuſion zu zerſtören, hat man in

die alten Mauern eine Marmortafel eingesetzt, auf welcher alle die hohen Potentaten genannt sind, welche bei Gelegenheit des Congresses diese Theaterruine besucht haben. Sie erinnerte mich an eine ähnliche Marmortafel, die ich einst an einem berühmten Wasserfall in den Felsen eingesetzt fand und worauf eingegraben war: „Allhier geruhten Ihre Majestäten die Wunder Gottes in Allerhöchsten Augenschein zu nehmen.“ — Verona ist sehr gut gepflastert, und das Wagengeleis geht durchaus auf Quadern fort. Einige alte Paläste stechen seltsam gegen die modernen Gebäude ab. In den Straßen ist ziemlich viel Leben, und mit Vergnügen sah ich hier zum erstenmal die Handwerker vor den Thüren oder in den offenen Boutiquen in ununterbrochener Reihe ganze Straßen entlang und bis tief in die Nacht bei hellem Lampenschein arbeiten.. Wäre mit dieser Betriebsamkeit größere Reinlichkeit verbunden, so würde sie das heiterste Bild des alten lombardischen Städtelebens gewähren. Aber überall sieht man in Italien (Mailand allein ausgenommen) auch bei dem lebendigsten Treiben in den Städten einen gewissen Ausdruck von Armuth und Schmutz, der traurige Empfindungen erweckt. Ich besuchte hier das Theater. Das Haus war geräumig und prächtig, die Oper aber, die gerade aufgeführt wurde, unbedeutend. Ueberhaupt ist die Musik in Italien gesunken. Man verschreibt die Primadonnen aus Frankreich und Deutschland, was gewiß vormals unerhört war. Die Malibran von Paris und die Unger von Wien nahmen während meiner Anwesenheit in Italien allen Beifall und Ruhm allein in Anspruch.

Noch in derſelben Nacht fuhren wir mit Extrapoſt weiter. Beim Grauen des Tages ſahen wir den reinen Spiegel des Gardaſees, der ſich bald vom Widerſchein der Morgenröthe lieblich röthete, im Hintergrunde von Alpen hoch überragt. Bald kamen wir nach Brescia, deſſen Corſo wieder ſehr von Menſchen belebt war. Hier aßen wir köſtliche, noch ganz friſche Weintrauben vom letzten Herbſt. Weiber gingen mit nackten Füßen in plumpen Holzſchuhen, trugen aber große ſilberne Nadeln in dem Knoten ihrer Haarflechten. Vor der Stadt ſahen wir Männer Wäſche trocknen.

Die Männer verrichten überhaupt in Italien eine Menge Geſchäfte, die bei uns durchaus nur den Weibern zukommen. Sie kochen, machen die Betten ꝛc. In den Gaſthöfen wird man nur von Mannsperſonen bedient, was jedem Reiſenden abſcheulich vorkommt, der an die freundlichen Geſichter unſerer Kellnerinnen und an die Illuſionen gewohnt iſt, die von weiblicher Bedienung unzertrennlich ſind. Wer wird ſich nicht gern ein Glas reichen laſſen, das von einem Mädchen geſchwenkt iſt; aber aus der Hand eines ſolchen ſchwarzbärtigen und unfreundlichen italieniſchen Cameriere nimmt man anfangs auch das Reinlichſte ungern an. Doch gewöhnt man ſich bald daran, und wenn man ſo vernünftig iſt, die kleinen ländlichen Locanden aufzuſuchen, ſo findet man neben guter Hausmannskoſt und trefflichem Wein auch gemeiniglich die Töchter des Hauſes, die den Gaſt ſo ſittſam und mit ſo viel Gutmüthigkeit bedienen, wie in Deutſchland.

Nicht alle Reichen in der Gegend von Brescia

ſcheinen guten Geſchmack zu beſitzen. Ich ſah unter andern eine Villa, die einem bunten Kachelofen ähnlicher war, als einem Sommerpalaſt. An den Kirchhöfen ſieht man in grellen Farben das Fegfeuer gemalt, worin nackte Menſchen brennen.

Vor dem einſamen Poſthauſe zu Cavernajo fanden wir das erſte italieniſche Mädchen von wahrer Schönheit. Es war nur eine Bauerdirne, die auch noch wegen der Nähe der Alpen viel deutſche Friſche und Farbe, und jene ſchwere Vollblütigkeit hatte, die den blaſſen Italienerinnen fehlt; aber ihre leichte italieniſche Bewegung, ihr kindiſches und heftiges Benehmen, ihr brennendes Auge, deſſen unteres Augenlied wie an der Venus aufgezogen war, ließ uns in ihr eines der reizendſten Geſchöpfe erblicken, die je von einem deutſchen Vater und einer italieniſchen Mutter abgeſtammt ſind. Ich habe weder in Italien noch in Deutſchland je wieder ein ſo eigenthümliches Geſicht geſehen, das gemalt gewiß großes Aufſehen erregen würde. Doch was ſage ich „gemalt?“ Fällt es auch wohl einem Maler ein, die Mädchen ſo ſchön zu malen, wie ſie ſind? Das war einmal der Einfall Raphaels, aber ſeitdem iſt nie wieder ein ſchönes Mädchen gemalt worden.

Bergamo iſt weniger beſucht und bekannt, als es verdient. Es iſt eine der ſchönſten Städte Italiens. Die untere Stadt reiht ſich in einem Halbmond um den Berg, der die obere Stadt als ſeine Krone trägt. Im Rücken die Gebirge von Teſſin und Engadin, hat man vor ſich die weite Lombardei. Auf dem höchſten Stadttheile befindet ſich eine ſehr alte, mit Thürmchen und Treppen wunderlich verzierte Kirche und ein eben ſo alter

ter Marktplatz mit einer Säulenhalle. Dieſe phantaſtiſche Verworrenheit altitalieniſcher Stadtgebäude habe ich nachher öfter wiedergefunden. Die ganze Altſtadt von Bergamo iſt eigentlich ein Chaos von kleinen Altanen, Terraſſen, Treppchen und Thürmchen, die neugierig über einander wegzuragen wetteifern, und von wo aus man nach allen Seiten hin die unumſchränkteſte Ausſicht hat. In der neuen oder untern Stadt, die eine Viertelſtunde weit abwärts am Fuße des Berges liegt, ſind breite geräumige Straßen. Hier ſah ich einen überaus ſchönen Knaben von etwa ſechs Jahren in Lumpen, der mit Augen voll edler Wuth einen Zug vornehmer Schulkinder, die ihn aushöhnten, bei ſich vorüber gehen ließ. Solche Proceſſionen nehmen ſich komiſch genug aus, da die ganz kleinen Buben in geiſtlicher Tracht oder gar mit dreieckigem Hut, Frack, ſeidenen Strümpfen, Schuhſchnallen und Degen einherſtolziren.

Mit Windeseile jagten unſere Poſtillone die glatte Straße nach Mailand hinab. Wir hatten Gendarmen zu Pferde bei uns, und jeder Poſtillon war noch beſonders mit einem Degen bewaffnet. So machten unſere zwei hellerleuchteten Wagen einen hübſchen Zug durch die Nacht. Noch vor Mitternacht kamen wir nach Mailand, wo wir in der Caſa Reichmann, dem berühmten Abſteigquartier der Deutſchen, nach ſo vielen anſtrengenden Nachtreiſen, eine behagliche Ruhe erwarteten. Der alte Reichmann hatte ſich aber vom Geſchäft ganz zurückgezogen, und ſein Sohn war abweſend. Wir fanden Unordnung, Unreinlichkeit und die unverſchämteſte Rechnung, die wir in ganz Italien be-

zahlt haben. Gleich am ersten Tage mußten wir ausdrücklich das heimliche Gemach reinigen lassen, so übel war es zugerichtet. Am zweiten Tage, als wir Abends nach Hause kamen, fanden wir unsere Zimmer offen, ein brennendes Licht darin, unsere Koffer verrückt, einige Weinflaschen geleert und ein zerbrochenes Glas am Boden. Als wir deßhalb Lärm machten, kam eine betrunkene Weibsperson, die uns um Gotteswillen bat, sie nicht zu verrathen, sie habe im Zimmer aufräumen sollen und der Begierde, unsern Wein auszutrinken, nicht widerstehen können.

Mailand ist eine volkreiche, schöne, moderne Hauptstadt, und übertrifft an Eleganz alle andern italienischen Städte. Auch hier ist das Straßenpflaster wieder so vortrefflich, daß es jedem, der aus Deutschland kommt, auffällt. Charakteristisch sind die Granitsäulen, die an allen Palästen, den Hallen und Galerien verschwenderisch angebracht sind, und deren es hier 20,000 geben soll. Damit die Straßen nicht verstellt werden, sind die Schilderhäuser für die k. k. Wachtposten hier so eingerichtet, daß man sie wie eine spanische Wand oder Brieftasche platt zusammenlegen kann, so lange sie der Soldat nicht braucht. Die Kaufläden sind sehr belebt und reinlich. Anfangs findet der Fremde die dichtgedrängten Guirlanden von gelben Würsten (Butter in Därmen) zwischen Schinken, Salami, Käsen, Lichtern ꝛc., womit alle Wände im Innern der Boutique bedeckt sind, sonderbar; sieht man aber näher zu, so muß man den Italienern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß überall, wo sie auf diese Weise Eßwaaren zum Kauf ausstellen, ihre Reinlichkeit musterhaft und

wahrhaft appetiterweckend ist. Ich rede hier ausdrücklich von den animalischen Lebensmitteln, denn daß die Frucht- und Gemüsehändler mit Orangen, Trauben, Blumenkohl ꝛc. ihre Läden noch malerischer und anlockender auszuzieren wissen, wird man gern glauben. Zwar ist die Vegetation in der Lombardei bei weitem noch nicht so üppig, als südlich von den Apeninnen; doch sieht man auch in Mailand schon im Posthofe einen Weinstock, der ganz einem Baum ähnlich vier Etagen hoch hinaufwächst und oben erst in Ranken sich ausbreitet.

Das größte Kunstwerk Mailands ist der Dom. Nur in Italien konnte dieses Wunder der Baukunst ausgeführt werden, denn der ungeheure Bau besteht ganz und durchaus aus weißem Marmor; aber nur in Deutschland konnte die Idee dazu entworfen werden, denn er ist gothisch und wirklich, wie alle ächtgothischen Gebäude in Italien, von einem deutschen Meister angelegt. Auf diesem italienischen Boden bezeichnet er natürlicherweise ein Extrem der gothischen Baukunst und ist eben deßhalb um so merkwürdiger.

Der Charakter der gothischen Dome am Rhein, in den Niederlanden, an der Donau ist ein tiefer Ernst. Als dunkle Massen stehen sie an den grünen Ufern, und in ihrem Innern ist ewige heilige Nacht. Ihr Säulenwald, ihr kunstreich gewölbtes Dach gleicht noch immer dem tiefen Dunkel heiliger Haine, in denen unsere heidnischen Urväter opferten. — Der Mailänder Dom ist dagegen, ohne im geringsten den gothischen Grundtypus zu verläugnen, doch so hell und licht im Glanze

ſeines weißen Marmors, als wenn er überall offen wäre wie ein griechiſcher Tempel.

Der Charakter der gothiſchen Baukunſt im ganzen Norden iſt ein ſtreng architektoniſcher. Das plaſtiſche Element tritt ganz zurück oder iſt noch nicht entwickelt; nur verſteckt lauſchen aus den Niſchen, den Portalen und aus den Ausbiegungen der Säulen halbe Figuren hervor, wie Hamadryaden, die aus dem Spalte des Baumes zu blicken wagen. Die ſchöne Harmonie architektoniſcher Linien leidet das freche Hervordrängen der Figuren noch nicht. Am Mailänder Dom macht ſich dagegen das plaſtiſche Element ſo weit geltend, als es ſich noch irgend mit dem architektoniſchen verträgt. Mit ungemeiner Kühnheit, aber immer mit Geſchmack drängen ſich aus den breiten Wänden der Spitzſäulen Figuren hervor; die koloſſalen ſcheinen aus dem Grunde hervorzuſteigen, die zierlichen ſchweben leicht auf den Spitzen des Baues; aber man erblickt ſie überall.

Der Charakter der gothiſchen Baukunſt iſt ein ſymboliſcher; im Norden aber beſchränkt ſich die Symbolik auf rein architektoniſche Mittel, auf die Kreuzform des Grundriſſes, die Richtung des Altars nach Oſten, die Dreizahl oder Siebenzahl ꝛc., und kaum bietet die mannichfache Verſchlingung von Kreuzen, Roſen und Herzen in den Spitzbögen, Plafonds und in der durchbrochenen Steinarbeit der durchſichtigen Thürme Gelegenheit zu noch feineren poetiſchen Beziehungen. — Am Mailänder Dom hat man dagegen plaſtiſche Mittel benützt, um die Symbolik vollſtändig zu machen, um in dem großen Bauwerk zugleich ein poetiſches Ganze erblicken zu laſſen.

Der Dom iſt nämlich der heiligen Jungfrau gewidmet, und in ſeinem ganzen Bau iſt die Idee der Jungfräulichkeit ausgedrückt. Darum iſt er durchaus vom Grunde bis zur Spitze vom reinſten weißeſten Marmor aufgeführt, und wirklich ſind die Jahrhunderte noch nicht im Stande geweſen, ihn ſo zu verwittern, daß nicht der weiße Glanz über die ſchwarzen Schatten, die ſich an der Wetterſeite angeſetzt haben, die Oberhand behielte. So erſcheint der ganze Bau rein, leicht, heiter, freundlich, und ſein gewiſſermaßen weiblicher Charakter iſt gegenüber den finſtern Domen des Nordens, in denen mehr männliche Strenge waltet, nicht zu verkennen. Mit der jungfräulichen Reinheit und Heiterkeit iſt aber auch deren Triumph über die rohe Kraft dargeſtellt. Aus rieſenhaften maſſiven Fundamenten erhebt der Dom in immer freierer und zierlicherer Form die ſchön geſchwungenen Schwibbögen, die Brücken gleich das Dach tragen, und die hundert Thürmchen und Spitzen, die es umgürten, und endlich den gothiſchen durchbrochenen Thurm, der dieſen ganzen kunſtreichen Marmorwald hoch überragt. Dieſes architektoniſche Aufſteigen iſt aber zugleich ein plaſtiſches. Zu unterſt umgürten die koloſſalen Portale und Wände eben ſo rieſenhafte Statuen, in denen Kraft und Kampf ausgedrückt ſind. In zweiter Reihe über ihnen das lange flache Dach entlang folgen Heilige und Martyrer, in denen ſchon die Ruhe der Ueberwindung ſich ausſpricht. Ueber dieſen im Kreis um den Thurm her ſchweben nur noch Engel mit dem Lächeln der Seligkeit und des gewiſſen Triumphs. Dann folgt ein Kranz von goldnen, weit in die Ferne leuchtenden Sternen, die Gränze des

Himmels bezeichnend. Noch höher, über den Engeln und über den Sternen reihen sich um die Spitze des Thurmes die weiblichen Tugenden, jedoch erlaubt der hier schon sehr enge Raum der Treppe kaum, die Profile dieser reizenden weiblichen Gestalten zu betrachten. Ganz auf der Spitze des Thurmes endlich, der Stadt Mailand und der lombardischen Ebene weithin sichtbar, leuchtet die kolossale goldene Statue der Madonna selbst.

So ist dieser Mailänder Dom der Idee wie der Ausführung nach einzig in seiner Art, und eins der lehrreichsten, wenn auch freiesten Werke der gothischen Baukunst. Er beweis't, wie weit sich der deutsche Geist italienische Mittel dienstbar machen konnte, ohne aus der Art zu schlagen.

Ein besonderes Glück waltet über dieses heitere Werk auch insofern, als es seiner letzten Vollendung immer näher gebracht wird. Zwar merkt man von außen kaum, daß in dem ohnehin schon überreichen Walde von Spitzsäulen noch einige fehlen; beim genauern Studium des Werkes muß man aber im Gegentheil erstaunen, welche unendliche Mühe die Ausfüllung dieser scheinbar kleinen Lücken kostet, und wie viel dafür schon gethan ist. Napoleon, vom Mailänder Dom, wie von allem was groß in seiner Art war, hingerissen, befahl die Ergänzung des Fehlenden, und die k. k. Regierung wetteiferte noch, durch ihre Fortsetzung das, was er angefangen, zu übertreffen. Möchten wir vom Kölner Dom und Straßburger Münster das Gleiche rühmen können.

Im Innern des weiten Doms hat mir der Pla-

fond am meiſten gefallen. In den harmoniſchen Wölbungen deſſelben bildet die feine durchbrochene Arbeit des weißen Marmors Roſetten und netzartige Verſchlingungen, die ſich vielleicht am beſten mit den Stickmuſtern unſerer Damen vergleichen laſſen. Auch hierin behauptet der Bau ſeinen Charakter als Ausdruck des weiblich Zarten. Dagegen gehört die als anatomiſches Meiſterwerk berühmte Statue des geſchundenen heiligen Bartholomäus in dieſe Kirche nicht hinein, obgleich ſie ſich hinter dem Altar einigermaßen verſteckt. Man zeigte uns das Grabmal des heiligen Borromäus, an dem entſetzlich viel Silber unnütz verſchwendet iſt. Solche neue Heilige, die meiſt Schöpfungen politiſcher Convenienz, päpſtlicher Beſtechung, der Dankbarkeit und provinzieller Eiferſucht waren, laſſen mich immer ſehr kalt. Intereſſanter war mir der Biſchofſtab des heiligen Ambroſius, vor dem der große Kaiſer Theodoſius ſich beugen mußte. Auch zeigt man hier hübſche Goldarbeiten von Benvenuto Cellini.

Vor dem Dom auf der Straße iſt ein kleiner Markt von Papagaien, deren lebhafte bunte Farben mit dem weißen Marmorbau ſeltſam und fremdartig contraſtiren. Ich beſuchte auch einige andere Kirchen, deren ich mich aber nicht deutlich mehr erinnere. In einer derſelben, die ſchwarz ausgeſchlagen war, ſah ich noch Vigilien für Kaiſer Joſeph II, da gerade ſein Todestag war. Es iſt zwar etwas lange her, doch kann man ſich nicht oft genug an den Kaiſer Joſeph erinnern. Auch die Lombardei hat ihm viel zu verdanken. Graf Firmian, der ganz in den Geiſt Joſephs einging, beförderte den Ackerbau durch Prämien, den Handel durch Straßen,

Häfen und Aufhebung der Mauthen, die Wissenschaften durch Hebung der Universität Pavia, durch Belohnung ausgezeichneter Gelehrten, und durch ungehinderte Verbreitung der Aufklärung.

Die Gemäldegalerie der Brera ist nicht so reich als manche in Deutschland, und obgleich ich sie auf dem Wege nach Florenz und Rom mit großer Theilnahme betrachtete, mußte sich doch diese Theilnahme auf dem Rückwege verlieren. Wenn man so viel Schönes sieht, vergißt man leicht das Kleinere über dem Größern. Durch die vielen Paul Veroneses scheint mir diese Sammlung eigentlich charakterisirt zu seyn. Von Raphael sieht man hier das schöne Bild, die Verlobung Maria's mit Joseph. Nur der Merkwürdigkeit wegen erwähne ich, daß man auch hier, wie in allen größern Galerien Italiens, einen vortrefflichen Van Dyck findet, während andere Niederländer auf welschem Boden sehr selten sind.

Im Theater della Scala hatte ich das Unglück, die berühmte Signora Pasta nicht zu hören. Das Gebäude ist sehr groß und prächtig. Die Oper interessirte mich nicht, wohl aber das Ballet, in welchem sich eine Wienerin, Namens Schlanzowski, durch eine unglaubliche Behendigkeit auszeichnete, wenn es ihr auch an feinerer Grazie gebrach. Das Parterre war voll junger österreichischer Officiere und Civilbeamten. In den Seitenlogen stritten zwei Damen, eine sehr schwarze Italienerin und eine sehr blonde Engländerin, um den Preis der Schönheit. Wenn ich Paris gewesen wäre, hätte ich den Apfel zerschnitten, aber die erste Hälfte doch der Italienerin gegeben, denn der Reiz der Neu-

heit muß ſein Recht behaupten. Nur wenn man oft genug in die dunkeln großen Augen der Italienerinnen wie in ſchwarze Sonnen geblickt hat, und die heimathlichen Geſtalten uns beinah fremd geworden, findet man ſich beim Wiederſehen unwiderſtehlich zu jenen blauen Augen hingezogen, die uns am Ende eben ſo ſicher für immer feſſeln, als die ſchwarzen uns auf Einmal beſiegen. Wenn alſo blonde ſchöne Engländerinnen nicht Italiener erobern wollen, thun ſie beſſer, an Albions weißen Ufern zu warten, bis die jungen Dandies aus Italien zurückkommen. Die Italiener empfinden begreiflicherweiſe umgekehrt. Blondinen und niederländiſche Gemälde ſind bei ihnen ſelten, aber ſehr gern geſehen. Als ich das Theater auf eine halbe Stunde verließ, um mich in einer benachbarten Reſtauration leiblich zu erquicken, fand ich (wie überall in den kleinern Wirthſchaften, die ich daher immer vorzugsweiſe aufſuchte) vortrefflichen Wein, und ein junges Landmädchen aus der Gegend von Bergamo, die mit der Sicherheit eines jungen Hamburgers eine Cigarre rauchte und mit ihrem bergamaskiſchen Patois die ganze umherſtehende Männerwelt beherrſchte. Daſſelbe Patois ſprach die komiſche Perſon in dem kleinen Puppentheater Girolamo, was übrigens unter der Kritik war.

Drittes Capitel.

Der Po und die Apenninen — Pavia — die kranke Brust — der mordgierige Postillon — Gastfreundschaft piemontesischer Bauern — Genua — plötzlicher Frühling — Schobinger — das Meer — die Commandantin der Insel Capraja — die Paläste — italienische Genrebilder.

Da sich die Post in dem alten Orte Pavia ohnehin nicht aufhielt, konnte ich nur der Gegend meine Aufmerksamkeit widmen. Der Uebergang über den Po hat hier etwas Malerisches und erweckt große historische Erinnerungen. Man sieht von hier aus zum erstenmal die Apenninen im Süden, aber zugleich auch im ganzen Westen und Norden in ununterbrochener Reihe die Alpen, so daß man die ganze piemontesische Ebene und einen großen Theil der lombardischen überblickt, in deren tiefer Ferne der Po sich verliert.

Hier begreift man, warum sich die Longobarden Pavia zum Königssitz wählten. Kein anderer Ort gewährte ihnen diesen schönen Ueberblick, und hier waren sie auch in der Nähe der fränkischen (burgundisch-alemannischen) Gränze, und konnten die Bewegungen der Franken besser beobachten, als dieß vorher den Gothen möglich war. Hätten die Ostgothen, anstatt sich nach Ravenna zu setzen und ihr Hauptaugenmerk auf Mittel- und Unteritalien zu richten, ihre Herr-

ſchaft in Oberitalien und namentlich gegen die Franken beſſer befeſtigt, ſo würden ſie nicht ſo ſchnell untergegangen ſeyn. Die Longobarden handelten viel klüger, indem ſie den Griechen das ohnehin ſo ſchwer zu behauptende Unteritalien freiwillig überließen und ſich im Norden ſtärkten, aber ſie waren freilich ſchon durch das gothiſche Beiſpiel gewarnt.

Die Luft war rauh und kalt, obgleich die Sonne hell ſchien. Unſere Reiſegeſellſchaft war durch ein paar Schweizer und durch eine ungemein redſelige Mailänderin vermehrt worden, die mit goldenen Armbändern, Ketten, Ohrringen und Ringen Staat machte und uns zu myſtificiren ſtrebte. Dieß erhielt unſer Geſpräch munter. In Voghera gab ſie mir einen Beweis von dem ſchnellen Zutrauen, das ſie zu mir gefaßt hatte. Sie nahm mich nämlich bei Seite und eröffnete mir, daß ſie an einem Bruſtübel leide, und da ich ein Doctor ſey, ſo werde ich ihr ohne Zweifel helfen können. Ich mußte alſo dieſes Uebel unterſuchen, das in der That nicht vorhanden war.

Eine Stunde hinter Tortona hielt der Wagen plötzlich ſtill. Zwiſchen dem Conducteur und Poſtillon entſpann ſich ein Zank, auf den wir weiter nicht achteten, da wir, im innern Raume des Wagens eingeſchloſſen, die Worte nicht deutlich hören konnten. Die Pferde zogen wieder an, aber plötzlich bekam der Wagen einen heftigen Stoß und hielt wieder. Aus dem Cabriolet vorn erhob ſich Geſchrei und Schelten. Wir riſſen die Wagenthür auf und ſahen, daß wir dicht am Rande des tiefen Chauſſeegrabens hielten. Wir erfuhren nun, der Poſtillon habe uns, um ſich an dem

Conducteur zu rächen, in den Graben werfen wollen, und nur dadurch, daß er früher schon in seinem Zorn vergessen habe, nachdem die Passagiere eingestiegen waren, den Wagentritt wieder heraufzuschlagen, habe dieser eiserne Tritt an einem Chausseestein angestoßen und dadurch sey der Wagen noch glücklich aufgehalten worden. Wir rissen den Postillon vom Pferde herab. Er schäumte vor Wuth und zog ein Messer, bekümmerte sich aber nicht um uns, sondern wollte sich immer nur auf den Conducteur stürzen. Wir entwaffneten ihn. Die Ursache des Streits blieb uns unbekannt, doch fiel es uns auf, daß der Conducteur die größte Furcht zeigte und uns beständig bat, den Postillon zu schonen. Dieß bewog uns endlich, ihn loszulassen. Wir fuhren weiter, aber kaum hatten wir hundert Schritt zurückgelegt, so lenkte der wüthende Mensch die Pferde schon wieder seitwärts, und in einem Augenblick befanden wir uns wieder in derselben Gefahr. Unsere muntere Mailänderin stieß einen gellenden Schrei aus. Ein an der Thür sitzender Schweizer hatte die Geistesgegenwart, sich augenblicklich aus dem Wagen zu stürzen und mit Blitzesschnelle den Pferden in den Zügel zu fallen, im Moment, da der Wagen eben überkippen wollte. Nun stieg alles aus, niemand wollte weiter fahren. Der Postillon erhielt den Tribut unserer Dankbarkeit, wehrte sich aber nicht gegen uns, sondern hatte immer nur den Conducteur im Auge, dem er ununterbrochen zurief: „und ich ersteche dich doch noch!" Dieser Conducteur hatte den Kopf ganz verloren. Endlich ließ er sich antreiben, einen andern Postillon zu holen, während der Wagen stehen bleiben

und warten ſolle. Da der Abend aber ſehr friſch war, gingen Horſchelt und ich zu Fuß voraus, um uns eine Bewegung zu machen. Wir ſpazierten gemach vorwärts, es wurde Nacht, der Wagen kam uns nicht nach. In den Dörfern, durch die uns der Weg führte, war Muſik, und durch die Fenſter ſahen wir tanzende Masken. Es war Carneval. Maskirte Gäſte, die uns in der Dunkelheit begegneten, wieſen uns freundlich auf den rechten Weg und begleiteten uns ſogar eine Strecke. So in einem, ſo im andern Dorf. Endlich nach drei Stunden erreichten wir das ſchlachtenberühmte Städtchen Novi, das in tiefem Dunkel lag.

Ein einſames Licht ſchimmerte uns entgegen. Es war ein kleines Kaffeehaus, in welchem noch einige Bauern beim Kartenſpiel ſaßen. Wir erquickten uns mit einem guten Trunk. Ich forderte eine Cigarre, die aber nicht zu haben war. Ein Bauer, der dieß hörte, ſtand ſogleich auf und bot mir mit Artigkeit die kleine Tabakspfeife an, die er im Munde hatte. Ich durfte ſie nicht ausſchlagen, wenn ich die Geſetze der Gaſtfreundſchaft nicht verletzen wollte. Ich nahm ſie alſo eben ſo höflich an. Der Bauer frug mich, was ich für ein Landsmann ſey, und als ich es ihm geſagt hatte, ſchlug er mit der Hand auf die Bruſt und rief: sono Tedesco! Ich ahmte ihm nach und rief: sono Italiano! worauf wir uns mit ungemeinem Anſtand umarmten. Dieſelbe Courtoiſie habe ich nachher durchgängig unter den italieniſchen Bauern gefunden. Selbſt die kleinen Buben nennen ſich unter einander Signor, wenn ſie auch in Lumpen gehen.

Noch mehrere Stunden vergingen, ehe uns der

Postwagen nachkam. Der Conducteur hatte bis Tortona zurückreiten müssen, um einen andern Postillon zu holen, und das Hin- und Herreden und Klagen hätte uns auch vielleicht jetzt noch aufgehalten, wenn wir nicht zur Eile angetrieben hätten. In derselben Nacht noch fuhren wir bei großer Kälte die Apenninen hinauf, und befanden uns bei Sonnenaufgang auf deren Spitze. Sie sind hier kahl, ein nacktes und wildes Felsengebirge.

Von hier aus sieht man in weiter Ferne durch eine Lücke der Berge zuerst nur einen kleinen Theil des mittelländischen Meeres, dessen duftig-blaue, von der Sonne versilberte Linie sich aber, je mehr man durch die Thäler der Borghetta herabkommt, weiter am südlichen Horizont ausbreitet und endlich die Oberhand erhält, und das feste Land gleichsam hinter uns zurückdrängt. Ferne Segel fesseln unsere Augen, noch ehe wir die Stadt Genua selber sehen, die noch hinter ihren alten Castellen und Schanzen versteckt liegt.

Die Straße wand sich durch ein Thal, das je tiefer hinab immer wärmer wurde. Zum erstenmale spürten wir die Strahlen der südlichen Sonne, und waren nicht wenig überrascht vor den zahlreichen Landhäusern der Genueser, die sich bis in dieses Thal erstrecken, vollblühende Bäume zu finden, nachdem wir die Nacht noch von heftiger Kälte in den Apenninen gelitten und erst seit einigen Tagen uns aus dem tiefen Schnee der Alpen herausgearbeitet hatten. Auch an den Cypressen und Pinien erkannten wir hier erst den wahren Reiz, da wir sie unter den andern weiß- und rothblühenden Bäumen und dem frischen Grün

einiger Wieſenplätze und vieler Citronen- und Pomeranzengärten mit ihrem ſchwarzen Grün einen lebhaften Contraſt hervorbringen ſahen. Kurz wir befanden uns auf Einmal im warmen blühenden Frühling, geblendet von den aus dem Meere zurückprallenden Sonnenſtrahlen.

Vor dem Thore der Stadt Genua ſahen wir an den Mauern viele wild aufgeſchoſſene Aloës. Im Innern der menſchenvollen Stadt wimmelte es von Laſtträgern und anderm Pöbel, der ſich hier durch die rothe phrygiſche Mütze auszeichnet, die in Neapel eine braune Farbe annimmt. Es iſt im Grunde die rothe Jacobinermütze, denn dieſe ſtammt bekanntlich von den Marſeillern her, bei denen ſie, wie an der ganzen Küſte des mittelländiſchen Meeres, beim niedern Volk (und nicht bloß bei den Galeerenſklaven) im Gebrauch iſt. Mitten unter dem Volke ſchlichen Mönche in allen Trachten umher, die hier ſchon häufiger ſind als in der Lombardei. Auch begegnete uns eine Leiche, begleitet von ſchwarzvermummten Männern, denen ihre ſchwarze Larve bis tief auf die Bruſt herabhing, und die in den Händen Kerzen trugen. Das weibliche Geſchlecht zeichnete ſich durch nichts als durch bunte Schleier aus. Ich fand es nicht beſonders ſchön. Unter beiden Geſchlechtern ſieht man hier ſehr viele Blatternarbige.

Ohne noch Gelegenheit gehabt zu haben, die Stadt im Ganzen zu überſehen, waren wir mitten darin und ſtiegen in der regina delle isole (ehemals Hotel de York) bei dem Schweizer Schobinger ab, der uns hier in Genua alles das Freundliche gewährte, was wir

in Mailand bei Reichmann vergeblich erwartet hatten. Sein Gasthof ist ganz nahe beim Hafen. Von der Altane sieht man auf das Meer. Seine Zimmer sind hell und reinlich, sein Tisch delicat, seine Gefälligkeit und Zuvorkommenheit in allem, was die Fremden bedürfen, besonders denen angenehm, die noch nicht lange in Italien sind, und seine Zeche ungemein billig, daher ich ihn und sein heiteres Haus allen Reisenden empfehle.

Obgleich wir bei Tisch — es war Februar — frische grüne Erbsen und eben so junge Kartoffeln, dazu rabioli, ein eigenthümliches und vortreffliches Gericht der Genueser, und bianchetti, kleine silberweiße Fischchen aus dem Meere, fanden, war unser Auge doch noch hungriger als unser Magen. Wir eilten mehr von Genua zu sehen und warfen uns in eine Barke, um zuerst die berühmte schöne Aussicht von der Hafenseite zu genießen. Der Abend war uns günstig. Mit seinen hundert Palästen, von deren Altanen ringsum aus dunkelm Grün die Goldorangen und sanften Citronen schimmerten, stieg Genova la superba in einem weiten halben Mond vor uns auf und thürmte sich immer höher, je weiter wir aus der Nähe der unmittelbar am Hafen liegenden Häuser und aus dem Bereich der Hafenschiffe uns entfernten und die dahinterliegenden Punkte uns sichtbar wurden. Eine lange Hügelreihe, mit Castellen und Mauern bedeckt, schließt die Aussicht gegen Norden und beherrscht die Stadt, die von da terrassenförmig niedersteigt und wie eine Muschel gegen den Hafen convertirt. Der Hafen ist wieder ein Halbmond im Kleinen, und bildet den Mittelpunkt der ganzen Aussicht. Diese klaren Verhältnisse geben der Gegend von Genua etwas, was dem Auge wohlgefällt,

gefällt, auch wenn man sich nicht um die Ursache bekümmert.

Es verging seitdem kein Tag, an welchem wir nicht in unserm leichten Kahn, den ein sehr hübscher junger Bursche ruderte, auf dem Meere, Genua gegenüber, uns geschaukelt und die reizende Aussicht wiederholt genossen hätten. Des Morgens ließen wir Austern fangen und aßen sie im Kahn so frisch, wie sie aus dem Wasser kamen. Man findet hier eine besonders kleine, aber sehr wohlschmeckende Gattung. Ein andermal bestiegen wir eine sardinische Fregatte, die den Hafen bewachte, und sich durch große Eleganz und Reinlichkeit auszeichnete. Sie hatte über achtzig Kanonen. Ich bedauerte übrigens, daß gerade in diesem Hafen nicht mehr große Kriegsschiffe lagen. Anderwärts sah ich größere Schiffe in schlechtern Häfen; hier im schönsten Hafen nur etwa 200 Kauffahrteischiffe.

Die Aussicht von den Höhen über Stadt und Meer ist nicht minder prächtig, wie die vom Meer aus. Man genießt sie am besten von der Kirche Carignano und von den die Stadt überragenden alten Burgcastellen herab. Man hat den Hügel, auf dem jene erstgenannte Kirche liegt, durch eine wunderbar kühne Brücke, unter deren Bogen Häuser von sechs Stockwerken stehen, mit der übrigen Stadt verbunden. Der Weg zu den Castellen ist hoch und steil. Oben wird man aber durch die herrlichste Aussicht belohnt. Wir stiegen zwischen Wein- und Olivengärten hinauf und hielten bei einem lachenden Landhause an. Die Besitzerin desselben, eine sehr corpulente, aber freundliche Frau, lud uns ein, hineinzutreten, und aus ihren Fenstern das Panorama der Umgegend zu be-

trachten. Sie erzählte uns sogleich ungefragt, mit der den Italienerinnen eigenen Zutraulichkeit, daß sie die Wittwe des vormaligen Commandanten der Insel Capraja sey, und daß sie herzlich wünsche, in ihr Landhaus Miethsleute zu bekommen. Ohne sich darum zu bekümmern, daß wir weiterreisen müßten, obgleich wir es ihr sagten, suchte sie uns ihre Zimmer anzupreisen. Mitten im Hauptsaale lag zwar etwas, was man selbst in Italien sonst nur vor den Thüren findet, aber unsre naive Wirthin schritt ganz unbefangen darüber hinweg, und machte keine Miene, das corpus delicti wegschaffen zu lassen oder sich deßhalb nur zu entschuldigen. Nicht einmal unser Gelächter schien sie zu verstehen. Wir nahmen in der lustigsten Laune von der guten Commandantin Abschied, stiegen noch höher und ließen uns erst in dem Gärtchen einer kleinen anmuthigen Trattorie nieder, die uns der Zufall hier oben entdecken ließ. Bei feurigem Wein und einem frugalen, aber sehr appetitlichen Frühstück genossen wir nun mit vollem Behagen die unermeßliche Aussicht. Hinter und unter den kahlen Apenninen lagen zur Rechten die alten Castelle, zur Linken ein tiefes Thal mit einem völlig ausgetrockneten Flußbett, in welchem, wie es schien, die ganze Wäsche Genua's getrocknet wurde, wenn es nicht Tücher waren, die zur Bleiche da lagen. Der ganze Fluß war weit hinaus damit angefüllt. Eine seltsame Bestimmung für ein Flußbett! Ich erinnere mich in Italien noch einigemal solche ausgetrockneter Flußbette, gleichsam todte Flüsse, gesehen zu haben, die ein allgemeines Stocken des Lebens andeuten, und von denen man glaubt, sie sind den verlornen Völkern nachgegangen, die einst in ihren muntern Wellen

gebadet. Hier aber, neben der lärmenden Stadt Genua und im Angeſichte des lachenden Meeres konnte uns der Fluß keine traurigen Empfindungen erwecken. Vor uns lag die Stadt und die nach beiden Seiten weitausgreifende Küſte des Golfes von Genua, links die Riviera di levante bis zu dem nähern porto Fino, rechts die Riviera di Ponente bis zum entfernten capo Noli, und dann das unbegränzte, ſonnenhelle Meer, das vollkommen einem glatten Spiegel glich. Das mittelländiſche Meer iſt überall ſehr freundlich. Die geringe Ebbe und Fluth, die ſchönen Ufer, das warme Klima tragen auf gleiche Weiſe dazu bei, es von der rauhen Wildheit der nordiſchen Meere zu unterſcheiden.

Außer der Kirche Carignana, die wegen ihrer Brücke und ſchönen Ausſicht berühmt iſt, zeichnet ſich der von abwechſelnd ſchwarzem und weißem Marmor gebaute, und deßhalb etwas ſcheckicht oder wie ein preußiſches Schilderhaus ausſehende Dom aus. In ſeinem Innern fiel mir ein reicher ſilberner Altar auf, an dem ein ſehr liebliches Bild des Chriſtuskindes zu ſehen war, das einſam unter einer Menge von Blumen ſaß. In der Kirche Annunciata, deren große Steintreppe immer von ſchlafenden oder den Kirchengängern auflauernden Bettlern voll iſt, fanden wir in einer Seitencapelle einen jungen Mönch im eifrigſten Geſpräch mit einem jungen, hübſchen Mädchen vertieft.

In Genua ſind die Paläſte wichtiger als die Kirchen. Jede der vielen alten Familien Genueſiſcher Nobili hat ſich einen ſolchen Palaſt gebaut, die Dorias ſogar mehrere, und nicht nur ihre große Zahl fällt auf, ſondern auch die verſchwenderiſche Pracht ihrer Architektur.

Alle nämlich charakterisirt die tiefe Perspective, die der innere Raum sehen läßt, wenn man durch das hohe und weite Portal hineinblickt. Breite Treppen steigen zu beiden Seiten ins Innere des Palastes auf; im Hintergrunde erblickt man Säulenhallen, die einen Hofraum einschließen, dann wieder aufsteigende Treppen, endlich ein eisernes Gitter und dahinter den grünen Garten, Springbrunnen ꝛc. Nicht selten sieht man den Raum eines Palastes bis über die Mitte seiner Höhe zu dieser, den Eintretenden überraschenden Perspective verschwendet, während die eigentliche Wohnung des Besitzers oben in die höheren Stockwerke eng zusammengedrängt ist. Doch wäre der Stolz der Genueser nicht größer gewesen, als ihre Liebe zur Bequemlichkeit, so hätten sie auch nicht so erstaunenswürdige Heldenthaten vollbracht. Venedig hat an Daru einen würdigen Geschichtschreiber gefunden; Genua entbehrt ihn noch.

Der Palast der Signoria ist sehr modernisirt. Dagegen hat der alte Palast Durazzo mit seinem den Berg herabsteigenden dunkeln Walde, und der Palast Doria mit seinem schönen Garten am Ufer des Meeres noch ein ganz alterthümliches Gepräge. In diesem letztern Garten glühten bereits unzählige Rosen an allen Mauern und würzten die warme Luft mit ihrem Geruch. Um die in Hecken dichtgedrängten blühenden Myrten schwärmten Bienen, Schmetterlinge gaukelten vorüber, und die heiße Sonne lockte aus den alten Gartenmauern und auf den, wahrscheinlich selten betretenen Wegen dieses schönen, nur noch von der Natur und wenig mehr von der Kunst gepflegten Gar-

tens ganze Schaaren von grünen Eidechſen hervor, die in unaufhörlicher Bewegung ſich durchkreuzten. Im Graben vor der Gartenmauer wurden Recruten exercirt. Das Commando war franzöſiſch, der Unteroffizier aber war ein ächter Italiener, denn da er nicht ſchlagen durfte, und doch ſeinen Zorn auslaſſen wollte, warf er einen Recruten mit Steinen.

Im Palaſt Serra befindet ſich der ſ. g. Goldſaal, im Grunde nur ein mäßiges Zimmer, welches aber durch ſeine großen Wandſpiegel die goldenen Wandpfeiler ſo oft wiederſpiegelt, daß der optiſche Effect einer unendlichen goldenen Säulenhalle bewirkt wird. Die Verſchwendung daran iſt ſo ungeheuer als unnütz. Einen traurigen Contraſt zu dieſer goldenen Herrlichkeit bildete ein auf einem Sopha ſitzender, ſehr alter und abſchreckend magerer Herr, der das Haar noch alterthümlich friſirt und ſchneeweiß gepudert trug in zwei großen auf die Seite fallenden Rollen, wie Friedrich der Einzige, und der ſonſt wie ein Abbé aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts gekleidet war. Er wärmte ſeine Hände über einem Kohlenfeuer, obgleich die Sonne heiß ins Zimmer ſchien. Unſern Gruß erwiederte er nicht, ſondern ſah uns lächelnd mit ſtechenden Augen an. Es war ein Graf Serra.

Eine Eigenthümlichkeit Genua's ſind die zahlreichen Schieferdächer, Schiefertreppen ꝛc. Man bricht in der Nähe die größten Schieferplatten und verwendet ſie in der Stadt. Ihre Glätte wird aber, namentlich an den Treppen, den Fremden beſchwerlich und ſogar gefährlich. Genua hat nur Eine große und

breite Straße, die ſich mitten durch die Stadt, parallel am Ufer, hinſchlängelt. Alle andern Straßen ſind klein, oft nur Spalten zwiſchen den Häuſern, und ſehr ſchmutzig. Die Häuſer ſind durchgängig ungemein hoch und wetteifern, über einander hinweg zu ragen. Die Dächer ſind zwar alle platt, aber in ſo viel kleine Terraſſen und Winkel neben den Feueressen abgetheilt, und zuweilen, um den Regen ablaufen zu laſſen, noch ſo abſchüſſig, daß man erſtaunen muß, mit welcher Behendigkeit und Dreiſtigkeit die Mädchen darauf herumklettern, um Wäſche zu trocknen oder Blumen zu pflegen, oder dem Geliebten ein Stelldichein par distance zu geben.

Das Treiben der vornehmen Welt auf dem Corſo war, trotz des Faſchings, nicht ſehr lebendig. Die Masken bewegten ſich ohne eigentlichen Spaß durcheinander. Alterthümlich iſt hier noch der Gebrauch der Sänften. Ich ſah eine Dame, die ſich in der offenen Sänfte langſam durch die Straßen tragen ließ und mit einer neben ihr gehenden Bekannten in eifrigem Geſpräch begriffen war. Eben ſo eigenthümlich ſind die zahlreichen Landkutſchen, deren ich wenigſtens funfzig beſtändig vor der Annunciata-Kirche halten, ankommen und abgehen ſah. Sie ſind faſt alle in den bunteſten Farben und mit Blumen bemalt und in der Regel vollgepackt. Wenn ſie ſich ihres Inhalts entleerten, ſah ich häufig behagliche Geiſtliche mit dem Regenſchirm unter drei bis vier Frauenzimmern ausſteigen.

Aus dem Gitterfenſter eines Palaſtes dufteten mir Blumen entgegen. Das ganze Gitter war damit

wie mit einem Kranz in ovaler Form decorirt, und mitten hindurch ſah ich die Blumenhändlerin, ein noch junges Mädchen, ſitzen, die, ohne mich zu bemerken, eifrig an einem Briefe ſchrieb. Endlich ſchlug ſie die ſchönen Augen auf und erſchrack, lächelte aber gleich wieder und ſuchte mir die ſchönſte Roſe aus.

In den engen Straßen und beſonders in der Nähe des Hafens erblickt man dagegen Genrebilder, die man lieber wieder vergeſſen würde, wenn ſie nicht zu charakteriſtiſch wären. Hier bieten ſich in allen Gaſſen die Scenen dar, die Pinelli's Pinſel verewigt hat. Vor den Thüren ganz ungenirt und gerade an den hellſten, der Sonne ausgeſetzten Stellen läßt die erwachſene Tochter ihr langes rabenſchwarzes Haar auf den Boden fließen, während die Mutter ihr öffentlich das Ungeziefer abſieht, und nicht ſelten hat die Tochter ſelbſt zu gleicher Zeit wieder eine jüngere Schweſter in der Arbeit. Nicht appetitlicher iſt die Tapezirung aller dieſer Winkelſtraßen mit ſchwarzer Wäſche. Jeder hängt hier ſeine Lumpen aus. Da man auch hier überall vor den Häuſern oder bei offenen Thüren und Fenſtern arbeitet, ſahen wir unter andern eine Spinnmaſchine, die von Frauenzimmern mit dem Bauche gezogen wurde, denn der Ziehriemen lief ihnen über dem Nabel weg. Dieſe Methode ſcheint der Natur gemäßer zu ſeyn, als das traurige Zuſammenſchnüren der Bruſt, das man faſt überall ſieht, wo Frauenzimmer große Laſten auf dem Rücken tragen oder einen Karren ziehen — wenn es nicht überhaupt beſſer wäre, das zarte Geſchlecht ſolcher nur dem Manne ziemenden Arbeiten gänzlich zu überheben. Eine alte Obſthändlerin fanden wir hier an einer Straßenecke im

Kampfe mit einer unabſehlichen Menge wilder Gaſſen
buben. In der ganzen Wuth ihres italieniſchen Charak
ters, und gleichſam in der vollſten Blüthe ihrer Häßlich
keit, ſchleuderte ſie ihren ganzen Obſtvorrath unter di
jubelnde Menge der hübſchen Knaben, und die Orange
und Citronen flogen nach allen Seiten. In einer ſtille
Ecke am Hafen aber hatte ſich ein kleiner zerlumpter Bub
niedergekauert, der ſeine Nothdurft verrichtete und zu
gleicher Zeit vor ſich ſeinen Kreiſel mit der Peitſche trieb
Scenen dieſer Art ſind in Italien zu gewöhnlich, als daß
ſie noch irgend jemand auffallen, außer dem Fremden

Viertes Capitel.

Der Carlo Alberto — ſtürmiſche Nacht auf dem Meere — Carneval in Livorno — ſchöner Sonnenuntergang hinter der Inſel Corſica — das nächtliche Abenteuer — verſchiedene Beleuchtungen des Meeres — Civita vecchia.

Zufällig waren die drei beſten Dampfſchiffe, die auf der Weſtſeite Italiens ihren Giro zu machen pflegten, kurz zuvor durch Nachläſſigkeit untergegangen, das eine hatte man im Hafen von Neapel verbrennen, zwei andere ſcheitern laſſen. Wir fanden daher in Genua nur das älteſte und ſchlechteſte Dampfſchiff vor, den Carlo Alberto, der die Herzogin von Berry an die franzöſiſche Küſte gebracht hatte, um ſie in ihre Lorbeern Myrten flechten zu laſſen. Das Schiff hatte übrigens jenen berühmten Namen aufgegeben, und nannte ſich jetzt il Commercio di Geneva. Es pflegte mehr Güter, als Paſſagiere zu führen, jetzt aber in der Noth bedienten ſich ſeiner wieder die Reiſenden. Kaum kann es in der Welt ein Schiff geben, das ſchmutziger wäre als dieſes. Alle Paſſagiere beſtiegen es ungern, aber was wollten wir machen? Die meiſten wollten noch die letzten Tage des römiſchen Carnevals ſehen. Schon hatten wir fünf Tage vergeblich auf ein Schiff gewartet. Es war jetzt die höchſte Zeit, und ſo ſtiegen wir in Gottes Namen ein.

Kaum waren wir am Bord, so zogen schwarz Regenwolken am Himmel auf, und ein Wind erhob sich, der bald zum Sturme wurde. An dem herrlichen Schauspiel der immer mehr sich verdunkelnden, und immer unruhiger werdenden See, und am Rückblick auf die im Ungewitter und in der Dämmerung allmählich verschwindenden weißen Ufer Genua's mich weidend, bemerkte ich nicht, daß von der zahlreichen Reisegesellschaft, die anfangs auf dem Verdecke versammelt gewesen war, einer nach dem andern in den untern Raum sich verlor. Die armen Leute hatten alle, drei ausgenommen, worunter auch ich mich befand, die Seekrankheit bekommen, was bei dem abscheulichen Schwanken des Schiffes im immer zunehmenden Sturme sehr natürlich war. Ich blieb verschont, weil ich einen Straußenmagen habe und nie in meinem Leben den geringsten Schwindel empfand. Doch hatte ich am bloßen Anblick der Leiden Anderer so hinlänglich genug, daß ich lieber, anstatt in die Cajüte zu ihnen hinabzugehen, auf dem Verdecke blieb, mich im Eisenwerk dicht am Mastbaume festklammerte und so die ganze Nacht unter freiem Himmel zubrachte. Das Schiff flog auf und ab, der Mast beschrieb, hin- und hertaumelnd, weite Bogen am nächtlichen Himmel, und jedesmal, wenn er sich recht tief auf eine Seite legte, sprudelte eine Welle über das Verdeck und tränkte mich so ein, daß mein Mantel am Morgen von dem zurückgebliebenen Meersalze starrte. Der Anblick der Sturmnacht aber, deren schreckliche Bewegung unsichere Lichtschimmer zuweilen mehr oder weniger entdecken ließen, entschädigte mich reichlich. Ich verfehlte zwar auch nicht,

mich hin und wieder an dem unaufhörlichen Phosphoresciren der Wellen, die unmittelbar am Schiffe sich brachen und in tausend Feuerfunken auseinanderfuhren, zu ergötzen; doch ist dieß kleine Feuerwerk nur eine Spielerei im Vergleich mit der Empörung eines ganzen Meeres.

Am Morgen legte sich der Sturm ein wenig, doch gingen die Wellen noch sehr hoch. Wir befanden uns einige Miglien von der mit Wolken bedeckten Küste entfernt, und sahen vor uns die kleine Insel Gorgona und mehrere weiße Segel den fernen unruhig zitternden Wellen entsteigen. Die Segel gehörten Schiffen an, die vor dem Hafen von Livorno Quarantaine halten und sich vom Winde geduldig umherwerfen lassen mußten. Bald erblickten wir die weißen Häuser der Stadt Livorno selbst, die an flacher Küste liegt und bei weitem keinen so schönen Hafen hat als Genua.

Kaum hatten wir uns vor den hohen Wellen einigermaßen im Hafen geschützt und von den Sanitätsbehörden die Erlaubniß erhalten, ans Land zu gehen, als unser Dampfschiff plötzlich von kleinen Barken umdrängt wurde, deren Führer uns und unser Gepäck aufzunehmen wetteiferten. Die, welche zuerst zur Schiffstreppe gelangen konnten, geriethen auf derselben ins Handgemenge und suchten einer den andern wieder herunter zu stoßen. Andere drängten nach, und die oben postirten Soldaten, die mit ihren Degengriffen den Streitenden ohne Umstände auf die Köpfe stießen, vermehrten das Getümmel. Endlich wurde Ordnung gestiftet, und wir fuhren ans Land, wo uns die Behörden zwar controlirten, aber ohne Aufenthalt ent-

ließen. Wir kehrten im ſchwarzen Adler ein, wo wir alle Urſache hatten zufrieden zu ſeyn.

Der Capitain unſeres Schiffes erklärte, er könne nicht eher wieder abfahren, bis der gefährliche Südweſtwind ſich gelegt habe. So mußten wir zwei Tage in Livorno aushalten, ſo gern wir auch vorwärts nach Rom geeilt wären. Livorno hat mir übrigens wohl gefallen. Es iſt eine moderne Stadt, man ſieht wenig oder nichts alt-Italieniſches. Die vielen Fremden, die der Freihafen hieherlockt, und der große proteſtantiſche (hauptſächlich engliſche) Kirchhof, nehmen der Stadt vollends das Eigenthümliche, das wir ſonſt an den alten Städten dieſes Landes bewundern; aber ihr Ausſehen iſt doch freundlich und lebendig. Unter den Kunſtwerken der Stadt zeichnet ſich das große Standbild Franz des Erſten von Marmor mit den berühmten vier Sklaven von Bronze aus. Die letztern ſind wirklich ſehr ſchöne, ausdrucksvolle Körper.

Das Leben intereſſirte mich indeß hier mehr als die Kunſt. In den Kaffeehäuſern ſaßen katholiſche Geiſtliche und türkiſche Kaufleute friedlich an einem Tiſche beiſammen und laſen Zeitungen. In den zahlreichen Kaufläden, oder von Hauſirern, wurden alle Arten orientaliſche und engliſche Waaren ausgeboten, deren verhältnißmäßig geringe Preiſe die Vortheile des Freihafens augenſcheinlich machten. Ich kaufte mir ein paar große gelbe, ächt türkiſche Pantoffeln, um mich damit, wenn ich nach Hauſe käme, gegen den kleinen Pantoffel meiner Frau wehren zu können. Die Frauenzimmer in Livorno ſind recht artig und von einer, wie es mir ſchien, größern Freundlichkeit in den Mienen, als man

ſie anderwärts in Italien findet, wo die Freundlichkeit allemal erſt nach der Anrede eintritt. Sie tragen hier ungemein hohe Schleier, woran die abſcheulich hohen Kämme ſchuld ſind, die ſich wahrſcheinlich von Frankreich herüber eingebürgert haben. Eben ſo geſchmacklos ſind die ungeheuern goldenen Ohrgehänge, die zu beiden Seiten des Kopfes, ungefähr wie die Schnüre und Quaſten an einem Cardinalshute, breit und immer breiter bis auf die Bruſt herunterfallen, und mehr von dieſer als vom Ohr getragen werden. Wahrſcheinlich ſind ſie die Erfindung eines Cardinals, der das erſte paar Ohrringe von dieſem Caliber einer Dame verehrte, die er nicht zur Frau Cardinälin machen konnte. Das ſind die Vortheile der Damen in Italien. Vielleicht würde ſie manche unſerer Oberconſiſtorialräthinnen darum beneiden.

Der Faſchingslärm war hier weit ärger als in Genua. Die Masken wogten Sonntags durch die dichtgedrängten Straßen in toller Luſtigkeit, es regnete Confetti und Blumen aus den Fenſtern und aus den im Corſo in langer Reihe auf- und abfahrenden Wagen, und Pritſchenſchläge der Arlekini unter dem Volkshaufen. Manche Masken waren ſehr ergötzlich, unter andern eine Geſellſchaft reiſender Engländer, deren Verſpottung in Italien längſt ſtereotyp iſt. Die geſchwätzigſte Maske unter allen redete auch uns und zwar deutſch an; die ſchweigſamſte war dagegen ein ächter Italiener, ein ſehr ſchöner Mann im Coſtume eines Richters, der, ein Buch unter dem Arm, einen Stock in der Hand, langſam vorſchreitend irgend einen der Umſtehenden mit ſeinem energiſchen Blick inquiſitoriſch fixirte, ohne ein

Wort zu reden oder seine strenge und würdige Haltung nur einen Augenblick zu verlieren. Er brachte es wirklich dahin, daß mehrere Personen ihm ängstlich auswichen, denn nur wenige konnten den Strahl seines schönen Auges aushalten. Es war etwas Dämonisches darin, als wolle er den Leuten die Seele durch die Augen herausziehen. Da er merkte, daß er uns interessire, folgte er uns beim Anbruche der Nacht in ein Kaffeehaus, und behielt, trotz aller unserer Versuche, ihn zum Lachen oder Sprechen zu reizen, auch hier im engern Kreis unerschütterlich seine ernste Ruhe bei. Beim Nachhausegehen aber flüsterte er mir plötzlich zu, er sey ein Unglücklicher, der zu solchen Mitteln greifen müsse, um mitleidige Menschen für sich zu interessiren ꝛc. Weg war die Illusion! Aber ich habe keinen schönern Mann in Italien gesehen.

Der Wind legte sich; der Meeresspiegel, den wir aus unsern Fenstern so lange in Wellen gebrochen gesehen hatten, wurde wieder glänzend glatt, und unzählige weiße Segel flogen nach allen Richtungen hinaus, um das schöne Wetter zu benützen. Nun lichteten auch wir die Anker, die Räder der Dampfmaschine griffen mächtig aus und schleuderten das Meer verächtlich hinter sich. In wenigen Minuten hatten wir Livorno im Rücken, und die Fahrt ging so schnell, daß bald auch die schönen, noch schneebedeckten Gebirge von Pisa in unscheinbare Ferne zurücktraten. Zur Linken behielten wir die italienische Küste, bald mehr, bald weniger entfernt, je nachdem ihre unregelmäßigen Krümmungen sich zu der schnurgeraden Linie unserer Richtung verhielten. Das Ufer grünte von jungen

Staaten und zeigte mehrere Städtchen und Dörfer an Hügeln, die ſich tiefer ins Land zu Bergen erhoben. Zur Rechten hatten wir das endloſe Meer, das an dieſem ſchönen Mittage von einer Menge von Segeln belebt war, die wir eines nach dem andern überholten. Die Inſel Gorgona, die man ſehr lange ſieht, verſchwand endlich, dagegen tauchte die Inſel Capraja eben ſo ſüdweſtlich und eben ſo einſam aus dem Meer auf. Gerade vor uns, genau im Süden, unterſchieden wir immer deutlicher, je mehr der Abend ſich neigte, die ſchönen Formen des Vorgebirges von Piombino und der von demſelben nur durch eine ſchmale Meerenge getrennten Inſel Elba. Nach dieſem Durchgange ſteuerten wir. Je näher wir dieſen Bergen kamen, deſto höher und dunkler wurden ſie, indem zugleich die Sonne tiefer ſank und Himmel und Meer heller röthete. Schon ſahen wir ganz in der Nähe das dunkelgrüne Vorgebirge, und vor ihm, grell abſtechend, ein Schiff, das alle ſeine weißen Segel aufgezogen hatte, beide im kryſtallklaren Meeresſpiegel wiederſcheinen. Von der ebenfalls immer grüner und deutlicher uns entgegentretenden Inſel Elba winkte uns Porto Ferrajo mit ſeinen weißen Häuſern. Im Weſten aber enthüllte uns die tief am Horizonte ſtehende Abendſonne zwiſchen Elba und Capraja das in weiter Ferne in vielen Gipfeln ſich hinſtreckende Gebirge von Corſica, die heute, wie die Schiffer ſagten, mit ungewöhnlicher Deutlichkeit zu ſehen waren. Endlich verſchlang die Abendröthe alles in ihren Purpurflammen, und faſt augenblicklich trat dunkle Nacht ein. Zum erſtenmale überzeugte ich mich von der außerordentlichen Kürze der italieniſchen Dämmerung.

In der Nacht hätten wir bald ein groſses Unglück gehabt. Das Schiff bekam plötzlich einen Stoß, als ob es in Stücke bräche, und die auf dem Verdeck beſchäftigten Matroſen stießen ein furchtbares Angſtgeheul aus. Aus dem beſten Schlaf aufgeſchreckt, ſprangen wir die Schiffstreppe hinauf, und erfuhren nun, daß ein anderes Schiff an uns angerannt ſey. Zum Glück hatte die Geiſtesgegenwart des fremden Steuermanns gröſseres Unheil verhütet. Vielleicht hatten wir auch der Langſamkeit, mit der unſer Schiff fuhr, bei dieſer glücklichen Rettung etwas zu verdanken, und wir entſchuldigten deſsfalls unſern Capitän, den wir im Verdacht hatten, er fahre uns abſichtlich nicht ſchneller. Wir hatten nämlich in Livorno das zweite, jetzt noch active Dampfſchiff, il mare mediterraneo, das endlich aus der ſardiniſchen Quarantaine frei geworden war, von Nizza uns nachkommen ſehen, und hatten ſehr bedauert, daß wir uns bis Civita vecchia ſchon auf dem Commercio di Genova engagirt hatten. Derjenige Theil unſerer Reiſegeſellſchaft aber, der zur See bis Neapel gehen wollte, nahm ſich vor, in Civita vecchia auf das beſſere Dampfſchiff zu gehen, und wir, die wir nach Rom wollten, würden daſſelbe gethan und uns gleich nach Neapel gewendet haben, wenn wir keine Hoffnung mehr gehabt hätten, noch zum römiſchen Carneval zurecht zu kommen. Als wir nun erfuhren, der mare mediterraneo habe uns während der Nacht überholt, ſey ſchon ſehr früh im Hafen von Civita vecchia angekommen und gehe um 10 Uhr ſchon wieder weiter nach Neapel, während wir uns, trotz dem, daß wir eher von Livorno ausgefahren waren, äuſserſt langſam nachbewegten, wurden wir ſehr ungeduldig

duldig und beſchloſſen in unſerer üblen Laune, den Capitän, wenn er wirklich mit Abſicht uns nicht ſchneller gefördert haben ſollte, um ſeine zahlreichen Paſſagiere em mare mediterraneo nicht abtreten zu müſſen, dadurch zu beſtrafen, daß wir auf keinen Fall mit ihm weiter fahren wollten, wenn wir in Civita vecchia angelangt ſeyn würden.

Der nächſte Tag war wieder ſo ſchön wie der vorige; doch zürnten wir, denn es war der letzte Tag des römiſchen Carnevals, und die Unzuverläſſigkeit der Dampfſchiffe hatte uns um das Vergnügen gebracht, daran Theil zu nehmen. Statt von Genua in zwei Tagen überzufahren, hatten wir fünf Tage in Genua, zwei in Livorno warten müſſen, und kamen auch an dieſem letzten Tage ſtatt in der Morgendämmerung erſt gegen Mittag nach Civita vecchia. Hier erwarteten uns alle möglichen Weitläuftigkeiten des päpſtlichen Sanitäts-, Douanen und Paßweſens, die nicht leicht zu beſeitigende Zudringlichkeit eines zahlloſen Hafenpöbels, und dann hatten wir noch die ganze wüſte Campagna zu durchfahren, ehe wir in „die ewige Stadt" gelangen konnten. Gerade heute war der letzte und tollſte Jubel in Rom, das berühmte Moccoli-Feſt, und wir ſollten, ſo nahe, doch nicht dabei ſeyn? Doch wer in Italien reiſt, muß Geduld lernen, und in dem Eifer, trotz aller dieſer Hinderniſſe dennoch die eilende Zeit zu überflügeln, lag für uns ein eigener Reiz.

Die Oberfläche des Meeres zeigte heute bei völlig klarem Himmel und größter Windſtille dennoch eine große Verſchiedenheit der Beleuchtung, Färbung und Glätte. In der Ferne ſchimmerten hier und da glänzende Silber-

flecken, an andern Stellen brachte die Sonne nicht dieſelbe Wirkung hervor. In der Nähe war das Meer an einigen Stellen hellgrün, an einigen andern ſchwarzblau. Eben ſo ſahen wir einzelne Stellen, wie Inſeln abgeſondert, ſpiegelglatt wie große Glastafeln, während das Waſſer um dieſe Stellen her in die kleinſten, einzeln kaum ſichtbaren Wellchen gerippt und gleichſam radirt war. Auch dieſe Wellchen wechſelten in der Größe und Form, wie im Kupferſtich. Einmal ſchienen es lauter kleine kurze Parallellinien zu ſeyn, dann ein zuſammenhängendes Netz von kleinen Dreiecken, endlich größere Schuppen. Das eigentliche Geſetz dieſes Spieles auf der Meeresoberfläche verdiente wohl eine Unterſuchung.

Endlich lag das alte Civita vecchia vor uns mit ſeinem Glockenthurm, in dem die Glocken frei und offen hängen, und mit dem Kerkerthurm, in welchem noch jetzt der berüchtigte Räuber ſchmachtet, dem die engliſche Herzogin von H.... eigenhändig ihre goldene Kette umhing, um Seinesgleichen aufzumuntern, das romantiſche Handwerk fortzuſetzen. Als wir ankamen, fuhr das andere Dampfſchiff eben ab. Unſer Capitän erreichte aber ſeinen Zweck doch nicht, denn wir beſchloſſen, auf der Stelle in kürzeſter Friſt, ohne nur etwas zu eſſen, mit Extrapoſt nach Rom aufzubrechen. Es war ein Viertel nach 11 Uhr, als wir ans Land ſtiegen. Dreiviertel Stunden brauchten wir, uns durch die Viſitationen der Sanitätspolizei, der Bücherpolizei, der Paßpolizei und der Dogana durchzuſchlagen. Man war überall ſehr höflich, aber auch ſehr zudringlich. Zum erſtenmale brachten wir in Erfahrung, daß es einer päpſtlichen Behörde nie auf die Unterſuchung, ſondern

nur auf das Trinkgeld ankomme, das sie von der Groß=muth oder Eilfertigkeit des Fremden erwartet. Das Trinkgeld wird auch hier von niemand verschmäht, auch der erste Beamte nimmt das kleinste an. Hier ist zugleich die Zunft der Facchini am regelmäßigsten or=ganisirt. Der Zudrang der Fremden und die Armuth des Volkes hat diese Menschenclasse in allen Städten, die öfters von Reisenden besucht werden, und besonders in den Hafenstädten außerordentlich vermehrt, und ihre Anzahl hat eine gleiche Vertheilung ihres Erwerbes und Gewinnes nöthig gemacht. Hier haben sie sich in Com=pagnien getheilt, die jede ein bestimmtes Local hat, in welches die andere nicht hineinpfuschen darf. Die erste Compagnie holt das Gepäck der Reisenden in Barken ab und bringt sie ans Ufer. Hier legt sie das Gepäck nieder. Eine zweite Compagnie nimmt es in Empfang und trägt es bis auf die Polizei; eine dritte trägt es von da bis auf die Dogana; eine vierte auf die Post; eine fünfte in den Gasthof ꝛc. Jede muß besonders bezahlt werden, und die Kerle sind nie zufrieden, wenn man ihnen auch noch so viel gibt; daher ist die Regel, daß man ihnen so wenig als möglich gibt. Ausnahmsweise gaben wir heute einige Paoli mehr, weil wir die größte Eile und keine Zeit hatten, lange zu streiten. Die Schlüssel der päpstlichen Schlüsselsoldaten und die geist=liche Tracht des obersten Mauthbeamten paßten zum Ganzen dieses heiligen Bettlernestes.

Fünftes Capitel.

Die römiſche Campagna — Hirten zu Pferde — der Engländer in Verzweiflung unter den ſchwäbiſchen Poſtillonen — erſter Anblick Roms in der Abendſonne — senza moccolo — Rehraus der Masken — Aſchermittwoch in der Peterskirche.

Kaum hat man das Thor von Civita vecchia hinter ſich, ſo ſieht man, ſo weit das Auge reicht, eine Wüſte vor ſich, bedeckt mit Steinen und großen grünen Heidekräutern. Doch iſt dieß keine urſprüngliche Wüſte, im Gegentheil nur die Verwüſtung und Verwilderung einer ehemals blühenden und fruchtbaren Gegend. Häufig ſieht man noch Ueberreſte alter Mauern hervorragen, und auf den ſchönen Hügeln, die ihre ſanften Contoure gegen das Meer hin anſchwellen, müſſen, ſo ſollte man ſchwören, einſt römiſche Villen geſtanden ſeyn. Mitten durch die Heide ſchlängelt ſich ein langer weißer Sandſtrich; es iſt wieder ein ödes Flußbett, wie bei Genua, und der Ueberreſt einer antiken Brücke in der Nähe der jetzigen Landſtraße zeigt noch an, daß hier einſt fröhlicher Verkehr war. Aber jetzt iſt alles ſtumm und todt, der Fluß ſelbſt iſt todt. Auf dieſem Boden ruht ſichtbar der Fluch.

Das iſt die berühmte römiſche Campagna, die große Wüſte, in deren Mitte die Ruinen Roms

liegen. Man kann kein anſchaulicheres Bild des geſtürzten Weltreichs haben.

Der Weg führte noch lange an der Seeküſte hin, und unſer Poſtillon wetteiferte an Schnelligkeit mit dem Dampfſchiffe, das parallel mit uns auf dem klaren Meeresſpiegel dahinglitt, eine lange ſchwarze Rauchwolke hinter ſich ziehend. Alte Caſtelle und Ruinen am Ufer unterbrachen zuweilen die traurige Einförmigkeit der Gegend. Ein todtes Pferd, das dicht am Wege lag, von Raubvögeln umſchwärmt, und ein hinter hohen Diſteln hervorblickender Wolfshund kündigten uns endlich die Nähe lebender Geſchöpfe an. Die Straße lenkte vom Meere landeinwärts, und wir ſahen hohe pyramidaliſch aufgethürmte, vom Rauch geſchwärzte Strohhütten, ähnlich denen der Wilden, und in der Nähe große Heerden von weidenden Ziegen oder Schafen, Pferden oder Rindern, bald zerſtreut, bald von den Hirten zuſammengehalten. Die Hirten ſaßen alle zu Pferde, lederne Kamaſchen mit glänzenden Knöpfen an den Füßen, einen Gurt um den Leib, einen Spitzhut auf dem Kopf und einen Spieß oder langen Stachelſtock in der Hand, womit ſie das Vieh, das ſich verlaufen will, zum Rückzuge nöthigen. Einer dieſer Hirten war eben beſchäftigt, eine Heerde ſchöner weißlich-grauer Rinder von ächt römiſcher Race mit außerordentlich langen Hörnern aus einer etwas vertieften ſumpfigen Gegend hervorzutreiben, und als er den letzten herausgeſtachelt hatte, ritt er ſchnell galoppirend immer hinter der Fronte der Heerde, wie ein Oberſt vor ſeinem Regimente. Scenen dieſer Art ſieht man alle Tage in der Campagne, und Vernets Pinſel

hat sie bekannter gemacht. Außer den Hirten sahen wir nur einige berittene Gendarmen, die phlegmatisch dahertrollten, und deren ganze Physiognomie bewies, daß auf ihren Schutz nicht zu rechnen sey, wenn die Gegend wirklich so gefährlich wäre, als wofür man sie ausgab.

Von Civita vecchia bis Rom sind zwei sehr lange Poststationen; auf der Mitte des Weges steht das einsame Posthaus, wo wir weder einen Herrn noch Aufseher, sondern nur eine ziemliche Anzahl banditenartiger Postillone fanden. Vor dem Hause hielt ein englischer Reisewagen, dessen Besitzer mit dem mare mediterraneo nach Civita vecchia gekommen und schon lange vor uns von da wieder mit Extrapostpferden abgefahren, aber hier durch die Faulheit und Impertinenz der Postillone schon über eine Stunde aufgehalten war. Im schrecklichsten Zorn stand der lange dürre Engländer, in einer sonderbaren Reisekappe und mit einem feinen Mantel malerisch bedeckt, vor dem Wagen, und wünschte die gleichgültig lächelnden Postillone zu allen Teufeln, während seine Damen und noch ein Herr im Innern des unbespannten Wagens traurige und ängstliche Gesichter machten. Wir standen ihm ein wenig bei und erinnerten die Postillone an ihre Pflicht. Wirklich wurden nun Pferde für seinen wie für unsern Wagen gebracht; aber im Augenblick, da eingespannt werden sollte, und der Engländer thörichterweise, auf unsere Hülfe rechnend, seine Wuth durch eine neue Fluth von Schimpfreden an dem Postillon ausließ, gab dieser dem eben eingeschirrten Pferd unvermerkt einen Hieb, und machte, daß es auf und da-

von ſprang. Nun lief alles, was von Volk da war, unter großem Gelächter dem entlaufenen Pferde nach, das immer weiter in der öden Haide ſich verlor, und der Engländer hätte jammernd das Nachſehen. Trotz unſers Mitleids mußten wir ſelber lachen, und da wir uns nicht aufhalten konnten und wollten, jagte uns unſer neuer Poſtillon mit Windeseile davon, indem er uns erzählte, der Engländer habe dem vorigen Poſtillon ein gar zu ſchlechtes Trinkgeld gegeben, und dieſem Umſtand allein ſeine ſchlechte Bedienung zuzuſchreiben.

Wie ſchnell wir auch fuhren, brach dennoch ſchon der Abend ein, als wir von einem Hügel, über den die Straße führte, zum erſtenmale die Stadt Rom ſahen. Unter den blauen Albanerbergen zog ſich eine lange Reihe von in der Abendſonne gerötheten Häuſern und Ruinen hin, unter denen die Kuppel St. Peters majeſtätiſch hervorragte. Doch bald wurde Stadt und Gegend nach kurzer Dämmerung in Nacht eingehüllt.

Endlich hielten wir am Thore der ehemaligen Hauptſtadt der Welt. Alles war todtenſtill hier, denn die Bevölkerung hatte ſich im Innern der Stadt, und hauptſächlich am Corſo zuſammengedrängt, um die letzten und tollſten Carnevalsfreuden zu genießen. Auch wir wollten dahin eilen, aber die Thorwache verlangte erſt unſern Paß, und der Paßbeamte war ſo total betrunken, daß er unſere Namen nicht aufſchreiben konnte. Wir ſelbſt mußten ihm die Finger führen, um endlich von ihm los zu kommen. Nun aber ging es erſt zur Dogana. Je mehr wir Eile hatten, deſto gewiſſer mußten wir dem habgierigen Geſindel der Douaniers und Facchini unſern Tribut entrichten, und ſie begingen

dießmal ſogar die ungewöhnliche Unverſchämtheit, unſere Sachen abpacken zu laſſen, um uns die Verzögerung noch mehr zu verleiden und die Beſchleunigung doppelt und dreifach bezahlen zu laſſen. Da wir indeß in dieſem Augenblick ſchon das Moccolifeſt verſäumt hatten, denn eben ſtrömten die Trasteveriner mit ihren Lichtern ſchaarenweiſe unter dem lauteſten Jubel vom Corſo zurück, ſo glaubten wir nichts Weſentliches mehr verlieren zu können, und die Dogana erhielt nichts. Dieſe Eilfahrt von Civita vecchia nach Rom war die einzige, auf der wir ausnahmsweiſe von unſerer Praxis nichts oder nur auf italieniſche Weiſe, je das Minimum an Trinkgeldern zu geben, abgewichen waren, um unſere Ankunft in Rom zu beſchleunigen. Dieſen Zweck erreichten wir wenigſtens in ſo weit, als wir noch dem tollen Jubel der Masken von acht Uhr bis Mitternacht zuſahen. Unſere übrigen Reiſegefährten vom Schiffe kamen erſt nach Mitternacht, der unglückliche Engländer ſogar erſt Morgens früh an, denn die boshaften Poſtillone hatten ihn noch mehrere Stunden hingehalten.

Alle Kaffeehäuſer und öffentlichen Orte waren mit Masken angefüllt, am meiſten aber das Theater in der via Babuina. Hier ſah ich ſie in wildem Wirbel durch einander tanzen, und noch einmal recht austoben, denn um Mitternacht hatte alle Luſt und aller Scherz ein Ende. Hier war die Blüthe der römiſchen Jugend verſammelt, und die Menge der reizendſten und üppigſten Frauenzimmer, in romantiſcher und durchgängig geſchmackvoller Verkleidung, von allen Seiten die ſo charakteriſtiſchen römiſchen Rücken und Nacken, blendend im Vergleich mit dem rabenſchwarzen Haar, die lachen-

den Mienen der von der höchſten Luſt belebten Geſchöpfe, die raſchen, graziöſen und doch zuweilen bacchantiſchen Wirbel des Tanzes, die hundert und aber hundert vulcaniſchen Augen, die ſchwarzen Sonnen gleich mehr noch als die Kerzen der Kronleuchter brannten und das einzige Feuer im Hauſe zu ſeyn ſchienen. — Dieſer tolle verführeriſche Maskentanz mußte wohl den Fremden, der Rom früher nie geſehen, aufs lebhafteſte überraſchen und ihm einen Begriff von den Römern und Römerinnen beibringen, der nicht ganz der richtige war.

Am nächſten Morgen ſah Rom ſo nüchtern aus, wie jede andere Stadt. Wir waren im Hotel Franz in der via Condotti abgeſtiegen, da es in der neueſten Ausgabe von Reigebauers Reiſehandbuch noch vor allen andern Gaſthöfen empfohlen wurde; aber wir fanden uns ziemlich getäuſcht.

Dem Faſchingsdienſtag folgte Aſchermittwoch. Wir begaben uns nach St. Peter, um der feierlichen Aſchenſtreuung zuzuſehen. Unterwegs begegneten uns einige Männer, die eine gelbe, in ein braunes Mönchsgewand eingekleidete Wachspuppe trugen, begleitet von einem kleinen Zuge mit Lichtern. Als wir die Puppe näher beſahen, war es ein todtes Kind, das man ſo offen und in der Mönchskutte begrub, wie es in Italien gewöhnlich iſt. Auch wurden wir unterwegs von vielen Cardinalskutſchen überholt, die ebenfalls nach St. Peter fuhren. Dieſe Kutſchen gehören noch der alten Zeit an, ſind gewöhnlich ſtark vergoldet und haben drei Bediente in ſehr bunter Livree und großen dreieckigen Hüten hinten aufſtehen. In der Peterskirche, von der ich

ſpäter mehr reden will (denn ich komme nach Rom zurück), ſah ich dießmal nur die Feſtlichkeit des Aſchermittwoch. Junge Prieſter und nachher auch ältere knieten vor dem am Altar functionirenden Prieſter hin und erhielten ein wenig Aſche auf die Tonſur geſtreut. Viele Cardinäle mit weißem Hermelin und violettem Talar ſaßen umher. Der Papſt fehlte, doch nicht die päpſtliche Capelle, die ſehr ſchön zu ſingen anfing.

Sechstes Capitel.

Albano — die burgartigen Bergſtädte — die pontiniſchen Sümpfe — Citronenernte in Terracina — die neapolitaniſche Gränze — Elend des Volks — die Bettlerſtadt Itri — Mola di Gaëta — Minturnä — das ſchwefelriſche Capua — der Weinbau.

Nachdem ich mir einen allgemeinen Ueberblick über Rom verſchafft, wohin ich doch bald und auf längere Zeit zurückkehren wollte, ging die Reiſe ſogleich weiter nach Neapel.

Wir fuhren mit dem Vetturin Parete, der ein Bureau in Rom, ein zweites in Neapel und eine große Auswahl von Wagen hat. Zu fünf Perſonen koſtete die Fahrt mit ihm, die drei Tage währte, und wobei nach italieniſcher Sitte die tägliche Hauptmahlzeit und das Nachtlager vom Vetturin bezahlt und der Reiſende ganz frei gehalten werden mußte, jeden von uns nur 8 Scudi. Eine ſehr empfehlenswerthe Anſtalt.

Unſer Weg führte nach Albano, neben der großen Waſſerleitung vorbei, deren Ruinen noch immer eine faſt ununterbrochene Linie bis zum Gebirge bilden, und die verödete Umgegend Roms nach dieſer Seite hin ausnehmend verſchönern. Ueberhaupt aber iſt dieſe Gebirgsſeite die reizendſte, und die wüſten Strecken, durch die man von allen Seiten kommen muß, wenn man nach Rom will, ſind hier am kürzeſten. Das Albanergebirge und

das noch weiter im Nordoſten liegende Sabinergebirge iſt zu berühmt, als daß ich nöthig hätte, ſeine landſchaftliche Schönheit zu beſchreiben. Ich bemerke nur, daß das Charakteriſtiſche dieſer Landſchaft weniger in den Bergen, als in der römiſchen Ebene zu ſuchen iſt. Die allerdings ſchöngeformten und unter dem italieniſchen Himmel von einem eigenthümlich blauen Ton überhauchten Berge würden doch den großen Zauber nicht üben, wenn ſie nicht im Angeſicht der römiſchen Ruinen lägen.

Das Gebirge von Albano iſt um ſo reizender, als es zugleich eine edle und ſchöne Bevölkerung beſitzt. Auf den erſten Blick fallen dem Fremden beſonders die madonnenhaften Züge und die ſchöne Landestracht des weiblichen Geſchlechts auf. Wir ſtiegen in einem neuen Hotel ab, dem ſchönſten, das wir in ganz Italien gefunden haben. Es war nämlich der vormalige Palaſt Karls IV, des ſpaniſchen Exkönigs. Wie kam dieſes herrliche Gebäude, deſſen Frescoſäle noch mit Marmortiſchen und andern koſtbaren Möbeln angefüllt waren, in die Hände eines Gaſtwirths? Wir hörten, der Beſitzer habe es in Pacht gegeben, um es wenigſtens zu etwas zu benutzen und die Zinſen nicht ganz zu verlieren. Aus den Fenſtern und dem Garten genießt man eine ſehr weite und liebliche Ausſicht auf das Meer und auf die ſanften durchaus mit Reben bepflanzten Niederungen, in welchen ſich das Albanergebirge auf dieſer Seite verliert. Zwiſchen Albano und dem Meer taucht ein einſamer Hügel mit ſchönen Ruinen auf, die einer Stadt angehören, welche die Einwohner aus Waſſermangel verlaſſen mußten.

Die weitere Fahrt durchs Gebirge blieb immer gleich ſchön. Wälder nahmen uns in ihren olivengrünen Schat-

ten auf. Aus den Wäldern tauchte das reizende Aricia hervor, eine Stadt ähnlich einer großen langhingestreckten Burg. Das ist überhaupt der Charakter der kleinern italienischen Städte jenseits der Apenninen. Schon vom Meer aus sah ich viele solche Städte auf den Bergen wie große Burgen liegen, und so sieht man sie durchgängig. Schon aus dieser Bauweise erhellt, daß der Adel- und Bürgerstand, der in Deutschland sich immer schroffer trennte, in Italien zusammenschmolz. Bei uns sieht man Städtchen im Thal an einem Fluß, alte Burgruinen dahinter auf den Bergen; in Italien sieht man Stadt und Burg in Eines verschmolzen auf den Bergen liegen und nur selten im Thal, außer an den größern Flüssen und am Meere.

Auch Velletri ist eine solche Bergstadt, und um so anziehender, als man hier die schönsten Mädchen des Gebirges sieht. Von hier senkt sich die Straße wieder abwärts in die Ebene der pontinischen Sümpfe, an deren Gränze wir in dem kleinen Städtchen Cisterna übernachteten. Wir begegneten auf dieser Straße sehr vielen Weinkarren, die nach Rom gingen. Sie sahen seltsam aus. Das Pferd hat einen Federbusch auf dem Kopfe, der Fuhrmann liegt in einer malerischen Stellung auf einem halben Dutzend schmalen und länglichen Fässern, und ein über ihn gestürzter Tragkorb dient ihm als Lehne, Regen- und Sonnenschirm. Alle diese Fuhrleute trugen den römischen Spitzhut mit schmaler Krempe, ähnlich den Tyrolerhüten, nur schwarz, und sahen ziemlich männlich und herzhaft aus.

Ueber die pontinischen Sümpfe, die wir am andern Morgen auf schnurgerader Straße durcheilten,

ist kaum etwas Neues zu sagen. Auf den ersten Anblick unterscheiden sie sich in nichts von der römischen Campagna. Es sind Weiden, von unzähligem Vieh bedeckt, besonders von einer gewissen Race braunet, nicht gerade schöner Pferde. Nur an wenigen Stellen sieht man noch den eigentlichen Sumpf in der Nähe der Straße, die Nase empfindet aber auch die entferntern Theile desselben sehr lebhaft. Die Luft ist krankhaft und widerlich. Höchst reizend aber ist die Aussicht auf das Vorgebirge der Circe, das sich wie eine Insel zwischen dem Meer und den Sümpfen (die nur das ins Land eingetretene Meer sind) emporhebt. Es wird selten besucht. Der Maler Reiff in Rom hat sich einige Zeit daselbst aufgehalten und fand es in seiner einsamen Lage sehr eigenthümlich.

Am Ausgang der pontinischen Sümpfe liegt Terracina unter einem hohen Felsen, den eine Burg des alten Gothenkönigs Theodorich krönt. Es war einst ein wichtiger Paß, und noch jetzt drängt sich zwischen der heftigen Brandung des Meeres und dem steilen Felsen kaum die Straße hindurch. Die Stadt liegt in dem etwas freien Raum auf der Nordseite, und hat eine Menge Citronengärten, in welchen damals gerade geerndtet wurde. Ein Mädchen lud uns in einen der größten Gärten ein, wo die Citronen theils in Massen hoch aufgethürmt auf dem Boden lagen, theils noch in üppiger Menge an den grünen Bäumen hingen. Die ganze Felswand über der Stadt ist dicht mit der wildwachsenden indianischen Feige bedeckt, deren Blätter hier schon so groß wie die größte Schüssel sind. Ich nahm eins dieser Blätter als Wagenkissen mit und brachte es nach zehn Wochen trotz aller Strapazen der Reise noch so wenig welk mit nach

Hause, daß es, in den Boden gesteckt, in wenig Tagen alle seine vorige Frische wieder erhielt und jetzt bereits Nebenblätter angesetzt hat.

Die Bewohner Terracina's sähen übrigens ärmlich und kränklich aus. Das letztere ist eine Folge der durch die Sümpfe angesteckten Luft. Die Tracht, besonders auch die des Haares, ist beim weiblichen Geschlecht ursprünglich schön, aber durch Schmutz und Zerlumptheit verdorben. Nur von ferne nahm sich ein solches Mädchen, einen Krug, der vollkommen die antike Form der hetrurischen Gefäße hatte, zierlich auf dem Kopfe tragend, recht classisch aus. Von hier an aber gilt keine ächtere Classicität mehr als die des Schmutzes. Man ist in der Nähe Neapels, was man unter andern auch schon an der Ungenirtheit bemerken kann, mit welcher sich die Schweine, hier alle schwarz und kahl, in die menschliche Gesellschaft mischen.

Der Weg geht südwärts. Ueber dem blauen Meere sieht man schon die Insel Ischia in dunstiger Ferne. Noch einmal lenkt die Straße vom Ufer ab landeinwärts, doch glaubt man noch am Meere zu seyn, weil man leicht verführt wird, den schönen See von Fondi für eine Bucht des Meeres zu halten, bis man inne wird, daß es nur ein Landsee ist, vom schönsten Walde reizend eingehegt.

In Portella ist die Gränze. Schon in Rom hatten wir der Sanitätspolizei wegen Noth gehabt. Der neapolitanische Gesandte wollte uns den Paß ins Königreich beider Sicilien nicht visiren, weil wir zur See gekommen seyen, und zwar aus der Richtung von Marseille her, wo die Cholera herrschte. Doch erhielten wir endlich

unſere Päſſe durch eine gültige Verwendung. In Portella nun waren erſtaunenswürdige Anſtalten getroffen, um die Cholera auch hier noch abzuhalten, wenn ſie ſich trotz der ängſtlichſten Vorſicht der Geſandten in den Nachbarſtaaten noch heranſchleichen ſollte. Wir Deutſchen zwar paſſirten ungehindert, wie denn die Deutſchen in ſolchen Fällen gern etwas voraus haben; die hinter uns fahrenden Engländer wurden aber wie Verpeſtete behandelt. Soldaten mit Gewehr hielten den Wagen in einer gewiſſen Entfernung; dann ſteckte ein Beamter eine ſehr lange eiſerne Zange in den Wagen hinein und langte damit die Päſſe ab, die er dann ſogleich in den Korb warf, in denen bereits unſere geſunden und mit den Händen abgelangten Päſſe lagen. Bei dem Viſirungsgeſchäfte wurden wieder unſere Päſſe mit den Händen, die engliſchen, die daneben und darüber lagen, mit der Zange gefaßt ꝛc. Dieſe Thorheiten, worüber die Gränzſoldaten ſelber lachten, waren nur darauf berechnet, durch Wichtigthun und Verzögerung den Engländern ein größeres Trinkgeld abzupreſſen. Das ganze Dienſtperſonal, das hier ſehr zahlreich iſt, die Soldaten mit eingeſchloſſen, bettelte uns an, war aber mit wenig zufrieden.

Hinter dem Wachthauſe ſteht ein außerordentlich großer indianiſcher Feigenbaum. Die Gegend nimmt einen immer ſüdlichern Charakter an. Maleriſch liegt auf den gegenüberſtehenden blauen Gebirgen die Bergſtadt Monticelli, die meiner Landcharte zufolge erſt einige Miglien hinter den Bergen hätte liegen ſollen. Doch nimmt ſich in Unteritalien, wie ich bemerkt habe, die Natur öfters die Freiheit, von den Geographen abzuweichen. Auch die Stadt Fondi, die erſte neapolitaniſche

ſche Stadt, die ich in der Nähe ſah, liegt ſehr reizend, das Innere dagegen iſt ärmlich. Hier iſt die Dogana, und man verfehlt nicht, ein kleines Trinkgeld (von der Perſon einen neapolitaniſchen Carolin oder etwa 12 kr.) für die Gefälligkeit zu fordern, mit der man uns undurchſucht ließ.

Wie hier in Fondi, ſo iſt es mit wenigen Ausnahmen in allen neapolitaniſchen Städten. Die Beamten, ohne Unterſchied des höhern oder niedern Standes, die gerade functionirenden Gränz- oder Polizeiſoldaten bis zum Packer herab ſtürzen ſich in Maſſe, ſchon die hohlen Hände herhaltend, dem Reiſenden entgegen, und ſtehen Einer für Alle, daß man nicht den geringſten Aufenthalt zu gewärtigen habe, ja daß man nicht einmal abpacken dürfe, wenn man nur eine Kleinigkeit ſchenken wolle. Es iſt nicht Habſucht bei dieſen Leuten, es iſt wirklich der Hunger, denn ſie erhalten die ſchlechteſte und reſp. gar keine Beſoldung, ſondern ſind, wie die Cameriere und Hausknechte, auf die Trinkgelder der Fremden angewieſen. Bei jeder ſolchen Verhandlung zwiſchen den Beamten und Reiſenden ſammelt ſich der Pöbel umher, der ohnehin den ganzen Tag müßig auf der Straße liegt. In dieſen kleinern Städten gibt es weder Handel noch Gewerbe. Selbſt das Grundeigenthum, die Weinberge und Olivenwälder umher gehören einem Kloſter, oder einem entfernt wohnenden Principe. Die Bevölkerung hat nichts und thut nichts, lebt von Kloſteralmoſen, vom Straßenbettel, nach Umſtänden vom Raub. Da ſieht man die rüſtigen Männer zu jeder Tageszeit an den Straßenecken ſtehen oder auf den breiten Kirchentreppen liegen, entweder den Spitzhut auf und den braunen Man-

tel maleriſch um die Schulter geſchlagen, oder in dem nationellen braunen Mantelrock, der kaum bis an die Kniee reicht, Aermel hat und oben mit einer Capuze verſehen iſt, die man beim Regenwetter über den Kopf zieht. Dieſes ſehr eigenthümliche Kleid gibt dem ärmſten Kerl, beſonders wenn er alt iſt, wenigſtens von fern das ehrwürdige Anſehen eines Eremiten. Obgleich man aber die Form und Farbe der neapolitaniſchen Männertracht hinlänglich unterſcheidet, ſieht man doch nur ſelten ein ganzes Kleid, und die ohnehin weniger charakteriſtiſche Weibertracht iſt unter Lumpen kaum mehr zu erkennen, ſo daß die eigentliche Nationaltracht beider Geſchlechter halb aus Fetzen und halb aus Nacktheit beſteht. Man ſieht hier ſogar Stiefeln und Schuhe von Lumpen, indem eine Menge kleiner elender Lappen mit Stricken unter und um die Füße gebunden werden. So ſieht man ganze Schaaren von Weibern des Morgens in die Städte gehen.

Die Geſichter der Männer haben etwas Wildes und wirklich Banditenmäßiges. Man kann mit dem Dichter ſagen, ihre Augen ſeyen aus der Hölle, wenn gleich die Augen der Frauen keineswegs aus dem Himmel ſind. Doch erſcheint dieſe Wildheit ziemlich kraftlos, und man vermißt hier ſchon den eigenthümlichen Zug von Energie, der die Kinnlade des Römers auszeichnet. Iſt ſchon der Römer klein, ſo iſt es der Neapolitaner noch mehr, und ſeine ganze Erſcheinung iſt ein unfreiwilliges Bekenntniß, wie ſehr er dem ſtarken und hohen Nordländer untergeordnet iſt. Das weibliche Geſchlecht iſt im Neapolitaniſchen, ſo weit ich das Land durchreiſ't bin, durchaus nicht ſchön, und mit der weiblichen Bevölkerung des Kirchenſtaats und des obern Italiens bei weitem nicht zu ver-

gleichen. Aechte Schönheiten findet man zwar auch hier, aber höchst selten. Die Mehrheit der Weiber sieht faul und gemein aus, und auf dem Lande sieht man wahre Schreckensgestalten. Man denke sich ein schon etwas herangewachsenes Mädchen mit verwildertem, wie es schien, noch nie gekämmtem Haare, mit dem Ausdruck der entsetzlichsten Rohheit, die mit stierem Blick und offenem Munde nach einem Stück Brod hascht, es heißhungrig verschlingt, und dann halb vor Wohlbehagen, halb um sich das zahllose Ungeziefer abzureiben, den Körper innerhalb der ihn umhängenden Lumpen schüttelt und ekelhaft reibt, und man hat eine ächte neapolitanische Schöne.

Zwischen Fondi und Itri kommt man durch ein anmuthiges Hügelland, das durchaus mit Olivenwäldern bedeckt ist. Itri selbst ist wieder eines der schönsten Städtchen. Seine Ruinen treten aus der freundlich grünen Umgebung malerisch hervor. So wie man aber hineintritt, schaudert man vor dem Elend, das sich hier versteckt, vor der Hölle, die hinter diesem Paradiese verborgen liegt. Es war ein schöner Frühlingsabend; auf der Landstraße und in den Gärten hatten wir kaum einen einzigen Menschen gesehen; und in der engen Gasse, die durch Itri führt, im dunkeln Zwischenraum zwischen den schmutzigsten und engsten Häusern fanden wir alles voll Menschen in Lumpen, die uns mit kläglichem Geschrei anbettelten. Nur einige kleine Kinder hatten noch hübsche Gesichter, da sie vom Elend des Lebens noch weniger angegriffen waren, und merkwürdiger Weise sah ich hier viele blaue Augen. Sollte dieß der Rest einer nordischen Colonie seyn?

Von Itri senkt sich der Weg durch anmuthige Hügel wieder abwärts zum Meere, und bald erblickt man von Mola aus das zur Rechten weit ins Meer hineinragende Vorgebirge, dessen äußerste Spitze die Stadt und Festung Gaëta bildet. Ihre Lage ist höchst malerisch und deßhalb auch in der Kunstwelt berühmt. Die tapfere Vertheidigung der Feste durch den Prinzen von Hessen-Philippsthal ist eine für Deutsche noch besonders interessante Erinnerung. An beiden Enden des Städtchens Mola befinden sich dicht am Meeresufer anständige Gasthöfe, von wo aus man die schöne Aussicht auf die etwa eine Stunde entfernte Festung genießt. Hier sind auch die Einwohner wieder besser gekleidet und sehen nicht mehr so ganz entmenscht aus. Die Tracht der Frauenzimmer ist schön; sie tragen die Haare in Zöpfen, die mit weißen Bändern durchflochten und schneckenförmig um den Hinterkopf gewunden werden, was sich sehr reizend und ich möchte sagen altrömisch ausnimmt, wie man denn wirklich diese Tracht an weiblichen Köpfen auf alten Münzen findet. Für Liebhaber sey die Bemerkung nicht vergessen, daß man hier vortreffliche Seekrebse speis't. Ueberhaupt ist an dieser etwas einsamen Küste ein Ueberfluß an Fischen und andern Meerproducten, wofür kaum genug Gourmands da sind. In Genua und Neapel sind dagegen der Mäuler zu viel für die Waare. Deutsche Maler halten sich gern einige Wochen hier auf.

Von Mola geht die Straße abermals landeinwärts. Man kommt neben den Ruinen von Minturnä vorüber, wo Marius einst auf seiner Flucht gefangen und wunderbar gerettet wurde. Da fiel mir ein, daß ich vor mehr als zwanzig Jahren einst auf der Schule zu Breslau ein

Trauerſpiel „Marius" gedichtet hatte. Der Stoff iſt einer poetiſchen Behandlung werth. Indem Marius ſein Vaterland vom Untergange durch äußere Feinde, durch die Kimbern und Teutonen rettete, und nachher in den innern Bürgerkriegen das gemeine Volk gegen den Adel anführte, vereinigte er in ſeiner Perſon die größten, namentlich auch wieder unſern Tagen vertraut gewordenen politiſchen Intereſſen, und der Gang ſeines Schickſals, das Coſtume und der Hintergrund der Zeit ſind ſehr poetiſch.

In dieſen Gegenden iſt auch die Heimath des berühmten Falerner Weins. An der ſchönen neuen Kettenbrücke unfern von der alten Waſſerleitung Minturnä's werden die Reiſenden auf ächt neapolitaniſche Weiſe von zwei Gränzſoldaten angehalten und unter dem Vorwande, dieß ſey die zweite Douanenlinie, um ein Trinkgeld erſucht. Ich weiß beſtimmt, daß mehrere Reiſende von ihnen angeſprochen worden ſind, und ſie ſcheinen die Sache ſyſtematiſch zu treiben. Statt des Trinkgeldes erhielten ſie von uns natürlich nur den Titel Spitzbuben, mit dem ſie ſich lachend begnügten. Man kommt aufs neue in ein kleines, ſehr reizendes Gebirgsland voller Oelbäume. Die Stadt Seſſa bleibt zur Linken liegen. Endlich öffnen ſich die Hügel wieder, und man kommt in eine ausgedehnte, rings von ſchönen Gebirgen umſchloſſene Ebene. Das iſt die berühmte Ebene von Capua, wo noch jetzt dreimal im Jahre geerntet wird. Mit den Feldern wechſelten Weingärten ab, die ſich durch ihren ſüdlichen Charakter ſehr von den lombardiſchen und ſelbſt römiſchen unterſcheiden. Im wälſchen Tyrol iſt der Wein an gabelförmig geöff-

neten Stöcken aufgerankt; in der Lombardei hängt er an mittelmäßigen Maulbeer- und Feigenbäumen. In Rom sieht man noch viele Weinreben bloß an langen Schilfrohrstäben sich hinaufwinden. Hier in den Gefilden von Capua dagegen findet man den Wein schon dreißig Fuß hoch an den höchsten Ulmenbäumen aufgebunden, so zwar, daß das Ende der Ranken noch eben so lang und länger von der Höhe, wo sie angebunden sind, wieder herabhängt. Man bindet bekanntlich die Enden von zwei Reben dergestalt in der Luft zusammen, daß sie Guirlanden bilden, die in dieser Höhe zuweilen über die Straße weggezogen sind. Natürlich sind die Weinstöcke an den Enden beinahe so dick, wie die Bäume selbst, an denen sie hinauflaufen.

Capua selbst ist ein elendes armes Nest, obgleich es im Mittelpunkte des fruchtbarsten Landes liegt. Es wimmelte von Soldaten in glänzenden und eleganten Uniformen. Alles übrige Volk aber war wieder das gewöhnliche neapolitanische Lumpengesindel. Wir hielten vor einem Wirthshause, das in Schmutz, Staub, Spinnweben gleichsam begraben war; die Treppe, die zum Innern der Höhle führte, sah kaum besser als eine Hühnersteige aus, und von oben herab grinzte uns eine Megäre mit verwildertem Haar entgegen, das häßlichste alte Weib, das man sehen kann. Gleichwohl sollte dieß das beste Hotel in Capua und das Absteigequartier aller Fremden seyn. Wir ekelten zu sehr, als daß wir dieses Haus betreten hätten; wir begaben uns daher auf den Rath der hier auf allen Straßen zu findenden Officiere in die beste Tratoria der Stadt, die etwas weniger schmutzig war, aber immer noch so, daß

die Officiere, die hier zu Mittag speisen, gewiß Noth haben, ihre eleganten Uniformen vor Flecken zu bewahren. Auch das Essen und selbst der Wein war nach Verhältniß des Locals schlecht. Das ist nun das weltberühmte schwelgerische Capua, wo Hannibals Heer in Ueppigkeit ersoff.

Den Weg von Capua nach Neapel fanden wir ziemlich belebt. Alles kündigte die Nähe einer großen, sehr bevölkerten Stadt an. Extraposten, Vetturine mit ihrer schweren Last, leichte Wägen mit Officieren, Cabriolets mit allerlei buntscheckigem und lumpigem Gesindel, unter dem immer ein oder ein paar Mönche sichtbar wurden, braune Capuziner, die barfuß auf kleinen Eseln ritten, kleine Frachtwagen (große kennt man hier nicht) und eine Menge bepackte Saumrosse wechselten hier schon mit Fiakern ab, die von Neapel kamen. Man spannt hier, wie in Rußland, drei Pferde neben einander; das hohe Kummet glänzt von messingnen Schuppen; am Kopfe haben die Pferde gewöhnlich einen Busch von bunten Hahnenfedern, sogar von Papagaienfedern.

Man fährt gemach auf einer herrlichen Chaussee bergab, und befindet sich endlich am Abhange der kleinen Hochebene von Capua, und hat in der Tiefe die Stadt Neapel und das unermeßliche Meer vor sich. Mit Freuden begrüßt jeder Reisende den prächtigen Berg, der im Süden der Stadt durch seine einsame Lage und edle Form von allen entfernter liegenden Gebirgen sich unterscheidet, und dessen milchweiße Rauchwolken uns auf den ersten Blick den Vesuv erkennen ließen.

Siebentes Capitel.

Neapel — Croce di Malta — Lage der Stadt — die Certosa di San Martino — der blinde Improviſator — das ſchamloſe Elend auf den Straßen — die bettelnde Schildwacht — Verwaltung — Lazaroni — Soldatenſpielerei — Schweizer — Sicilianer — Brüderſchaften — Volkscharakter — Theater — San Carlo — S. Ferdinando — vortreffliche Nationalluſtſpiele in San Carlino — franzöſiſche Sympathien.

Wir wählten unſer Quartier im Croce di Malta am Largo di Castello, im ſchönſten Theile der Stadt, an einem der größten freien Plätze, hundert Schritt vom Molo, von der Poſt, von dem Theater San Carlo, dicht neben den Theatern Fondo und San Carlino, gegenüber dem Caſtell und nur einige hundert Schritt von der königlichen Reſidenz. Wir hatten Urſache, mit dem Wirthe vollkommen zufrieden zu ſeyn. Ein ſehr elegantes Zimmer vorn heraus koſtete uns zu zwei Perſonen täglich nur 4 neapolitaniſche Carlini. Bedienung, Frühſtück, alles fanden wir gut und billig. Durch den Umgang mit dem ausgezeichneten Componiſten, Herrn Benedikt, der mich damals noch aufs gaſtfreundlichſte in Neapel bewirthete, bald darauf aber nach England abreiſ'te, und durch die Gefälligkeit des würtembergiſchen Conſuls, Herrn v. Löffler, wurde mir der Aufenthalt in Neapel doppelt angenehm gemacht.

Wir eilten uns in der Stadt zu orientiren. Sie iſt ſehr groß, eine ungeheure Häuſermaſſe, welche das ganze amphitheatraliſch abſteigende Ufer ausfüllt, ungefähr in der Mitte in gerader Richtung von der ſchönen und breiten Straße Toledo durchſchnitten. Auf der Höhe über der Stadt ragt das Caſtell St. Elmo und das neue königliche Schloß hervor. Unten am Meer unterſcheidet man den Leuchtthurm auf dem Molo, das vorſpringende Caſtell d'Uovo, das mehr zurücktretende große Caſtell Nuovo und die Reſidenz. Die Stadt umflügelt gleichſam den ganzen weiten Golf, und verlängert ihre äußerſten Enden, um von beiden Seiten am Ufer weiter zu greifen. Am prachtvollſten iſt die Nordſeite des Ufers, wo hinter dem königlichen Garten eine lange Reihe von Paläſten und neuen ſchönen Häuſern ſich im Meere ſpiegeln. Die Südſeite dehnt ſich weit länger aus, iſt aber mit kleinern Häuſern der Handwerker und Fiſcher beſetzt, unter denen nur einzelne Caſernen, Villen und die ungeheure Maccaronifabrik hervorragen. Eine ununterbrochene Reihe von Häuſern zieht ſich hier bis weit unter den Veſuv fort. Es iſt immer noch Neapel, aber es heißt nicht mehr Neapel, ſondern Reſina, Portici, Torre del Greco ꝛc., ehemalige Dörfer, die jetzt aber mit der Stadt ohne Zwiſchenraum in einer langen Ufergaſſe zuſammenhängen.

Auch hier wieder, wie in Genua, hat die Stadt im Kleinen denſelben Zuſchnitt wie die Gegend im Großen, denn die Nordſeite des Golfs mit Puzzuoli, dem Capo Miſeno und den Inſeln Procida und Iſchia iſt nur die Fortſetzung der Villa Reale, die Südſeite

des Golfs mit Castellamare, Sorrent und Capri ist nur die Fortsetzung von Torre del Greco, und das hohe Camaldulenserkloster auf der einen, der Vesuv auf der andern Seite im Hintergrunde der Gegend entsprechen nur wieder den beiden Höhenpunkten in der Stadt selbst, nämlich dem Castell St. Elmo und dem neuen königlichen Schlosse.

Gewohnt, nach dem guten Beispiele, das Napoleon nicht bloß den Feldherren, sondern auch den Reisenden gegeben hat, gleich den höchsten Punkt einer Gegend aufzusuchen, um sie wo möglich aus der Vogelperspective zu übersehen, begab ich mich sogleich nach dem Castell St. Elmo, von wo aus man eine eben so umfassende als entzückende Aussicht über Stadt und Golf, auf den Vesuv und die Inseln hat. Kaum wird man in Europa ein schöneres Panorama wiederfinden. Man denke sich den Spiegel des Golfs in der Mitte, der gegen das hohe Meer im Westen sich öffnet. Dem Castell St. Elmo, unserm Standpunkte, gerade gegenüber liegt die blaue Insel Capri, deren wunderbar abruptes Gestein scharf und keck aus dem Meere steigt. Dann weiter zur Linken dehnt die schöne Felsenküste von Sorrent sich aus und schließt immer weiter links an die Berge von Salerno sich an, die sich tief ins Land verlieren. Im Vordergrunde aber, gerade da, wo das Ufer einlenkt, um sich gegen die Stadt Neapel und dann wieder rechts zu wenden, liegt der schlank aufsteigende dunkelblaue Vesuv, aus dessen Gipfel sich dicke Rauchwolken drängen, die, wie der Wind sie ausdehnt, einen langen unabsehlichen Wolkenstreif am übrigens klaren Himmel hinziehen.

Zwiſchen dieſem ſchönen Feuerberg aber und unſerm Standpunkte liegt Neapel ausgebreitet mit der gedrängten Maſſe ſeiner hohen Häuſer, die wir dennoch nicht alle überſehen können, weil das Caſtell ſelbſt einen Theil der Stadt deckt. Hier ſchließt die Hauptausſicht, denn nach dem Norden hin wird ſie durch den Höhenzug von Poſilippo geſperrt.

Nahe unter dem Caſtell liegt die berühmte Certosa di San Martino. Jetzt ſind die Carthäuſer ausgetrieben, und es liegen Invaliden darin. Die ſchöne bilderreiche Kirche iſt aber gut erhalten. Auch hier mußten wir uns bequemen, uns von dem geſchwätzigen alten Cuſtode die Schätze von Lapis lazuli, edlen Marmorarten ꝛc., und ſogar die Spielerei von einigen Bronze-Roſetten, deren verſchiedene Blätter nach der Tonleiter geſtimmt waren, anpreiſen zu laſſen. Dieſe Eitelkeit, die das Schöne über dem Reichen oder Seltſamen vergißt, kommt ſo häufig in Italien vor, daß man zuweilen unter Chineſen zu ſeyn glaubt. Wahrſcheinlich aber iſt es nicht die Schuld der Italiener, denen man Mangel an Geſchmack mit Recht nicht vorwerfen darf, ſondern Schuld der Fremden, deren geiſtloſe Wunderſucht ſich in die bunten Steine der Moſaik vergafft, und die ſelten ein wahres Kunſtwerk, wenn es nicht zugleich einen berühmten Namen an der Stirn trägt, zu würdigen wiſſen, daher ſich die Cuſtoden nach ihrem Geſchmack richten. Beiläufig muß ich bemerken, daß man ſich ja nicht einbilden ſoll, die vielen Fremden, die durch Italien ziehen, ſeyen lauter gebildete Kunſtenthuſiaſten, die Italiens Schönheiten zu erkennen und zu genießen wüßten. Man ſieht

meiſt nur reiche Engländer, Carliſten, übercomplete Diplomaten und vornehme Exilirte.

Die Carthauſe enthält mehrere ſehr ausgezeichnete Gemälde von Ribera. Ein unvollendetes Altarblatt von Guido Reni, das in ſeinem Gegenſtande wie in ſeiner Compoſition auffallend an die berühmte in Dresden befindliche Nacht des Correggio erinnert, würde vielleicht Guido's ſchönſtes Bild geworden ſeyn, wenn er es hätte vollenden können. Sein Sinn für ſchöne Phyſiognomien iſt mir nirgends ſo lebendig entgegen getreten. Unter den vielen Fresken der Seitenhallen und einzelnen Capellen fielen mir die des ſchon im 26ſten Jahre von ſeinen neidiſchen Collegen zu Tode gequälten Firoglia am meiſten auf. Eines ſeiner Bilder ſtellt den Leichnam des heiligen Martin dar, in einem gläſernen Sarge liegend. Die Nebenfiguren ſind ganz ſo, ich möchte ſagen niebelungenartig, wie im Münchener Königsbau, und eben ſo friſch in den Farben. Zu meinem Aerger fand ich auch hier wieder Holzmoſaiken eines deutſchen Künſtlers, Namens Breſt. Die Italiener verſtehen ſich auf ihren Vortheil ſehr gut, indem ſie in ihren Kirchen und Galerien neben den Meiſterwerken ihrer eigenen ſchönen Künſte die mühſeligen Ausgeburten des deutſchen Fleißes in meiſt unſchönen Formen zur Schau ſtellen. Eben deßhalb aber haben mich dieſe deutſchen Künſteleien in Italien überall beleidigt.

Merkwürdig mag es erſcheinen, daß die Invaliden, denen man in der franzöſiſchen Periode die Carthauſe überließ, nicht wieder aus derſelben vertrieben worden ſind. In andern Fällen haben ſich die Mönche wieder

in Beſitz zu ſetzen gewußt, und ſogar das Weinhaus der deutſchen Künſtler in Rom hat ſeinen vormaligen geiſtlichen Beſitzer nach langen Jahren wieder bekommen. Hier in Neapel gilt aber dermalen überhaupt die Trommel mehr als das Brevier. Das Inſtitut iſt ſchön und wahrſcheinlich das großmüthigſte in ganz Neapel. Wir fanden die Invaliden in großer Zahl anſtändig gekleidet und genährt, durchaus fröhlich und heiter. Es waren ſehr alte Graubärte darunter, die meiſten aber waren jung und faſt alle blind. Die heiße Sonne und ihr Reflex auf dem Boden beim Exerciren und Schildwachtſtehen, vielleicht aber auch der unvernünftige Gebrauch des Tſchako's (der den Kopf drückt, die Kopfnerven anſtrengt und den Hinterkopf den Sonnenſtrahlen und der Erkältung ſo gut wie den Säbelhieben Preis gibt) iſt Urſache der ſo häufigen Augenkrankheiten beim Militär. Die Blinden in Neapel haben aber ein erträgliches Loos. Können ſie die herrliche Ausſicht, die man ihnen hier oben auf der Carthauſe gleichſam zum Spott gegeben, auch nicht genießen, ſo genießen ſie doch die geſunde klare Luft auf dieſen Höhen. Ich ſah einen, der zur Guitarre ſang. Viele ſaßen in der Reihe herum, einige bedienten ſich ſogar trotz ihrer Blindheit mit vieler Geſchicklichkeit der Nadel, um ihre Kleider auszubeſſern, und einer fing plötzlich mit ſonorer Stimme an: Signori! und improviſirte, nachdem eine allgemeine Stille eingetreten war und jeder ſich zum Zuhören zurechtgeſetzt hatte, eine heitere Erzählung.

Auf dem Wege zur Carthauſe und zurück hatten wir die erſte Gelegenheit, in den kleinen Seitenſtraßen das Elend der Bevölkerung kennen zu lernen, deſſen

traurige und abſchreckende Bilder uns nachher täglich beinahe bei jedem Schritt verfolgten. Ein Weib lag an ein Haus gelehnt auf der offenen Straße und legte die ekelhafte Krankheit, mit der ſie behaftet war, entblößten Leibes zur Schau, um das Mitleid der Vorübergehenden zu wecken. Zehn Schritte davon lag gegenüber ein Mann, der daſſelbe that. Ausſchütten des Unraths aus den Fenſtern, Ableſen des Ungeziefers faſt unter jeder Thür, Bettler, wo man geht und ſteht, und Lumpen, nichts als Lumpen, das iſt das Straßenleben Neapels. Geräth der Fremde vollends in eine gewiſſe Gaſſe, ſo werden ihm am hellen Tage von allen Seiten die frechſten Nuditäten bloßgeſtellt. Vor einer Trattoria, die zu den größten gehört, ſah ich am Eingang unter dem Thorweg einen Lazaroni, der ſeine Nothdurft verrichtete, und am gegenüberſtehenden Thorpfeiler ein ſchwarzes neapolitaniſches Schwein, das im Schmutz des andern Winkels wühlte. Durch dieſe Thorwacht paſſirte man in ein — Speiſehaus. Auf dem Molo lag ein völlig nackter Kerl, der ſich an der Sonne bratete. Davon nimmt nun hier niemand Notiz, und die königlichen Staatswagen fahren ungenirt durch die lumpichte Bevölkerung.

Die Armuth iſt entſetzlich. Alle Straßen wimmeln von Bettlern, die man nicht mehr los wird, wenn man mitleidig genug iſt, ihnen zu geben. Aber auch das weichſte Herz wird hier bald abgehärtet. Brächte man einen Frachtwagen voll kleiner Münze mit, es würde doch für ſo viele tauſend Bettler, die immer wiederkommen, nicht hinreichen. Ein deutſcher Rittmeiſter, der in unſerer Geſellſchaft war, machte

in ſeiner herzlichen und väterlichen Weiſe einem kleinen Knaben, der ihn anbettelte, und der wirklich ſchön war, ein Geſchenk und einige Liebkoſungen. Sogleich waren ein Dutzend andere Buben da, denen ſich wieder andere anſchloſſen. Die ſeltene Großmuth des Fremden ging wie ein Lauffeuer durch die Straße, die bald mit mehr als hundert bettelnden Kindern und Erwachſenen vollgeſtopft war. Mein Freund Horſchelt, der mit ſeiner langen Figur aus dem lumpichten Haufen hoch hervorragte, und der, weil er ſo laut lachte, für eben ſo großmüthig gehalten wurde, als der Rittmeiſter, machte ſich wirklich den Spaß, eine Handvoll kleine Münze unter die Jungen zu werfen. Nun war er aber ſeines Lebens nicht mehr ſicher. Wie ein großer Maikäfer, an dem hundert kleine Ameiſen zerren, konnte er ſich nicht mehr durch das Gedränge zu uns andern hindurcharbeiten, und erſt ein Commando Soldaten, das durch den furchtbaren Spektakel herbeigerufen wurde, ſchaffte ihm Luft und machte ein Spalier, durch welches der Pöbel von uns abgeſperrt und gehindert wurde, uns weiter nachzufolgen.

Aber nicht bloß der Pöbel bettelt. Ich wurde auch von anſtändiger gekleideten Männern, und ſelbſt von Damen auf der Straße angebettelt. Das Aergſte aber, was mir von dieſer Art je vorgekommen, war die Bettelei der Soldaten unter dem Gewehr. Ich bin zweimal an der villa reale von der königlichen Schildwacht, von Gardeſoldaten in eleganter Uniform auf dem Poſten um einige Gran angeſprochen worden. Ein wohlhabender deutſcher Kaufmann, der lange in Neapel lebt, ſagte mir, daß zur Zeit der Reſtauration ſogar Offi-

ciere mit doppelten Epauletten gebettelt hätten. Der jetzige König hat das Elend der aus der franzöſiſchen Periode noch übrigen Officiere gemildert, und die meiſten wieder angeſtellt. Doch iſt bei der übertriebenen Größe ſeiner Armee der Sold gering. Auch die Civilſtellen ſind ſchlecht beſoldet, und in vielen Fällen ſind die Beamten nur auf Sporteln und Trinkgelder angewieſen, wozu die Fremden das Meiſte beiſteuern müſſen. Selbſt der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten beſorgt keinen Paß, wenn ihm nicht zuvor ein Piaſter geopfert wird, und dieß iſt ſeine Hauptrevenue. Die Zollbehörden leben bloß von der Beſtechung. Aemterkauf ſoll nicht ſelten ſeyn. Ich ſelbſt lernte einen blutjungen Knaben kennen, der ſich den Hauptmannsrang gekauft hatte, während altgediente Soldaten als Lieutenants unter ihm ſtanden. Auch auf die Juſtiz ſoll das Geld wirken.

Nichts charakteriſirt die Nachläſſigkeit der Verwaltung beſſer, als daß die Beamten, an Feiertagen ohnehin nie, und auch an Arbeitstagen nur ein paar Stunden des Tages, zwiſchen 10 und 3 Uhr, in den Bureaux anzutreffen ſind.

Die überwiegende Mehrzahl des Volkes beſteht aus Menſchen in Lumpen, oder geflickten braunen Mänteln und Capuzen mit der hier durchgängig braunen phrygiſchen Mütze. Dieß ſind die ſ. g. Lazaroni, die aber keine geſchloſſene Zunft, ſondern der Pöbel überhaupt ſind, ohne Unterſchied ob der eine Laſtträger im Hafen, der andere Fiſcher, der eine facchino di casa, der andere Bettler iſt. Eine nicht unbeträchtliche Anzahl derſelben ſieht man bei den Fiakern als Bediente hinten aufſtehen, um

von den ein- und aussteigenden Fremden gelegentlich einmal einen Gran zu erhaschen, wofür sie den Fiaker bedienen müssen. Es ist sehr ergötzlich diese zahllosen Wagen zu sehen, die durch alle Straßen rasseln und in großen Massen auf allen freien Plätzen halten. Auf dem Bock eines jeden sitzt ein Kerl in Lumpen, das ist der Herr, und hinten steht ein andrer Kerl in Lumpen, das ist der Diener. Diese armen Leute sind in zu großer Zahl da, als daß sie sich nicht den Verdienst wechselseitig entreißen sollten; daher fahren sie gern unter der Taxe, wenn man sie nur nehmen will. Sie fahren dem Fremden vor, sie unterlassen selbst dann nicht ihre Dienste anzubieten, wenn man schon in einem andern Wagen sitzt. — Auch an Dieben fehlt es hier nicht. Meinem Freunde Horschelt wurden drei seidene Tücher, eines nach dem andern, auf offener Straße aus der Tasche gestohlen. Der Betrüger sind aber mehr als der Diebe. Alles sucht den Fremden zu übervortheilen, obgleich man nirgends mit wenigerm zufrieden ist, als hier, wenn man sieht, daß der Fremde sich nicht betrügen läßt. Ganz gewöhnlich sind die Anerbietungen zu jeder Art von Unzucht. Von der ungeheuren Bevölkerung dieser Stadt hat ein großer Theil fast nichts mehr zu verkaufen, als eben den Körper. Doch gibt es in dieser großen Menschenmenge verhältnißmäßig nur wenig männliche Kraft und weibliche Schönheit, und Neapel kann sich mit dem mittlern und obern Italien hierin nicht messen. Diese Lazaroni sind nicht groß, nicht kräftig, nicht einmal wild, wie die Römer; sie sehen in der Mehrzahl gemein aus. Ihre Weiber und Mädchen haben eben diesen gemeinen Ausdruck, es ist sittliche Verdorbenheit ohne Kraft, eine vegetartige

Munterkeit ohne tiefe Leidenſchaft. Die Weiber trag
nach ſlaviſcher Art ein Tuch um den Kopf gebund
Das iſt ihr ganzer Putz, das Uebrige iſt meiſt ordi
und ſchmutzig.

Wohlgekleidete Männer bilden die Minderzahl, u
ſind meiſt Fremde. Damen fahren faſt nur auf d
Straßen und wagen ſich nicht gern zu Fuß unter d
Geſindel. Daher bilden die Soldaten und die Mön
die zahlreichſte Claſſe, die man außer dem Lumpengeſi
del auf den Straßen von Neapel ſieht.

Bekanntlich iſt der König von Neapel ein groß
Liebhaber des Soldatenſpiels. Ich ſage des Spiel
weil ich nicht hoffe, daß er es auf eine ernſthafte St
rung des Weltfriedens abgeſehen hat, und weil er ſe
nerſeits in ſeiner friedlichen Halbinſel, ich wüßte nic
von wem angegriffen zu werden fürchten darf. Sein
Armee iſt nicht nur übermäßig zahlreich, ſondern au
in immerwährender Thätigkeit. Die Klagen der Officie
und Soldaten über das ewige Manövriren waren al
gemein. Auch ſah ich ſelbſt, daß der Soldat den Torn
ſter nie vom Rücken herunterbringt. Schon in Capu
ſah ich nichts als Bajonette und konnte mein eigene
Wort nicht hören vor Trommellärm. Hier in Neapel i
es noch ärger. Das Auf- und Abmarſchiren der Trup
pen, das Trompeten und Trommeln nimmt den ganze
Tag kein Ende. Man ſieht Uniformen von jeder Art,
eine Muſterkarte des ganzen militäriſchen Europa, und
die Liebe der Italiener zum Bunten ſpricht ſich darin aus.

Den Kern dieſer Armee bilden die Schweizer, die
dem armen Lande ein ungeheures Geld koſten, ohne die
man aber das Land nicht in der gehörigen Zucht halten

zu können eingeſteht. Ich lernte mehrere wackere und liebenswürdige Officiere derſelben kennen, die dem Deutſchen, der nach Neapel kommt, jede Gefälligkeit erweiſen. Ihnen ſind alle wichtigen Punkte des Landes und der Stadt anvertraut. Den übelſten Ruf haben dagegen die ſicilianiſchen Truppen, ob verdient, ob unverdient, weiß ich nicht. Gewiß iſt, daß der wechſelſeitige Haß zwiſchen Sicilianern und Neapolitanern zu dieſem böſen Leumund beigetragen hat. Hier nämlich in dieſem ſüdlichen Winkel des ehemaligen heiligen römiſchen Reichs hat ſich der alte Kampf der Guelfen und Ghibellinen noch bis auf den heutigen Tag unter veränderten Fahnen fortgeſetzt. Nach dem Untergange der Hohenſtaufen ſiegten in Neapel die Guelfen unter Karl von Anjou und mit ihm das franzöſiſche Intereſſe; in Sicilien erhielt ſich die ghibelliniſche Partei unter dem ſpaniſchen, dem deutſchen verwandten Regentenhaute. Unter abwechſelndem Glück haben ſich beide bekämpft, und Aragonier und Habsburger von der einen, Anjous, Bourbons und Napoleoniden von der andern Seite, haben beſtändig in der Herrſchaft über Neapel gewechſelt. In der franzöſiſchen Zeit, da Sicilien den Bourbons und Engländern, Neapel den Napoleoniden gehorchte, iſt die alte Spaltung wieder ſehr fühlbar geworden, und jedermann in Neapel ſieht Unruhen in Sicilien voraus, die früher oder ſpäter eintreten werden. Der Sicilianer, zur Freiheit, wie es ſcheint, noch nicht reif, will etwas noch Gefährlicheres, nämlich die Unabhängigkeit ſeiner Inſel.

Neben den Soldaten ſieht man erſtaunlich viele Mönche und ebenfalls in Kutten von allerlei Zuſchnitt und Farbe. In Italien lebt man überhaupt mehr auf

der Gasse, als im Hause, daher mag es auch wohl diesen Heiligen in ihrer Klause zu enge seyn, und man muß annehmen, sie sind beinahe alle immerwährend auf offener Straße, weil, wenn ihrer noch viele zu Hause wären, ihre Zahl unermeßlich seyn würde. In Rom sieht man mehr Weltgeistliche und Abbates, hier weit mehr Kutten. Diese Weltüberwinder sehen meist sehr fleischlich, gemein und dumm aus, und die feinen Kleriker, die Spürnasen, die Denker, noch mehr aber die Heiligen- und Prophetenköpfe, die man noch in Rom sehen kann, darf man hier nicht suchen. Eine sehr eigenthümliche Erscheinung in Neapel sind die zahlreichen Todtenbrüderschaften, deren Mitglieder sich wechselseitig ein feierliches Begräbniß garantiren. Sie wetteifern, bei diesen Leichenzügen, die oft nur einem gemeinen Manne gelten, die größte Pracht zur Schau zu legen. Man sieht sie in weißen Talaren, einen rothen Cardinalshut auf dem Kopf, einem mit Purpur und Gold gestickten Sarg in langem Zuge folgen. Andere haben weiße Hüte, oder schwarze Fähnchen mit Gold- und Silberflittern ꝛc.

Nur bei solchen Gelegenheiten zieht Neapel über seine Lumpen den von der reichen Kirche geborgten Schmuck. Religiöse Feste sollen in Neapel mit Enthusiasmus und heidnischem Pomp begangen werden. Ich habe leider nicht Gelegenheit gehabt, einem dergleichen beizuwohnen. Das größte Volksfest ist der Besuch, den sich die Madonna Antigrano und der Gesu nuovo abstatten, zwei Puppen, die man einander entgegenführt, wie ehemals die heidnischen Götterbilder. Kommt ein Zug nicht auf die Minute mit dem andern in der Mitte Weges zusammen, so stellt sich der zuerst angekommene beleidigt und

läuft, was er laufen kann, zurück. Der andere Zug ſucht nun ſeinen Fehler wieder gut zu machen und läuft im Galopp dem andern nach. Dieſer Wettlauf iſt nun der Hauptſpaß für die Neapolitaner.

So kindiſch iſt das Volk wirklich noch. Ich habe die auffallendſten Beweiſe erhalten, daß erwachſene Perſonen in Neapel ſich noch vollkommen wie Kinder benahmen. Gleich weinen ſie und lachen wieder. Zudringlich ſtellen ſie ſich um den Fremden herum und gaffen, thun neugierige Fragen, betteln um das erſte beſte. Einer, mit dem man ſich nur etwas näher einläßt, macht uns gleich zum Vertrauten, erzählt uns ſeine Herzensangelegenheiten ꝛc. Auch harte Reden, ſelbſt eine thätliche Mißhandlung läßt ſich der Neapolitaner weit eher gefallen, als irgend ein anderer Italiener, wenn er einen kleinen Vortheil dabei ſieht. Im Ehrenpunkt ſind ſie durchaus nicht heikel. Sie ſind mit Einem Wort ſanguiniſch, lebhaft ohne tiefes Feuer. Auch erinnere ich mich nirgends ſo viele runde und dicke Männerköpfe mit einem lächelnden und kindiſchen Ausdruck in weichlichen Mienen geſehen zu haben. Beide Geſchlechter neigen hier wie in Rom zur Dicke, ſobald ſie nicht mehr Hunger leiden.

Neapel hat bekanntlich das größte Theater in der Welt, San Carlo, und mehrere andere, worunter Fondo das vornehmſte und San Carlino das beſte iſt. Die Zahl der kleinen Winkel- und Puppentheater iſt erſtaunlich. Man erkennt ſie ſogleich an den tapetenartig von den Häuſern herabhängenden ſchlechten Oelgemälden, welche wie die Bilder unſrer Bänkelſänger die Hauptſcenen des jedesmal aufzuführenden Stückes darſtellen.

Da ſieht man ohne Unterſchied das tollſte Zeug. Damals war aber faſt auf allen Theatern die Somnambule, eine, ſo viel ich weiß, nicht mehr ganz neue Oper an der Tagesordnung.

Dieſe Somnambule verfolgte mich durch ganz Italien. Schon in der Lombardei nichts als die Somnambule! Der Stoff iſt aus der deutſchen Poeſie, aus der Callot-Hoffmann'ſchen Schule entlehnt, die ſich bekanntlich über Frankreich ausgebreitet hat und deren Sujets nun die Rundreiſe in Italien machen. Dieſes nordiſche Geſpenſterweſen unter dem offenen klaren Himmel Neapels iſt nichts Erfreuliches. Doch iſt die Sache eben nur Mode, geht von der höhern Geſellſchaft aus und dringt ſchwerlich tief ins Volk ein. Das Volk ſchützt ſich davor durch ſeinen guten Humor, denn auf allen niedern Theatern werden ſolche hyperſchreckliche Stücke nur traveſtirt und erregen jenes „göttliche" Gelächter, das nur der Süden kennt.

Neben dieſer Somnambule verfolgte mich auch noch eine andre Schöne durch ganz Italien. Und dieß war eine ächte Italienerin, die heilige Filomena, eine neuentdeckte Märtyrerin. Man hat jüngſt ihr Grab, wenn ich nicht irre, in Umbrien oder Calabrien entdeckt und in Erfahrung gebracht, daß ſie mit Pfeilen getödtet worden ſey. Sie wird alſo nun als ein weiblicher St. Sebaſtian verehrt. Weit entfernt aber, ſie wie dieſen den profanen Blicken unſrer Kunſtkenner entblößt und an einen Baum gebunden darzuſtellen, hat ſie die fromme Kunſt nach einem übereinſtimmenden Typus in vollem Anzuge ſchlafend auf ein Ruhebett gelegt und ihr einen goldenen Pfeil als At-

tribut in die Hand gesteckt. So sah ich sie von Roveredo bis Salerno in jeder italienischen Stadt, die ich besuchte, in jeder Gasse, in jedem Kaufladen und in Privatwohnungen, bald lithographirt, bald im Kupferstich, bald illuminirt, bald als Wachspuppe. In Verona fand ich sie in einem Kunstladen in der Gestalt der bekannten Flora von Titian wieder. Man hatte dieses sehr unheilige Portrait von der Geliebten des fleischlichsten Malers in Kupfer gestochen und ihr nur einen Pfeil in die Hand gegeben. Irgendwo sah ich aber eine kleine Wachsfigur der Heiligen, so reizend, so naiv, daß es mir fast so gegangen wäre wie dem Autor des altfranzösischen Romans la pouppée.

Das Theater San Carlo ist imposant, aber allzu groß. Obgleich ich in einer Loge seitwärts und nicht ganz der Bühne gegenüber saß, schwanden mir doch die handelnden Personen in eine tiefe Ferne zurück. Die Zuschauer füllten nicht den siebenten Theil der ihnen bestimmten Plätze aus, und auf der Bühne selbst verloren sich die wenigen Schauspieler in dem allzu großen Raume. So sah alles leer aus. Auch konnte die Stimme der Mlle. Unger, die von Wien hiehergekommen war, die weiten Wände nicht erreichen und verhallte, von den entfernten Zuhörern kaum vernommen. Am deutlichsten hörte man das unanständige Taktschlagen des Capellmeisters, der mit seinem Fidelbogen immer auf das Notenbuch losschlug, als gelte es dem Componisten, der vielleicht sein Nebenbuhler war.

Im Theater Fondo sang eine andre Dame, deren Name ich vergessen habe, nichts weniger als brillant.

aber ſo ſeelenvoll, mit ſo viel italieniſcher Gluth, daß es mir wohl that.

Am öfteſten beſuchte ich das Theater San Carlino, das einzige ächt nationale, das zugleich ausgezeichnete Schauſpieler hat. Leider iſt dieſes Theater verhältnißmäßig wieder zu klein, und kann kaum die Schauluſtigen faſſen, obgleich an jedem Tage zweimal geſpielt wird. Es iſt für Neapel, was das Leopoldſtädter Theater für Wien iſt. Es beſchränkt ſich durchaus nur auf Luſtſpiele und Traveſtien; es greift entweder komiſche Scenen aus dem neapolitaniſchen Volksleben auf, oder es verſpottet das Vornehmere und Fremde vom Standpunkte des einheimiſchen und niedern Volkes aus. Seine Ironie iſt meiſterhaft, und kommt auch manches Rohe in den Stücken vor, ſo ſind dieſelben doch durchaus geiſtreich concipirt. Das Verdienſt liegt nicht bloß in den Schauſpielern, ſondern auch in den Dichtern. Ein Witz jagt den andern, die überraſchendſten Scenen folgen Schlag auf Schlag. Ich bemühte mich ſehr, einige dieſer ächt neapolitaniſchen Luſtſpiele im Manuſcript zu erhalten, doch vergebens. Jeder Schauſpieler iſt durch die ſchwerſten Eide verpflichtet, keine Rolle aus der Hand zu laſſen, damit die vielen andern concurrirenden Theater ſich nicht in den Beſitz der Stücke ſetzen. Unter den Schauſpielern in San Carlino traf ich komiſche Talente, die den größten Theatern Ehre machen würden. Der erſte Komiker, Altavilla, der unſerm Wurm ähnlich ſah, übertraf ihn noch an jener Grazie, die vielleicht nur im engern Kreiſe gewonnen wird. Er wußte, daß er nicht nöthig hatte, zu über-

treiben, denn in jedem Augenblick war er komiſch und unübertrefflich, ſo wie er nur den Schein von Ernſt annahm. In dem ſehr luſtigen Stück „die drei Bader" wurde ihm zur Ader gelaſſen, trotz alles ſeines Sträubens. Der Bader ließ ihn ſodann die blutende Hand ins Waſſer ſtecken, ſagte ihm, er müſſe ſterben, wenn er ſie herauszöge, lief fort und kam nicht wieder. Statt ſeiner fallen zwei Weiber über den Jammernden her und erwecken ſeine Eiferſucht. Er möchte um Gotteswillen fort, um ein Unglück zu verhüten, und kann nicht. Die Hand immer vorſichtig im Waſſer haltend raſ't und tobt er mit dem ganzen übrigen Körper mit neapolitaniſcher Lebhaftigkeit. Dieſe Mimik Altavilla's ſucht ihres Gleichen. Neben ihm zeichnete ſich eine alte Dame aus, beſonders in der Rolle einer reichgewordenen Frau niedern Standes, die eine vornehme Sprache und vornehme Manieren affectirt und ihre Töchter durchaus nur Franzoſen geben will, aber durch zwei junge neapolitaniſche Handwerker, die ſich als Franzoſen verkleiden, getäuſcht wird. Wie alle dieſe Leute, von denen keiner franzöſiſch verſteht, ſich wechſelſeitig durch die Affectation des Franzöſiſchen zu täuſchen ſuchen, iſt vortrefflich durchgeführt. Zwei ältere Männer, von denen der eine die alten Polterer, böſe Väter ꝛc., und der andere immer einen Abbé, einen Hausfreund und Intriganten macht, ſind nicht weniger gute Mimen. Auch die jüngern Mädchen, die durchgängig als Naturkinder ihren neapolitaniſchen Dialekt beibehalten, weil ihnen die Dichter nur ſolche Rollen geben, die den jungen Neapolitanerinnen ſchmeicheln, auch dieſe ſpielen eben

deßhalb ſehr gut. Eine unter ihnen war von ſo majeſtätiſcher Schönheit, eine ſo edle große Geſtalt, mit ſo reinen Zügen und einem ſo königlichen Blick, daß ich Anfangs glaubte, ſie würde unter dem übrigen gemeinen Volk als Fee auftreten; als ſie aber den Mund aufthat und im kreiſchendſten Papagaienton den gemeinſten Jargon ſprach, ſchloß ich die Augen, um wenigſtens nicht mehr zu ſehen, in welchem Engel dieſe Beſtienſtimme wohnte. Da ahnete mir, es könne mit den ſ. g. Beſeſſenen, die Franz Baader, Juſtinus Kerner ꝛc. wieder in die Mode gebracht haben, doch wohl ſeine richtige Bewandtniß haben. Wenn dieſe Teufelsbeſchwörer behaupten, es könne ein wildfremder Kerl, etwa ein böſer Mönch, aus dem Leibe eines jungen Mädchens herausreden, ſo iſt dieß nicht viel mehr, als was ich an jener ſchönen Neapolitanerin ſelbſt erlebte.

Jene Affectation des Franzöſiſchen, die im San Carlino verſpottet wurde, iſt nicht aus der Luft gegriffen, ſondern in Neapel ſehr gewöhnlich. In keiner italieniſchen Stadt, ſelbſt Oberitalien nicht ausgenommen, verſtehen ſo viele Kaufleute und Handwerker franzöſiſch oder bemühen ſich ſo, damit zu glänzen. Es wird als das Zeichen der Bildung angeſehen, wie vormals bei uns in Deutſchland. Es iſt ein Ueberreſt der ehemaligen franzöſiſchen Uſurpation und hat jetzt wohl zunächſt nur die Bedeutung einer liberalen Sympathie im Mittelſtande, an der das niedere Volk keinen Antheil nimmt, die es vielmehr zum Gegenſtand ſeiner Satyren macht.

Ich füge hier noch einige Genrebilder aus den Straßen Neapels an. Einen Kapuziner, der ſich vor der Schmiede das Pferd beſchlagen läßt und den Pferde-

fuß hält, als ob er der Teufel ſelber wäre. Einen kleinen, nur mit Lumpen behangenen Buben, der den letzten Gran hergibt, um ſich mit ſtolzer Miene den einzigen Stiefel, den er anhat, von einem andern kleinen Signor, in Lumpen, blank wichſen zu laſſen. Einen Fiaker und ſeine hintenaufſtehenden Bedienten, von denen jeder die andere Hälfte eines Fracks auf den Schultern hängen hat.

Auffallend ſind in Neapel die ungeheuern weißen Ochſen, die gewöhnlich mit Pferden zuſammengeſpannt werden, und dieſelben weit überragen. Neben einem Ochſen von dieſer rieſenhaften Race ſieht jedes Pferd nur wie ein Eſel aus.

Achtes Capitel.

Umgebungen Neapels — der Veſuv — Beſteigung deſſelben — Anblick des feuerſpeienden Kraters in der Nähe — unaufhörliche Auswürfe bis zum großen Ausbruch am 1 April — die Solfatara — Herculanum — Pompeji — das Muſeum in Neapel — antike Malerei — Papyrusrollen — Statuen und Gemälde.

In der ganzen Umgebung Neapels iſt unter vielen merkwürdigen Dingen doch immer das merkwürdigſte der Berg Veſuv, der überdieß zu der Zeit, wo ich mich in Neapel befand, in großer Unruhe war und ſich den Reiſenden in ſeiner ſchrecklichen Geſtalt zeigte.

Darf man Großes mit Kleinem vergleichen, ſo liegt Neapel zwiſchen dem Veſuv, der Solfatara und dem Monte nuovo wie ein Vogelneſt zwiſchen alten und neuen Maulwurfslöchern. Wer ſteht dafür, daß der Maulwurf nicht morgen das Neſt ſelbſt unterwühlt? Die vulcaniſchen Hügel mit ihren noch rauchenden Kratern ſind rechts und links um Neapel aufgeworfen, und ihre Geſtalt hat ſich von Jahrhundert zu Jahrhundert von innen heraus verändert. Darum iſt die allen Neapolitanern angeborne, dem ſichern Fremden oft lächerliche Furcht vor dem Veſuv eine ſehr natürliche.

Der Berg hat ein ſchwarzes, geheimnißvolles und drohendes Anſehen. Sein Aſchenkegel unterſcheidet ſich

von allen andern im Hintergrunde der Gegend liegenden Bergen. Auch wenn er nicht den gewaltigen Rauch hervorſtieße, der vor der Sonne ſchwarzbraun, der Sonne gegenüber weißblau erſcheint, und bei klarem Himmel ſchon aus weiter Ferne den Blick auf ſich zieht, würden ſchon die zahlreichen ältern und jüngern Lavaſtrömungen, deren erſtarrte Schlacken noch ſchwärzer als der Aſchenberg ſelbſt in breiten Bändern oder wie Teppiche von ihm herabhängen und ſich zum Theil bis ans Meer erſtrecken, ſeine zerſtörende Kraft offenbaren. Noch ſieht man auf der Landſtraße bei Torre del Greco eine breite Strecke dieſer metallartigen harten Lava, die mitten durch die Weinberge, Gärten und Villen ihren ſchwarzen und dicken Strom ins Meer gewälzt hat, und die noch lange wüſt daliegen wird, bis ſie ein neues Erdreich trägt.

Nachdem der Veſuv ſchon mehrere Wochen hintereinander ungewöhnlich ſtark geraucht, und ſeit mehreren Tagen einen nächtlichen Feuerſchein geworfen hatte, brach ich am 18 Mai in Geſellſchaft des Herrn und der Frau v. Gaſſer, die eben aus Griechenland zurückgekehrt waren, zur Bergfahrt auf. Sie war durch die heiterſte Unterhaltung belebt, durch das ſchönſte Wetter begünſtigt. Wir fuhren bis Reſina. Hier beſtiegen wir beiden Männer Pferde und die Dame einen getreuen Tſchutſchu, die uns durch die Weinberge bergauf bis zur Hütte des in eine Eremitenkutte verkappten ſchlechten Weinſchenken, und von da bis an den Fuß des eigentlichen Aſchenkegels trugen, wo ein Gensdarme poſtirt war, um über die hier zurückbleibenden Pferde und Vieh zu wachen. Dieſe Sorgfalt für die Sicherheit

der Fremden fanden wir überall im Neapolitaniſchen auf jeder Tour, wo man gewöhnlich Reiſende erwartet. Die Gensdarmerie iſt zahlreich und trefflich disciplinirt. Auch hält man ſie für tapfer und ſagt ihr nicht, wie der päpſtlichen nach, daß ſie davon reite, wenn die Reiſenden, zu deren Schutz ſie beſtimmt iſt, angegriffen werden.

Nachdem man ſchon ſo hoch oben auf dem Veſuv iſt, erwartet man nicht mehr ſo große Schwierigkeiten, als die Erſteigung der letzten, verhältnißmäßig geringen Höhe des den Krater umſchließenden Kegels in der That noch darbietet. Ein Reiſender, in deſſen Wahrheitsliebe wir keinen Zweifel zu ſetzen Urſache haben, ſagt daher (Wanderungen durch Sicilien, Berlin, 1834), die Erſteigung des weit höhern Aetna ſey, eine gute Jahreszeit und gutes Wetter vorausgeſetzt, leichter als die des Veſuv. Auf dem letztern muß man ſich die äußerſte ſteile Höhe durch einen ſchwarzen Aſchenſand hinaufarbeiten, in den man bei jedem Tritt bis über die Kniee unterſinkt, wobei man natürlicherweiſe immer einen halben Schritt wieder zurückrutſcht und keinen feſten Auftritt gewinnen kann, um einen neuen Schritt zu machen. Nur wenige feſte Schlacken blicken mit ihrem Metallglanz und ihren zerriſſenen Formen aus der weichen Aſche hervor, und dieſe ſucht man auf, um nur hin und wieder einmal feſten Fuß zu faſſen und ein wenig auszuruhen. Für Damen iſt da gar kein Fortkommen. Sie müſſen ſich von acht, zu dieſem Behuf immer zahlreich anweſenden Männern auf Tragſeſſeln halb tragen, halb ziehen laſſen, was auf einem ſo ſteilen und ſchwierigen Weg ängſtlich genug ausſieht.

Endlich waren wir oben am Rande des tobenden Kraters, und dieſer nahm uns gleich ſo in Anſpruch, daß ich kaum noch einige flüchtige Blicke rückwärts auf die unermeßliche Ausſicht in die Ferne warf. Die Ausſicht hat man immer, aber nicht das Feuer. Inzwiſchen werden mir doch dieſe wenigen Blicke vom Veſuv herab ewig unvergeßlich bleiben. Land und Meer liegen unter uns, wie auf einer Landcharte. Man überſchaut den ganzen Golf, und ſeine reizenden, mit weißen Häuſern überſäeten Ufer, die ſcharf abgegränzten Vorgebirge und die Inſeln, über welche der Meeresſpiegel noch weit hinausreicht. Je mehr die Sonne ſinkt, deſto dunkler wird das Land, deſto heller das Meer, und die ſchwarzblauen Inſeln ſchwimmen wie in Silber. Kein Lüftchen regte ſich, kein Wölkchen ſtand am Himmel; nur aus dem nahen Krater zu unſern Füßen wälzte ſich unter furchtbarem Donner Stoß auf Stoß eine ſchwere, undurchſichtige, beinahe greifbare Maſſe von heißem und giftigem Schwefelrauch, und dehnte ſich hoch oben am Himmel in ein wieder ruhiges weißes Gewölk aus.

Das Innere des Kraters bot ein furchtbares und prächtiges Schauſpiel dar. Innerhalb ſeiner finſtern abgeriſſenen Felſenwände, an denen ganze Stellen von gelbem Schwefel, der ſich angeſetzt hatte, wie vom reinſten Golde glänzten, waren eine Menge kleiner unregelmäßiger Aſchenhügel aufgeworfen, deren Form ſich beſtändig verändert. Dieſe Aſche glühte ſo, daß man es durch den Stiefel fühlte und den Standort öfters wechſeln mußte. Jeder Fußtritt machte die Aſche rauchen. Aus den einzelnen größeren und kleineren Riſſen, in die der Boden ſich ſpaltete, ſtrömte eine unerträgliche Hitze,

an der unſere Führer Eier ſotten und Aepfel röſteten. Kleiner dünner Rauch quoll überall hervor, der größere aber aus dem ſogenannten alten Krater nordöſtlich. Dieß alles aber war Spielerei im Vergleich mit dem ſüdweſtlich gelegenen neuen Krater, aus dem eine breite himmelhohe Rauchſäule in wirbelnder Schnelligkeit emporſtieg, unter deren weißgelbem Schleier wir ſchon bei hellem Tage die rothe Höllengluth aus dem Abgrunde hervorbrechen ſahen. Der Glanz des metalliſchen Feuers trotzte ſelbſt der Sonne. Auch ſahen wir ſchon beim Taglicht, daß die zahlloſen Steine, die der Vulcan unaufhörlich auswarf, wenn ſie aus der dichten Rauchwolke in einer Höhe von 300 Fuß herausſprangen, alle glühten. Doch trat erſt nach Sonnenuntergang die ganze Pracht des Feuers hervor, der Rauch wurde immer durchſichtiger und ſchien endlich gar nicht mehr vorhanden zu ſeyn. Alles wurde reines Feuer.

Wir wagten uns bis in die nächſte Nähe des Feuerſchlundes. Aber plötzlich bebte der ganze Berg, und wir bekamen einen Stoß, daß ich beinahe mit der Dame, die ich führte, hinabgeſtürzt wäre. Dieſem Erdſtoße folgte eine neue heftige Exploſion, und der Wind drehte ſich auf unſere Seite, ſo daß wir in einem Augenblick mit glühenden Steinen überſchüttet wurden, von denen uns zum Glück kein einziger traf. Gefährlicher noch war der erſtickende Schwefeldampf, dem wir uns nur durch die ſchnellſte Flucht entziehen konnten. Das Krachen im Berg und das Beben der Erde dauerten unaufhörlich fort, und jeder von uns hatte die Empfindung, als ob alles im nächſten Augenblick zuſammenſtürzen müßte. Auch war es nur ein glücklicher

Zu-

Zufall, daß es nicht schon damals geschah, denn zwei Tage später stürzten alle Aschenhügel, auf denen wir abwechselnd Posto gefaßt hatten, zusammen, und bildete sich ein ganz neuer Krater. Niemand, der den Tag zuvor oben gewesen, erkannte sich wieder; alles war in einer Nacht anders geworden.

Das Toben des Vulcans war aber so schön, daß selbst die Damen, deren mehrere sich einfanden, nicht von der Stelle gingen und aus Entzücken die Furcht vergaßen. Man kann sich keinen gräßlicheren Donner am Tage des jüngsten Gerichts denken. Nur zuweilen schwieg er, und zugleich hörte das Feuer auf, und die plötzliche tiefe Stille der Nacht machte einen erhabenen und überraschenden Eindruck. Jede solche Pause war aber nur das Signal zu einer neuen noch schrecklichern Eruption. Wie aus tiefster Brust holte der Berg Athem, und nun rollte der Donner auf crescendo bis zum lautesten Knall, den das Ohr ertragen kann; und unter diesem Krachen stieg höher und höher ein neuer Gluthstrom auf, der plötzlich den ganzen Berg wieder erleuchtete und in der Gestalt einer feurigen oben ihre Aehren ausbreitenden Garbe hoch oben am Nachthimmel zu einem glühenden Steinregen sich entfaltete. Steine von Centnerlast flogen spielend auf wie leichte Funken. Diese rasche und graziöse Bewegung des Feuers hatte überhaupt etwas sehr Eigenthümliches, und war gar nicht zu vergleichen mit dem mühseligen Abarbeiten der Raketen bei unsern künstlichen Feuerwerken. Ich glaube, daß es diese schöne und bei der größten Schnelligkeit doch gleichsam ruhige Bewegung, der graziöse Tanz des Feuers war, der die Schrecken des Donners milderte

und dem Schauspiele der Zerstörung den Reiz eines schönen Kunstwerks verlieh.

Erst spät in der Nacht kehrten wir nach Neapel zurück, beschwert mit eben erst ausgeworfenen Steinen, in die wir, so lange sie noch glühten, neapolitanische Geldstücke gesteckt, und die wir dann hatten kalt werden lassen. Das Herabsteigen vom Berg ist fast noch beschwerlicher, als das Hinaufsteigen. Vergab können sich die Damen nicht tragen lassen, weil es zu gefährlich wäre, sie müssen also am Arm eines Führers gehen oder vielmehr springen; denn man kommt unwillkürlich in eine rasche Bewegung, und stürzt mit jedem Schritte mit der ganzen von oben drückenden Last des Körpers in die weiche Asche so tief hinein, daß man sich, um den nächsten Schritt zu machen, herausgraben muß.

Die Bewegung des Berges dauerte ununterbrochen fort. Jeden Abend sahen wir den Feuerschein über ihm, jeden Tag die Rauchwolke in der bekannten schönen Pinienform. Man erwartete, daß der Vesuv so lange rumoren werde, bis er sich durch eine große Haupteruption wieder beruhigen würde; allein es ließ sich nicht voraussehen, wann dieselbe eintreten würde. Meine Zeit war gemessen. Mein früherer Reisegefährte, Horschelt, ging nach Sicilien, wohin auch ich mit ihm gegangen wäre, wenn ich nicht nach Rom, wo ich mich länger aufhalten wollte, hätte zurückeilen müssen. Zehn Tage nach meiner Abreise erfolgte der große Ausbruch vom 1 April, und zwar ein bloßes Auswerfen von Steinen unter gewaltigem Donner, ohne Lavaströme, ganz so, wie ich es, nur in etwas kleinerem Maßstabe, gesehen hatte. Dann ruhte der Berg.

Ich besuchte auch die Solfatara auf der entgegengesetzten Seite Neapels, über Puzzuoli. Es ist ein alter Krater, dem des Vesuv ganz ähnlich. Er wirft zwar kein Feuer mehr, aber er raucht noch. Der Boden klingt hohl, wenn man schwere Steine darauf wirft, und ist an mehreren Stellen noch so glühend, wie auf dem Vesuv. Mitten in diesem alten Krater ist eine Schwefel- und Alaunfabrik. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß das unterirdische Feuer auch hier noch einmal hervorbrechen dürfte.

Nachdem ich die Quellen der Zerstörung kennen gelernt, suchte ich die Ruinen auf, Herculanum, Pompeji, und was man von da in das Museum zu Neapel gebracht hat. Ich will mich hier nicht bei allzu bekannten Dingen aufhalten. Ich übergehe die Geschichte jener Städte, die Art, wie sie von Lava und Asche begraben und wie sie wieder ausgegraben wurden. Ich erlaube mir nur einige wenige Bemerkungen.

Man hat viel entdeckt, aber es ist noch weit mehr zu entdecken übrig. Von Pompeji ist erst ein kleiner Theil, und von dem weit größern und reichern Herculanum ein noch viel kleinerer Theil aufgegraben. Herculanum liegt unter einer neuen Stadt, und ist mit sehr harter Lava wie mit Metall ausgegossen. Hier ist also das Nachgraben sehr schwierig, obgleich es die meiste Ausbeute verspricht, wenn man beharrlich ist. Es ist eine Arbeit für Jahrhunderte. Da nur ein paar unbedeutende und gemeine Wohnhäuser des alten Herculanum offen zu Tage liegen, das wichtigere Amphitheater aber noch unter der Lava, so daß man nur wie

in einem Bergwerk bei Fackelſchein hier zu einem Stücke der Treppe, dort zu einem Stücke der Mauer, eines Thores ꝛc. gelangt, und ſich nur mit Mühe aus dieſen einzelnen Stellen ein Bild des Ganzen zuſammenſetzt, iſt der Beſuch dieſer Partien wenig lohnend. Man trägt nichts davon als Wachstropfen, welche die Wachslichter auf den Kleidern jedes Fremden, ich darf wohl ſagen ohne Ausnahme, zurücklaſſen.

Pompeji iſt weit reizender. Es liegt offen, frei unter Weinbergen mit der herrlichſten Ausſicht auf den Veſuv, durch den es zerſtört wurde, und zu dem es noch aufblickt, wie das todte Lamm zum grimmigen Wolf. Da der Vulcan noch ziemlich weit entfernt iſt, und zwiſchen ihm und Pompeji ſogar ein kleines Thal liegt, wenn man es ſo nennen darf, oder wenigſtens die Gegend ſich merklich vertieft, ſo wundert man ſich, wie das höher liegende Pompeji ſollte verſchüttet worden ſeyn. Aber es wurde nicht durch Lava, die vom Berge herabfloß, ſondern von Aſche, die aus den Dampfwolken fiel, überſchüttet, und unter dem Aſchenteppich, der ſich über die ganze Gegend gleichmäßig ausbreitete, blieben die früheren Contoure unverändert.

Der ſchönſte Punkt Pompeji's iſt da, wo ſich die beiden kleinen Theater befinden. Von der höchſten Stufe derſelben überblickt man nicht nur die bedeutendſten Ruinen der Stadt, ſondern auch die Umgegend, und hat den Veſuv, deſſen Rauch damals die ſchönſte weiße Pinie bildete, gerade vor ſich. Ich meine, dieſe offenen Fernſichten, die auch die Amphitheater in Puzzuoli, Rom, Verona ꝛc. darbieten, müſſen die Zuſchauer zer-

ſtreut und im Genuß der Schauſpiele geſtört haben. Jetzt iſt die Landſchaft hier alles; wäre ſie nicht, ſo würden die Ruinen Pompeji's nur einen traurigen Eindruck machen. Kein Tempel, kein Haus hat ein Dach, nur abgebrochene Säulen deuten die Tempel, abgekratzte Wände die Häuſer an. Nicht ſowohl die Aſche des Veſuv, als vielmehr der Kunſtenthuſiasmus hat die alte Stadt auf dieſe grauſame Weiſe verheert; denn man hat nicht nur alle Statuen, Vaſen, alle tranſportabeln architektoniſchen Verzierungen, die man hier reichlich vorfand, weggenommen, ſondern auch die zahlreichen Frescobilder, mit denen alle Wände ausgeziert waren, weggeſchabt, und ſo macht die Stadt den Eindruck eines Leichnams, der nicht nur todt, ſondern zugleich geſchunden iſt. Da der Wahlſpruch der heutigen Zeit iſt: „man muß alles halb thun," ſo hat man ſeit einigen Jahren die neu ausgegrabenen Moſaiken an Ort und Stelle gelaſſen und mit bretternen Hütten überdeckt, ſo daß weder das Muſeum in Neapel, das die übrigen von hier fortgeſchafften Kunſtwerke enthält, vollſtändig iſt, noch auch Pompeji all das Seinige behalten hat. Da ſchon einmal ſo viel fort iſt, hätte man das Uebrige wohl auch noch können nach Neapel bringen. Der Fortſchaffung überhaupt aber dient die Schwierigkeit, ſo weite Räume gehörig vor Schaden zu bewahren und zu bewachen, zur Rechtfertigung.

Der vor zwei Jahren entdeckte Moſaikboden mit dem ſchönen Schlachtgemälde, davon das Kunſtblatt eine Abbildung lieferte, iſt mit Recht die Bewunderung aller Fremden und die Zierde Pompeji's. Ich habe vorher weder geglaubt, daß man ſo in Moſaik malen, noch

daß man im Alterthum überhaupt ſo geiſtvoll habe componiren können. Daneben findet man noch einige andere Moſaiken und Wandverzierungen. In den zahlreichen Häuſern entdeckt man noch hin und wieder in einem Winkel ein blaſſes Frescobild, das man mitzunehmen vergeſſen hat. Nur eines darunter ſchien mir werth, beſſer aufbewahrt zu werden. Es war ein kleiner Amor, der eine Ziege melkt, während ein Bock auf ſie zukommt.

Da von einzelnen Bildwerken ſo wenig übrig iſt, wird man deſto mehr auf die Betrachtung der Stadt ſelbſt hingewieſen. Nichts fällt daran ſo ſehr auf, als die Kleinheit und Engniß der Häuſer. Die Römer müſſen noch mehr als die heutigen Italiener auf der Straße gelebt haben. Wie ſehr widerſtrebt hier alles unſern Begriffen von Bequemlichkeit und Anſtand! Die Hauptſtraße, mit alter Lava gepflaſtert, auf der man noch die ausgefahrenen Wagengleiſe der Pompejaner ſieht, führt durch ein nicht ſehr großes Thor in die Stadt ein, und zwar zunächſt an Gräbern und an dem berühmten Hauſe des Diomedes, dann an lauter kleinen Häuschen und Niſchen vorüber. Da ſieht man in dichter Nähe beiſammen neben einem Kaufladen oder einer Werkſtatt das Grabmal einer keuſchen Prieſterin, neben dieſer ein Bordell mit dem Phalluszeichen, neben dieſem einen öffentlichen Ruheſitz für Wanderer ꝛc.

Der noch nicht ausgegrabene Theil der Stadt iſt mit üppigen Weinreben bedeckt. Um die Stadt herum ziehen ſich Hecken von Aloë. Die zahlreichſten Bewohner ſind Eidechſen, und außerdem unverſchämte Bettler,

die durch die Fremden hieher gelockt werden. Aufwärter in Uniform bewachen die Ruinen.

Kürzlich iſt bei Baumgärtner in Leipzig unter dem einfachen Titel „Pompeji" eine anonyme, recht brauchbare und vollſtändige Schrift mit zahlreichen Abbildungen herausgekommen, worin alle Sehenswürdigkeiten der alten Stadt, wie ſie noch an Ort und Stelle oder im Muſeum zu Neapel vorhanden ſind, beſchrieben werden.

In gedachtem Muſeum ſind die geraubten Bilder und Statuen aus ihrem localen Zuſammenhange herausgeriſſen und nach Gattungen zuſammengeſtellt. Dieß iſt ſehr zu bedauern. Wenn man auch noch lieſ't, aus welchen Häuſern ſie genommen ſind, ſo iſt es doch unendlich ſchwer, ſie in Gedanken ſo wieder zu einander zu ordnen, wie ſie urſprünglich zuſammen gehören. Der Geſchmack im Arrangement eines ganzen Hauſes, und die Abweichungen in dieſem Geſchmack ſind mithin nicht mehr ſo leicht zu erkennen. Man ſieht nicht, waren die mehr graziöſen Bilder in Einem Hauſe und beurkunden ſie den beſonders gewählten Geſchmack des Beſitzers? Waren die unzüchtigen Bilder in Einem Hauſe und beurkunden die Ueppigkeit des Beſitzers? Oder beruhte der Unterſchied der Bilder auf der verſchiedenen Beſtimmung der Zimmer? Gehörten die eleganteren Bilder in die Beſuch- und Ehrenzimmer, die laſciven in die Badezimmer ꝛc.?

Wo man den Phallus als Schild über die Hausthür ſo unbefangen abbildet, wie etwa heutzutage ein Waldhorn als Poſtzeichen, da darf man ſich auch über ſehr ſinnliche Frescomalereien nicht wundern. Das wa-

ren eben die Alten, wie wir sie schon aus ihren Schriften kennen. Auffallender ist für den Nordländer, der zum erstenmale diese Fresken sieht, ihre Schönheit. Obgleich Pompeji nur eine kleine Provinzialstadt war, so zeugen doch auch seine geringsten Frescobilder von einer Routine der Maler und von einer allgemein verbreiteten Grazie des Pinsels, über die wir erstaunen müssen. Wenn auch noch so leicht hingeworfen, ja zuweilen hingeschmiert, ist doch überall Ausdruck in den Bildern und eine unnachahmliche, mit den Alten gewiß verloren gegangene Grazie. Diese lieblich schwebenden Figuren, häusliche Genien, Liebesgötter, Bacchanten ꝛc. zeigen eine Anmuth, vor denen alle unsere Balletkünsteleien zur Carricatur werden. Hier oder nirgends ist eine „schöne Bewegung."

Im ersten Saale sind die Thierbilder zusammengehäuft. Wäre jedes noch an seinem alten Orte, so würde man vielleicht noch manche witzige Beziehung darin entdecken, denn wo ein halb Dutzend Bilder bei einander waren, haben sie gewiß einander erklärt und unterstützt. Jetzt muß man sich begnügen, sie einzeln zu mustern. Sie sind mit naturhistorischer Treue gemalt, und einige zeichnen sich bloß durch diese Wahrheit, andere zugleich durch einen poetischen Gedanken aus. Da sieht man Elephanten, Hirsche, Hunde, Pfauen, Eisvögel, einen Casuar, Fische ꝛc.; einen Hahn, der in eine Traube pickt; einen Hasen, der an einer Traube nagt; ein Rebhuhn, das in eine Aehre pickt; eine Heuschrecke, die einen Papagai kutschirt ꝛc. so phantastisch, als es nur die romantische Phantasie erfunden haben würde.

Dann folgen Darstellungen von Obst, Getreide, Blumen, Gebäuden, kleine Landschaftsgemälde, Gärten, Jagden ꝛc. Man sieht hier sehr deutlich, wie die Alten ihre Obst-, Blumen- und Weingärten angelegt haben. Die Beete sind alle so abgezirkelt und eingefaßt, wie in der französischen Gartenkunst, aber die auf Stangen angeketteten Vögel geben diesen Gärten ein etwas orientalisches Ansehen. Die Weinreben erscheinen gerade so, wie sie noch heute in Italien behandelt werden.

Hierauf tritt man in die Region der Nymphen, Satyrn, Genien, Bacchanten, Centauren, Helden und Götter, überhaupt unter die menschlichen oder halbmenschlichen Figuren. In ihnen herrscht der plastische Geist der Alten vor, und obgleich man durch Genrebilder, worin Scenen aus dem Privatleben dargestellt sind, und durch historische Bilder, in denen ein poetischer Gedanke vorwaltet, oft angenehm überrascht wird, so ist es doch immer die plastische Grazie der nackten Form und Bewegung, die man an diesen Frescobildern, wie an den antiken Statuen, am meisten bewundern muß. Diese Bilder sind unzähligemal copirt und nachgeahmt worden; doch hat man sich dabei vorzugsweise an gewisse beliebte Hauptbilder gehalten und andere darüber vergessen. Unter allen schien mir das Bild LXXII 672 des Katalogs die schönste Bewegung zu haben. Es gehört zu mehreren andern Bildern, welche bacchantische Scenen darstellen. Ein Bacchant und eine Bacchantin schweben mit Laub bekränzt und mit flatternden Gewanden frei in der Luft in so leichtem ätherischem Tanz, daß hier nicht die rohe Trunkenheit,

ſondern das ſelige Gefühl, die höchſte Heiterkeit, die Bacchus gewährt, ausgedrückt iſt. Auf den erſten Blick kann man zweifeln, ob es nicht wirklich Selige ſind, ob nicht Orpheus und Euridice, die freudig aus der Unterwelt kehren, oder ein zum andern Leben Erwachter, den ſein Schutzgeiſt führt. Und dieſes grazienvolle Bild iſt in den Abzeichnungen, die man von allen hier vorhandenen Bildern veranſtaltet hat, abſcheulich hölzern und geiſtlos nachgebildet. Man findet neben dem geiſtigſten Ausdruck auch Blüthen der üppigſten Sinnlichkeit, und muß über die Raffinerie dabei erſtaunen. Ein Centaur raubt ein junges Mädchen, eine Centaurin raubt einen Jüngling. In dieſen freien Bildern, die jedermann ohne Anſtoß ſehen kann, liegt gleichwohl mehr Wolluſt als in dem frechen Satyr mit der Ziege, den Winckelmann ſo ſehr bewunderte. Der ganz geſchmackloſen Bilder, offenbar aus der ſpätern Kaiſerzeit, ſind zum Glück nur wenige da. Einige abgeſchmackte Allegorien auf Rom und ein abſcheulicher Kerl, der ſeine Nothdurft verrichtet, dürfte das Extrem des geſunkenen Geſchmacks bezeichnen, ſo wie das oben erwähnte bacchantiſche Paar die vollendetſte Blüthe des Schönen iſt.

Man zeigt im Muſeum ferner die Papyrusrollen, die Hausgeräthe, Gefäße, Gegenſtände des Putzes, der Küche ꝛc., die man in dem verſchütteten Pompeji gefunden hat. Sie haben erſt kürzlich dem engliſchen Dichter Bulwer Veranlaſſung zu einem wohlgelungenen Romane gegeben, der ſo verbreitet iſt, daß er mir die Mühe erſpart, dem Publicum die Rührungen auszudrücken, die auch ich beim Anblick dieſer Ueber-

reſte empfunden habe. Noch ſieht man, obgleich verkohlt, doch in ihrer Form vollkommen erhalten, die Speiſen, welche die Bewohner Pompeji's ſchon bereitet hatten, und zu eſſen nicht mehr Zeit fanden. Noch ſieht man die goldnen Ringe und Armbänder, die Kämme, Nadeln ꝛc., womit die ſchöne Tochter des Diomedes ſich zu ſchmücken pflegte; noch ſieht man in der Aſche abgedrückt den berühmten ſchönen Buſen, nach dem noch ſiebzehn Jahrhunderte ſpäter unſer verliebter Heinſe die Hand ausſtreckte. Am meiſten intereſſirten mich die Papyrusrollen, von denen noch ſo viele Schränke angefüllt ſind, daß ein paar Säle zu ihrer Aufbewahrung erfordert werden. Aber wie geht man damit um? Nachdem man ein unbedeutendes Buch über die Muſik mit unſäglichen Koſten nach und nach aufgerollt hat, iſt man endlich ſo vernünftig geworden, bei mehreren zugleich Verſuche anzuſtellen, um nur vorerſt zu erfahren, weſſen Inhalt wichtiger, welche Rolle des mühſamen Aufrollens am meiſten werth ſey. Allein man ſieht bis jetzt nur von drei oder vier Rollen ein Endchen abgelöſ't. Die Arbeit wird mit neapolitaniſcher Bequemlichkeit und Sparſamkeit getrieben, und wenn ſie ſo fortgeht, werden wir in zwanzig Jahrhunderten noch nicht wiſſen, was nur im zehnten Theile dieſer Rollen ſteht, in denen möglicherweiſe noch mancher koſtbare Schatz des alten Wiſſens enthalten iſt.

Da ich in dieſem Muſeum die erſte große Antikenſammlung ſah, machte ſie einen doppelt lebhaften Eindruck auf mich. Wer den Vatican in Rom ſchon geſehen hat, wird in Neapel freilich weniger überraſcht werden. Man muß aber überhaupt nicht nach ſolchen

zufälligen Eindrücken, die in den Umständen liegen, sondern der Sache nach urtheilen, die immer dieselbe bleibt, ob wir sie zuerst oder zuletzt unter vielen andern sehen. Unter den vielen berühmten Statuen dieses Museums sind zwei aus Rom gekommen, der Farnesische Hercules und der Farnesische Stier. Der erstere ist aber wohl mehr durch anatomisches Studium, als durch Geschmack ausgezeichnet. Er hat eine viel zu detaillirte Musculatur, als daß dadurch ein erhabener Totaleindruck bewirkt werden könnte. Er renommirt gleichsam zu viel mit jeder einzelnen Muskel und Ader. Er macht den Eindruck von Ueberfülle und Schwere. Der römische Torso ist ihm weit vorzuziehen. Was den Stier betrifft, so bewundert man zwar, daß er sammt den Menschen, die sich um ihn drängen, eine große und kunstreiche Gruppe, aus Einem Stein gehauen ist, aber dieser Künstlichkeit scheint auch hier die Erhabenheit aufgeopfert worden zu seyn. So schön der Stier, so natürlich die Hebung und Wendung seines Kopfes ist, so macht es doch einen unangenehmen Eindruck, daß er verhältnißmäßig zu klein und schwach erscheint. Man sieht sogleich, dieses Thier ist den Menschen nicht gefährlich, die dabei stehenden Männer müssen es leicht bezwingen.

Die berühmte Venus Kallipygis ist ohne allen Zweifel eine sehr verführerische Schönheit, und daß sie unter so vielen tausend Berührungen beinahe schon eine Melampygis geworden ist, entstellt sie zwar, ist aber eben der größte Beweis ihrer vortrefflichen Ausführung. Doch ist es nicht die Venus von Syracus. Auch eine kniende Venus lenkt hier das Auge auf sich. Fer-

ner ſieht man eine ſchöne Veſtalin, eine originelle Diana und eine rieſenhafte Flora, die zwar nicht im höchſten Grade geſchmackvoll iſt, aber doch ſehr intereſſirt. Die koloſſale Größe widerſtrebt dem Begriffe, den wir von einer Blumengöttin haben; man muß in eine bedeutende Ferne treten, um die Harmonie ihrer Geſtalt zu ſehen. Dann aber findet man in ihren, durch die meiſterhafteſte Draperie durchgezeichneten, an der üppigen und großen Geſtalt verhältnißmäßig kurzen Beinen etwas nur zu Wollüſtiges. Widerlich fallen die doppelfarbigen Statuen auf, wenn auch die Form ſchön iſt, wie z. B. das ſchwarze Marmorgewand an einer Ceres von weißem Marmor. Nicht unintereſſant ſind auch die Statuen der Kaiſerinnen, die majeſtätiſche Livia und die mehr natürliche Antonia.

Die hiſtoriſchen Portraits überhaupt ſind für den Geſchichtsfreund ſehr anziehend. Man findet hier eine große Menge Büſten, namentlich von römiſchen Kaiſern, den gutmüthigen Papa Titus, mit demſelben philiſterhaften Zuge wie Goethe, dem er einigermaßen ähnlich iſt, den feinen, innerlich brennenden Nero mit dem teufliſch falſchen Auge, den brutalen Caligula, und dann das Heer von Soldatenkaiſern, die Stück für Stück etwa wie franzöſiſche Marſchälle ausſehen, ſchöne Männer, aber roh und renommiſtiſch.

Unter den Moſaiken iſt eine Katze am ſchönſten, von der man wirklich glaubt, ſie lebe. Im ägyptiſchen Saale ſieht man bei weitem nicht ſo viel, als in dem ägyptiſchen Cabinet in Wien, und dieſe Art von Alterthümern erweckt mir noch immer einen unüberwindlichen Schauder. Man ſieht hier auch Spielereien aus In-

dien, China, Otaheiti, die sich sehr schlecht neben den Antiken ausnehmen. Nur Benvenuto Cellini darf sich mit seinem schönen goldnen Kästchen und einigen Gefäßen den Alten zur Seite stellen. Die Ironie dieses Künstlers ist merkwürdig. Man bestellt einen Geldkasten bei ihm, und er entwirft auf dem Boden desselben in getriebener Arbeit das Bild des Alexander, der aus dem Schatzkästlein des Darius das Geld herausnimmt, um die Bücher des Homer hineinzulegen.

Die Gemäldegalerie enthält ebenfalls viele herrliche Sachen von Raphael, Tizian, Correggio, Schedone, Carracci ꝛc., besonders viele und schöne Salvator Rosas und eine große Menge Bilder aus der neapolitanischen Schule, die übrigens den mittel- und oberitalienischen Schulen nicht gleich kommt. Am interessantesten war mir hier das Portrait des Masaniello. Es stellt einen muntern jungen Mann mit gemeinen Zügen und einer Pfeife im Munde dar, dessen helle und listige Augen aber verrathen, daß etwas nicht Gemeines in diesem Kopfe schlummere. Nur Sentimentales, wie ihn immer unsere Dichter haben wollen, ist nichts an ihm.

Neuntes Capitel.

Umgebungen Neapels — die Grotte von Posilippo — Puzzuoli — Novara — das schöne Thal von Cava — Ausgang der Ostgothen, Longobarden und Hohenstaufen — Salerno im Mondschein — Mittagessen im Neptuntempel von Pästum — südliche Nacht — Amalfi — die Tropfsteinhöhle am Meere — furore — Gang über das Gebirge von Sorrent — Castellamare.

Außer dem Vesuv und den vulcanischen Erscheinungen bietet die Umgegend von Neapel auch noch eine große Menge andrer Naturschönheiten und geschichtlicher Erinnerungen dar. Doch sind dieselben schon durch hundert Beschreibungen bekannt.

Die reizenden Ufer von Puzzuoli, Bajä, Capo Miseno, Procida, Ischia, die den neapolitanischen Golf von der Nordseite einschließen, sind ein von den Reisenden dermaßen abgeweidetes Feld, daß ich in der That kaum noch ein Hälmchen finde, es meinen Lesern als Andenken mitzubringen. Wer kennt nicht die berühmte Grotte von Posilippo, den hohen Felsendurchgang, durch den man gleich hinter den Thoren Neapels hindurchfahren muß, um nach Puzzuoli zu gelangen? Ich habe nichts Neues dabei zu bemerken, als daß in den weiten Felsenkellern an dem Eingang der Grotte die köstlichen Weine aufbewahrt werden, welche die neue Weinverbesserungsgesellschaft für das Königreich

Neapel besorgt. Welcher Sterbliche einmal Nektar trinken will, der nehme sich hier eine Flasche Syracuser mit. — Wer kennt nicht die berühmte Hundsgrotte? Außer der Aussicht auf den einsamen, von Bergen eingeschlossenen See Agnano, der wie ein alter Krater daliegt, und auf dem ich eine unzählige Menge weißer Vögel schwimmen und umherfliegen sah, bietet dieser weltberühmte Ort nichts dar, was zu sehen der Mühe werth wäre. Die Höhle selbst ist ein enges Loch, mit einer gemeinen Kellerthür verschlossen, und ein gewinnsüchtiger Kerl steht mit ein Paar schon im voraus trübselig den Schwanz einziehenden und wimmernden Hunden davor und erbietet sich, gegen ein unsinniges Honorar, die armen Bestien in dem Gifthauche der Höhle halb ersticken zu lassen. Da die Sache bekannt ist, und für die Naturgeschichte hier wenigstens durchaus keine Bereicherung zu hoffen war, haben wir den armen Thieren die Marter erspart. — Von der benachbarten Solfatara habe ich oben schon gesprochen. Wer kennt ferner nicht den Averner See, Puzzuoli und das ganze weltberühmte Ufer, mit seinen antiken Bädern, Tempeln, Amphitheatern und Villen, die freilich entsetzlich vom Zahne der Zeit benagt sind und von denen man, wie z. B. vom Serapistempel in der Ferne mehr erwartet, als man nachher findet?

Ich begnügte mich in diesen Gegenden, deren nähere Untersuchung und Beschreibung meiner Nachhülfe nicht bedarf, mit dem Totaleindruck. Ein Haufen halbnackter Fischer zog ein weites Netz aus dem Meer ans Ufer. Es waren nicht viele, aber phantastisch

taſtiſch geformte, in allen Farben flimmernde Fiſche, Sepien, Seeſpinnen ꝛc. darin, der Ueberreſt jener alten kaiſerlichen Fiſcherei, die hier die Ueppigkeit des Land- und Badelebens erhöhte. Hier waren die warmen Bäder der ägyptiſchen Prieſter, dort die Seebäder des Nero, die ganze Küſte ein zuſammenhängendes altrömiſches Dobberan, der Zuſammenfluß aller Vornehmen und Reichen des römiſchen Weltſtaats. Gegenüber lag Capri, wo die Wolluſt im Leben mit der Wolluſt im Bilde wetteiferte. Hinter Puzzuoli auf dem ſchönen Hügel mit der unendlichen Ausſicht lag das große Amphitheater, in deſſen zuſammengebrochenen und von Bäumen durchwachſenen Ueberreſten jetzt nur noch die grünen Eidechſen ſpielen. Dort im Hintergrunde lag eine Villa des villenreichen Cicero. Das war damals der Badekönig, das Orakel der gebildeten Badewelt. Der ältere Plinius erzählt, die Entdeckung zahlreicher neuer Geſundbrunnen und Heilquellen in dieſer Gegend ſey nöthig geweſen, um die Augen der Römer, die durch zu vieles Leſen der Ciceronianiſchen Schriften übelſichtig geworden wären, zu heilen. Ich mußte laut lachen, als mir dieſe praktiſche Bemerkung des wackern alten Arztes einfiel. Sind wir gebildeten Barbaren nicht noch weit mehr und nicht nur in phyſiſcher Beziehung durch zu vieles Leſen blind geworden? Ja, machen die Schriften des nämlichen Cicero nicht noch alle Jahre ein Paar Tauſend deutſche Gymnaſiaſten kurzſichtig? O Bücher! Bücher! rief ich in Gedanken aus, wär' es nicht am Ende beſſer, es gäbe gar keine! Da fiel mein Blick auf die Verbdung rings umher. Hier lieſ't niemand

mehr etwas Anderes, als — Ungeziefer. Das Elend, das in Neapel ſchrecklich iſt, wird hier unerträglich. Wer nicht ſtarke Arme hat, kann hier buchſtäblich von den Bettlern zerriſſen werden. Sonſt alles voll Bücher hier und jetzt alles voll Lumpen, aus denen ſie und zu denen ſie gemacht werden. Sonſt Ueberfeinerung, Ueberbildung, weichlicher Muſendeſpotismus, jetzt beſtialiſche Rohheit. So ſieht man hier die zwei Extreme, zwiſchen denen die Menſchheit mehr oder weniger überall ſchwankt, im grellſten Contraſt beiſammen.

Das ſüdliche Ufer des neapolitaniſchen Golfes iſt eben ſo ſchön und eben ſo bekannt als das nördliche. Wer kennt nicht Caſtellamare, das reizende Sorrent, das phantaſtiſch, wie ein Krake, ſeine Felſenzacken aus dem Meere hebende Capri? Minder bekannt und, wie mich dünkt, in ſeiner Art noch ſchöner, iſt der Golf von Salerno, der nächſte, der ſüdwärts unter dem neapolitaniſchen Golf liegt, und von demſelben durch das Vorgebirge von Sorrent getrennt wird. Seine Ufer ſind nicht nur reich an den eigenthümlichſten Naturſchönheiten, ſondern auch an geſchichtlichen Erinnerungen, und zwar nicht aus der antiken, ſondern aus der romantiſchen Zeit. Durch die Grotte von Poſilippo fährt man in die altrömiſche Welt ein, durch Pompeji aber in das Mittelalter. So wie man die aus der Aſche gegrabene Stadt hinter ſich hat, ſieht man gleich auf allen Bergen die Burgen der Gothen und Longobarden, der Sarazenen und Normannen, und befindet ſich in einer ganz andern Welt.

Wir fuhren an einem ſehr klaren Frühlingsmorgen von Neapel aus. Die Sonne ging genau im Krater des

Vesuv auf und erleuchtete den Rauch' desselben so wunderbar, daß der ganze Himmel einige Augenblicke lang vom Feuer des Vesuv entzündet schien. Von Herculanum und Pompeji, wo wir uns aufhielten, ist schon die Rede gewesen. Hinter Pompeji fuhren wir auf der vortrefflichsten Chaussee durch die üppigsten Weinfelder in das wunderschöne Thal hinein, welches bei Nocera anfängt und bis zum Meeresufer bei Salerno führt, indem es das große Vorgebirge, das die beiden Golfe von Neapel und Salerno scheidet, von den östlich gelegenen höhern Landgebirgen trennt.

Die Reben sind hier noch kolossaler als selbst bei Capua. In Riesenguirlanden hängen sie an den höchsten Bäumen. Alles verkündet die fetteste Fruchtbarkeit. Nocera ist schon eine sehr freundliche Stadt — es lagen damals sehr viele Schweizer dort — noch heiterer ist Cava mitten in dem reizenden überall mit burggekrönten Hügeln und Bergen eingeschlossenen Thale. Cava hat sehr reinliche Arkaden, und hier wurden wir zum erstenmal — nicht angebettelt, was uns außerordentlich auffiel und gewiß ein Zeichen von Wohlstand ist. Schon war die Dämmerung eingebrochen, als wir bei Vietri wieder ans Meer kamen. Der Weg wendet sich durch die hochgelegene Stadt links am Ufer hin nach Salerno, rechts aber zieht sich unter der Stadt eine tiefe Felsenschlucht bis ins Meer hinab. Die Natur erschöpft sich hier in malerischen Schönheiten, und doch sollten wir in den nächsten Tagen noch schönere sehen.

Dieses reizende Thal von Cava ist zugleich historisch höchst merkwürdig, weil in ihm die dreifache Herrschaft der Deutschen in Italien, die der Gothen, Longobarden

und Hohenstaufen unterging. Es ist ein ewig blühendes Grab, und das wälsche Land konnte kein schöneres für unsre alten Helden hergeben. Kaum läßt uns die Bewunderung dieses ewig lachenden Liebreizes an den furchtbaren Ernst des Grabes und an die Gräuel denken, die mit ihren Opfern hier begraben wurden.

Die erste dauernde Herrschaft deutschen Blutes in Italien gründeten die Ostgothen. Ihre Großmuth, ihre Milde stürzte sie ins Verderben. Die geschonten Römer verbanden sich mit den griechischen Kaisern und sogar mit den deutschen Alpenvölkern, um die edle gothische Nation auszurotten. Der größte Feldherr jener Jahrhunderte, Belisar, erschöpfte sein thatenvolles Leben an dieser Ausrottung, die ihm dennoch nicht gelang. Doch verblutete der gothische Stamm aus so vielen Wunden, und nur ein kleiner Rest hielt sich noch gegen Belisars Nachfolger, die immer neue Heere hereinführten und gerade deutsche Stämme am bereitwilligsten fanden, ihre heldenmüthigen gothischen Brüder zu vernichten. Endlich hatten sich nur noch ein paar tausend Gothen unter ihrem letzten König Tejas aus dem allgemeinen Untergange ihres großen und edlen Stammes gerettet. Diese verschanzten sich, wie Procop erzählt, unfern von Vietri auf dem Milchberg und hielten hier den Angriff zahlloser Feinde aus. Tejas selbst stand am Eingange der Verschanzung, schlug alle, die ihm nahe kamen, nieder und fing die auf ihn geworfenen Lanzen mit dem Schilde auf. Schon mehrmals hatte er den vollgespickten Schild mit einem neuen vertauscht, als er endlich beim Wechseln der Schilde sich einen Augenblick bloßgab und sogleich tödtlich getroffen wurde. Die Seinen wehrten sich

noch lange, bis ihrer nur noch tausend übrig waren, die zu Ehren ihres unglaublichen Heldenmuths freien Abzug nach Deutschland erhielten.

Die zweite dauernde Herrschaft der Deutschen in Italien begründeten die Longobarden, dieselben, die sich dazu hergegeben hatten, die Ostgothen ausrotten zu helfen, die nun aber das Land für sich nahmen und, durch das Beispiel der Gothen gewarnt, deren Großmuth gegen die Römer nicht mehr nachahmten, sondern alle Römer zu Sklaven machten und mit unerbittlicher Gewalt erdrückten. Darum dauerte auch ihre Herrschaft viel länger und konnte nur durch eine noch kräftigere, und zwar wieder nur durch eine deutsche Macht von außen gestürzt werden. Zur künftigen Unterjochung aller freien Völker wurde der weltberühmte Bund der Frankenkönige und römischen Bischöfe vorbereitet. Der Papst gab sich dazu her, durch geistliche Mittel die freiheitstolzen Deutschen in ihren Wäldern an den Dienst der Könige zu gewöhnen, und zum Dank dafür bekam er einen weltlichen Besitz in Italien, den Kirchenstaat, und das Longobardenreich, das ihnen beiden im Wege lag, wurde zertrümmert. Schon saß die eiserne Krone auf dem gesalbten Haupte des Franken, als noch der letzte Longobarde, Herzog Grimoald von Benevent, in den Mauern des festen Salerno selbst Karls des Großen Heeren trotzte. Erst sein Sohn unterwarf sich völlig den Franken.

Die dritte dauernde Herrschaft der Deutschen in Italien war die unserer großen schwäbischen Kaiser. Sie endete mit dem letzten apulischen Könige, Manfred, Friedrichs II Sohn, denn nur bis zu dessen Tod dauerte sie ununterbrochen fort. Das spätere momentane Auf-

treten Conradins konnte sie nicht mehr erneuern. Der schöne Manfred und seine schöne Gemahlin Helena waren die Bewunderung der Zeitgenossen. Man sagte von ihrem Hofe, er sey das wiedergefundene Paradies. Alle Poesie der schwäbischen Kaiserzeit war hier in eine letzte und schönste Blüthe zusammengedrängt. Aber diese Zeit sollte untergehen. Der alte Bund der Frankenkönige mit dem Papst erneuerte sich; aber dießmal waren es französisch-wälsche, nicht mehr fränkisch-deutsche Könige, und Deutschland wurde das Opfer. Die wälsche Praktik, die giftgeborne Politik des wälschen Bundes gegen die deutsche Ehrlichkeit, begann ihr höllisches Spiel. Wie sie selbst, so war ihr Werkzeug, Karl von Anjou, ein Abbild aller menschlichen Scheußlichkeit, gelb, krankhaft, glasaugig, von der finstersten Grausamkeit, eiskalt, unfähig je zu lächeln, und von abschreckender Häßlichkeit in jedem Zuge. Dieser Mißgeburt der französisch-päpstlichen Politik wurde das blühende Königreich Manfreds wie ein lachender Garten dem Pesthauche der Wüste preisgegeben. Manfred fiel in der Schlacht, seiner tapfern schwäbischen Ahnen würdig. Die Papisten gönnten ihm nicht einmal ein Grab. Der bigotte Karl untersagte es ausdrücklich ihn zu bestatten, und die Vögel hätten ihn verzehrt, wenn nicht die jungen Franzosen gegen den Befehl ihres Führers, ihrem bessern Gefühle folgend, die schöne Leiche mit Steinen bedeckt hätten. Jeder trug einen Stein herbei, bis ein hoher Hügel entstand, den man den Berg der Rosen nannte. Seine schönen Kinder wurden auf ewig eingekerkert, mußten ohne Erziehung, ohne menschliche Gesellschaft in Ketten ergrauen. Die Feder sträubt sich, die Sonne wendet sich, man kann

auf den Gräuel nicht hinſehen, der ſchrecklicher noch iſt als Ugolino's Tod, weil er um ſo viel länger dauerte. Die reizende Helena, Manfreds Gattin, das Wunder ihrer Zeit, wie einſt die griechiſche Helena, erlitt dieſes glücklichere Loos Ugolino's. Man ließ ſie in einem Thurme bei Nocera, von wo aus ſie den reichſten Theil ihres ehemaligen Königreichs überſehen konnte, verſchmachten. Welcher Thurm es war, weiß ich nicht. Ich ſah ihrer viele auf den Höhen bei Nocera als düſtere Denkmale einer furchtbaren Vergangenheit aus dem lachenden Grün der Gegenwart hervorragen.

Im Angeſichte des ruhigen Meeres, auf welches der Mond wie eine Gottheit des ewigen Friedens herabſah, fuhren wir am Felſenufer hin nach dem ſo ſchön gelegenen Salerno.

Am andern Tage früh brachen wir auf, um die Ruinen von Päſtum zu beſuchen. Das Handbuch von Reigebaur warnt die Reiſenden vor dem ſchlechten Wege; wir fanden aber eine vortreffliche Chauſſee, die überdieß durch Gensdarmen vor Raubgeſindel geſchützt war. Zwiſchen den ſchönen Bergen und dem Meere bildet ſich hier eine kleine Ebene, die ziemlich öde und von einem trüben und langſamen Fluſſe durchſtrömt iſt, über den eine Fähre führt, weil die Brücke verfallen iſt. Wären nicht ringsumher die maleriſcheſten Felſengebirge, die der ſüdliche Duft der Ferne noch ſchöner macht, ſo würde man ſich hier traurigen Empfindungen überlaſſen müſſen. Wie in der Nähe Roms ahnet man, daß eine alte große, aber völlig zerſtörte Stadt nicht weit ſeyn könne. Endlich ſieht man die drei großen Tempel Päſtums, weit in der Ferne

aber in wenig Minuten wird man von den fliegenden Roſſen zu ihnen gebracht.

In einem weiten Umkreiſe ſieht man die Trümmer dieſer alten griechiſchen Stadt, bereits in Staub zerfallen. Nur hie und da ragt noch eine alte Mauer ein wenig hervor, oder deuten einzelne Marmorblöcke mit architektoniſchen Verzierungen, Säulenüberreſten und Capitälen die Stellen an, wo ehemals Tempel und Paläſte ſtanden. Mitten in dieſer Verflachung aber ſtehen noch drei Tempel völlig aufrecht mit ihren herrlichen Säulenreihen, und der mittlere und ſchönſte, der Neptuntempel hat ſogar noch ein Stück ſeines Dachs erhalten. Herr von Gaſſer verſicherte, daß in ganz Griechenland kein Tempel ſo gut erhalten ſey. Da ſie jetzt noch über die Gegend hervorragen, obgleich dieſelbe mit Schutt aufgefüllt iſt, müſſen ſie urſprünglich eine ſehr hohe Lage gehabt haben. In Rom ſieht man alle ſolche Tempel tief in die Erde verſunken; hier ſtehen ſie hoch hervor. Sie machen in der tiefen Stille und Einöde der Umgegend einen ſehr eigenthümlichen Eindruck, und man bekommt hier eine Ahnung, wie denen zu Muthe iſt, die durch die Wüſte zu den Ruinen von Palmyra kommen.

Unter den braungelben porösen Säulen des Neptuntempels, auf breiten Quadern gelagert, umrankt von wilden Pflanzen, umduftet von unzähligen Veilchen, nahmen wir ein Mittagsmahl ein und ſpendeten dem Gott des Meeres noch ein ſpätes Opfer.

In dem hohen Unkraut, unter Dornen und ſeltſamen Gräſern und Blumen ſollen häufig Schlangen niſten, doch ſahen wir nur Eidechſen, die überall in Italien eine Zierde der Ruinen ſind und durch ihr grünes

Feuer dem Auge wohlthun. In einer ſumpfigen Straße, über die ſich noch das alte Thor von Päſtum wölbt, kam uns eine große Heerde ſchwarzer Büffel entgegen. In einem Garten, dem einzigen im ganzen Umkreiſe der Gegend, bot uns ein ſchönes Mädchen, deren Tracht ſich durch weiße Achſelbänder auszeichnete, einen Blumenſtrauß an. Die übrigen menſchlichen Staffagen dieſer Wüſte waren leichenähnliche Bettler. Die Gegend iſt ungeſund, wie ein großer Kirchhof. Man findet noch immer hier kleine Münzen und Thonbildungen, Lampen, Köpfe ꝛc. Unter dem, was uns von den Bettlern zum Kauf angeboten wurde, war das Beſte eine kleine altgriechiſche Münze mit dem Bilde der Eule.

Päſtum war der ſüdlichſte Punkt, bis zu dem ich für dießmal vordrang. Von hier kehrte ich wieder nach dem Norden um. Der Abend war ſehr ſchön, und die Ausſicht auf die Gebirge wurde immer entzückender, je mehr die Schatten ſich ſchärften. An der Straße war vieles Landvolk beſchäftigt, die Chauſſee zu verbeſſern. Die Männer tragen hier weißgraue Hüte, von derſelben ſpitzen Form wie die Römer, graue Kittel und Kapuzen und ſehr lange, über die Hoſen heraufgezogene Strümpfe. Sie ſahen im Ganzen etwas beſſer aus, als das Lumpengeſindel nordwärts von Neapel.

Wir hatten die ganze Gebirgskette vor uns, welche die Ebene von Päſtum umgibt und ſich weſtlich von Salerno als ein langes Vorgebirge tief ins Meer verliert und gleichſam unter das Waſſer tauchend noch

einmal in den Felsenmassen von Capri zum Vorschein kommt. Indem wir gegen dieses schöne Vorgebirge heranfuhren, und es beinahe im Profil hatten, ging die Sonne auf das prachtvollste grade über Capri unter und färbte mit ihrem tiefen Purpur die ganze Gegend. In demselben Augenblick aber, in welchem sie mit ihrer halben Scheibe im Westen sank, hob auf der andern Seite im Osten der Mond seine halbe Scheibe empor. Es war gerade Vollmond, Sonnabend den 14 März. Nur Einmal, und zwar auf der Schneekoppe in Schlesien, hatte ich früher ein so glückliches Zusammentreffen erlebt. Sobald die Sonne unter das Meer gesunken war, zog sie auch sogleich alle ihre feurigen Strahlen nach sich; die Dämmerung dauerte unglaublich kurz, und der Mond verkündigte sogleich die Herrschaft der Nacht, indem seine bleichen Strahlen das letzte Tageslicht überglänzten. Auch die Sterne flammten in dieser zauberischen Nacht und unter diesem Himmel wunderbar. Sie schienen mir zwar keineswegs grösser; im Gegentheil habe ich die Sterne niemals grösser gesehen, als in einer recht eiskalten nordischen Winternacht. Aber ich fand das Licht aller Sterne gelber, mehr golden, als silbern.

In Salerno wird man sehr gut, obgleich etwas theuer bedient, wie in einem Bade. Die ganze Reise von Neapel über Salerno nach Pästum ist den Reisenden durch die trefflichen Straßen, durch die gute Bewirthung in Salerno und durch die Sicherheit vor Raubgesindel sehr erleichtert und angenehm gemacht. Wir fanden bis zu den Ruinen von Pästum eine Kette von Gendarmen, die nicht eher die Straße verlassen dürfen,

bis der letzte Wagen mit Freunden ſicher nach Salerno zurückgekehrt iſt.

Am folgenden Morgen theilte ſich unſere heitere Reiſegeſellſchaft. Die Einen fuhren mit der Dame zu Lande nach Sorrent. Die Andern, worunter auch ich war, begaben ſich in ein mit acht kräftigen Ruderern bemanntes Boot, um die ſchöne Südſeite des Vorgebirges, das die beiden Golfe von Salerno und Neapel ſcheidet, zu umſchiffen. Das Meer glich völlig einem Spiegel, es zeigte auch nicht die kleinſte Runzel oder Schuppe, geſchweige eine Welle. An der ſchönen dunkeln Felſenküſte erhoben ſich überall weißſchimmernde Städtchen und Dörfer, eines über das andere. Dicht am Ufer ſahen wir in gewiſſen Entfernungen einzelne Thürme ſtehen, die in einer langen Kette das ganze Vorgebirge umgeben. Es ſind alte Normannenthürme, zur Bewachung der Küſte gegen Seeräuber beſtimmt, und von einer ſehr eigenthümlichen Bauart. Viereckig und unten ſehr breit, neigen ſich ihre vier Seitenflächen oben gegen einander, und bilden dicht unter dem Kranz eine Taille; der Kranz von Schießſcharten geht aber wieder breit nach auswärts.

Wir fuhren an Vietri und einigen ſchroffen Felſenmaſſen vorüber, zwiſchen denen überall kleine Seitenthäler oder Bergabdachungen mit Ortſchaften liegen. Die ſchönſte Einbucht iſt die, in deren Tiefe die Stadt Atrani dicht am Meere liegt, über welcher, einige hundert Fuß höher auf dem Felſen, noch eine zweite Stadt, Namens Scala, thront. Man ſieht beide weißleuchtende Städte wie auf zwei Stufen einer großen Terraſſe. Auf der Weſtſeite derſelben erhebt ſich eine

hohe braune Felsenwand mit einer langen Reihe von phantastischen Ruinen bekrönt. Sobald man diese Felswand umfahren hat, wird man auf das wunderbarste überrascht, denn man sieht, daß sie nur so schmal und dünne ist, wie ein Coulisse, und daß hinter ihr wieder ein eben so romantisches Thal, wie das von Atrani, liegt, und zwar mit der noch größern Stadt Amalfi. Jene mauerbekränzte seltsame Felsenwand scheidet beide Thäler und Städte, wie eine spanische Wand zwei dicht neben einander stehende Betten. Wenn ein Maler eine solche Gegend aus seiner Phantasie malen wollte, würde man sie für unwahrscheinlich halten. Hier hat der Witz der Natur die Kunst übertroffen.

In Amalfi wurden bekanntlich die Pandekten entdeckt, auf welchen Fund das ganze Studium und die ganze Herrschaft des römischen Rechts in neuerer Zeit beruht. In dem nahe liegenden Salerno war die erste europäische Schule für Aerzte. Man ist also hier auf dem classischen Boden der Gelehrsamkeit. Denkt man aber an unsere nordische Jurisprudenz, an die Hermhammer, an die Carpzow, an die peinliche Halsgerichtsordnung, an die bis auf unsere Tage fortgesetzten hannoverschen Territionen (um nicht zu sagen Tortur), an den großen Rechtslehrer Hugo, der jede Freiheit für Unrecht erklärt, wenn sie nicht zugleich Vorrecht ist, und dem kein Recht evidenter ist, als die Sklaverei in allen ihren Formen vom Neger in den Plantagen bis zum russischen Leibeigenen, und an den bayerischen Feuerbach, der den Bilderdienst aus der Kirche in die Jurisprudenz einführte ꝛc.; oder denkt man an unsere Medicin, an den Wahnsinn des kunstgerechten Nor-

dens, wo doch der natürliche Tod ſchon hinreicht, an die großen Schlachten zwiſchen den Klyſtierſpritzen und Brechmitteln, zwiſchen den obern und untern, zwiſchen den trocknen und naſſen Wegen, zwiſchen den kalten und hitzigen, zwiſchen den ſtärkenden und ſchwächenden Mitteln, zwiſchen den Purganzen und den Aderläſſen, zwiſchen den Arzneigläſern in Folio und den Decilliontheilen der Homöopathie ꝛc.; ſo erſtaunt man freilich, wie dieſe meiſten, ungeheuern, finſtern und ekelhaften Phantome unſeres nordiſchen Himmels gerade hier in dieſem lachenden Paradieſe des Südens entſprungen ſeyn ſollen. Nur das von heimathlichen Erinnerungen verdüſterte Auge ſieht ſie wie eine Fata Morgana in dunkler Wolke über dem ſonnenhellen Waſſerſpiegel, über dem tiefgrünen, durchſichtig klaren Meeresgrunde ſchweben.

Amalfi ſieht recht alt aus. In dem byzantiniſchen Dome, deſſen grüne Kuppel auffällt, wurde gerade, als wir eintraten, der ſonntägliche Gottesdienſt gefeiert. Der Erzbiſchof, dem, wenn ich nicht irre, ganz Calabrien untergeben iſt, war zugegen, und erhielt Ehrenbezeugungen ungefähr wie der Papſt zu Rom. Ein kleiner magerer, klug ausſehender Franciscanermönch predigte im Volksdialekt mit lebhafter Pantomime. Wir gingen in der engen Felſenſchlucht, in welche die Stadt hinein gebaut iſt, weit hinauf, um uns das Bild derſelben genau einzuprägen. Ein Bach, der Mühlen treibt, rauſcht dem Wanderer tief in den Felſen entgegen, deren Wände ſich zu berühren ſcheinen, und auf deren hohen Gipfeln oben die zackigen Ruinen prangen, die man ſchon von Atrani aus ſehen kann. Aber auch auf der entgegengeſetzten Seite erheben ſich

Ruinen und Weinberge mit einzelnen Wohnungen. In dem Felsen, der ins Meer vorspringend die Stadt Amalfi von der Westseite umschließt, erblickt man eine hohe Tropfsteinhöhle, und in deren Hintergrund ein Christusbild. Daneben am schmalen Felsrand ist das gastfreundliche Kapuzinerkloster gebaut, wo man ein Fremdenbuch und darin die Zeugnisse findet, daß alle Reisenden hier die freundlichste Bewirthung fanden und ungern schieden. Wir fügten auch unser Zeugniß zu den übrigen. In dem schmalen Garten dieses Klosters stand ein riesenhafter Johannisbrodbaum voller Früchte. Der ganze Fels war mit blühenden Bäumen, Gesträuchen, Blumen und Gräsern bedeckt, die mir zum Theil neu waren. Die Aussicht ist zwar einfach, man sieht nur eine kurze Strecke des schmalen Felsenufers, in der Nähe und in der Ferne die Gebirge von Pästum, gegenüber dem endlosen Meere; aber gerade dieser einfache Contrast der hohen Felsen und der weiten Meeresebene überrascht und fesselt die Einbildungskraft. Das Meer hat den Felsen bis zu den Füßen des Klosters benagt, und man blickt aus den Fenstern gerade herunter in eine kleine Bucht, darin das Meer im Sonnenscheine so durchsichtig und dunkelgrün, wie der reinste Smaragd daliegt.

Als wir mit unserm Boote wieder vom Ufer stießen, brannte die Sonne so heiß, daß sich alle unsere Ruderer bis aufs Hemd entkleideten und unter lautem Jauchzen pfeilschnell die glatte See durchschnitten. Wir sahen ein schmales Loch am Ufer. Die Ruderer sagten uns, es sey eine große Höhle dahinter, und wir fuhren hinein. Die Höhle war rund und flach wie unter einem

Uhrglas, und mochte hundert Fuß im Durchmeſſer haben. Sie hallte ſehr ſchön wieder. Das ganze Felſenufer, an dem wir vorüberfuhren, iſt wunderbar zerriſſen und zerklüftet. Es iſt uralte Lava, deren Platten über einander geſchichtet liegen. Obgleich ſie metallartig glänzt und hart iſt, hat ſie doch die Gewalt der Brandung unten ausgeſpült und durchlöchert, und einzelne vorſpringende Steine von der Maſſe des Ganzen abgelöſ't, ſo daß ſie nun wie kleine Inſeln vor der Küſte liegen, und, wenn ſie hoch ſind, kleine Thore bilden, zwiſchen denen man hindurchfährt. Ein ſchmaler rother Strich, der an dem Felſen hinläuft, bezeichnet genau die gewöhnliche Höhe des Meeres. Es iſt ein hochrothes, ſehr in die Augen fallendes Seemoos, das durchaus nur in einer horizontalen Linie da wächſ't, wo ſich Meer, Fels und Luft zugleich berühren, nicht aber unter dem Waſſer, wo ſich nur Meer und Fels ohne Luft, und auch nicht über dem Waſſer, wo ſich nur Fels und Luft ohne Waſſer berühren.

Immer weſtwärts am Ufer hinfahrend, kamen wir noch bei mehreren Höhlen vorüber. Am prachtvollſten aber war eine ſehr große Tropfſteinhöhle, die wohl einige hundert Fuß hoch über dem Meer in einem ſo ſenkrechten Felſen einlief, daß ſie beinahe unzugänglich iſt. Daher waren auch alle kleinen und großen Tropfſteine, die wie Eiszapfen von ihr herunterhingen, noch unverſehrt. Oben wölbte ſie ſich wie eine Brücke, und auf ihrem ſehr ſchmalen Rande war ein Dorf gebaut.

Eben ſo phantaſtiſch iſt eine andere Stelle. Die ſchroffen Felſen öffnen einen kleinen Spalt, an dem man leicht vorüberfährt, ohne ihn nur zu bemerken. Wir

fuhren durch den Spalt ſchief in die Felſen hinein, und entdeckten da, wo er ſich endigte, plötzlich eine alte Burgruine und ein paar Fiſcherhäuschen, zu denen von oben kaum das Tageslicht eindringt. Dieſen Ort heißt man nicht mit Unrecht Furore, denn der Kampf des Meeres und der Felſen muß hier, wenn es ſtürmt, ſchrecklich ſeyn.

Die Sonne neigte ſich und trat hinter die hohen Uferfelſen, über welche von der andern Seite her der Veſuv graue Wolken herübertrieb. Ein Wind erhob ſich und beunruhigte das Meer ſo, daß die Wellen uns durchnäßten. Wir fuhren noch an mehreren romantiſchen Ortſchaften vorüber, bei Prajano und bei Poſitano, das in tiefem Frieden dalag, und deſſen Abendglocken mir ſeltſam das Herz bewegten. Endlich landeten wir an einer Stelle, wo kein Haus iſt, von wo man aber einen engen Felſenpfad aufwärts ſteigt. Der Ort heißt Scalgatore und liegt ungefähr da, wo die Landkarten Porto Germano haben. Von hier ſtiegen wir die ganze Höhe des ſteilen Vorgebirges hinauf, zwiſchen ungeheuern Aloën und indianiſchen Feigen und andern ſüdlichen Gewächſen. Ich ſammelte eine Menge der fremdartigſten Waldblumen. Andere konnte ich, namentlich eine ſchöne rothe Blume, nicht erreichen, weil ſie an zu ſteilen Felſen klebten. In einer zwei Ellen hohen Staude erkannte ich unſere Wolfsmilch, nur in ungeheuer vergrößertem Maßſtabe wieder. Man nennt ſie auch hier Late di lupo.

Auf der ſteilen Südſeite des Vorgebirges iſt nur Geſtein und Geſtrüpp; die flach abfallende Nordſeite wimmelt dagegen von Ortſchaften und einzelnen Häuſern

ſern mit Weingärten. Die Ausſicht zwiſchen denſelben auf den Golf von Neapel iſt reizend. Je tiefer man kommt, deſto mehr wird die Ausſicht durch die hohen Mauern geſperrt, mit denen alle Gärten umgeben ſind. Sorrent liegt zwiſchen nicht ſehr hohen, aber ſteilen und pittoresken Uferfelſen in einem großen (aus Gärten gebildeten) Walde von Pomeranzen und Citronen, die man ſo üppig nirgends ſieht als hier. Als wir die Stadt erreichten, war es ſchon Nacht. Wir fanden uns von einer Menge Pöbel begleitet, der uns zum Theil ſchon auf die Berge entgegengekommen war, um uns ein beſtimmtes Gaſthaus in Sorrent zu empfehlen. Nun kam uns noch ein Gaſtwirth in eigner Perſon entgegen, und verſuchte uns durch offenbare Lügen irre zu leiten. Wir kümmerten uns aber darum nicht, ſondern erfrugen bei unverdächtigen Perſonen unſere Reiſegefährten, den großen Herrn mit dem Schnurrbart und die zierliche Dame mit dem Roſahut, und fanden ſie endlich in einem lieblichen Landhaus am Meere, mitten in dem immergrünen Citronenwalde, über den man von einer hohen Altane hinwegſah.

Leider fiel über Nacht Regen ein. Wir wollten nach der Inſel Capri hinüber, mußten uns aber beſcheiden, nach Caſtellamare zurück zu gehen. Das Meer ſtürmte heftig und ſchlug an die Felſen, an denen der Pfad vorüberführte. Die maleriſchen Ufer in der Nähe konnten wir ſehen, doch nicht den Veſuv und die gegenüberſtehende Küſte, nur von Neapel ſchimmerte ein weißer Streif durch den Nebel des Meeres. Bevor wir Caſtellamare erreichten, waren wir alle bis auf die Haut naß. Die Unannehmlichkeiten des Weges wurden noch

dadurch erhöht, daß die neue Straße, die sehr prächtig werden wird, damals noch unvollendet war und voll Steine, Sand und Pfützen lag. Auch in Castellamare heiterte sich der Himmel noch nicht auf, und wir fuhren sogleich nach Neapel zurück.

Zehntes Capitel.

Rückreiſe von Neapel nach Rom — Muſcheln in Terracina — der kleine Abbate in Ciſterna — Velletri — Trachten des römiſchen Volks — Tuſculum — die Oſen in Italien — Jahrmarkt in Frascati.

Ich mußte Neapel verlaſſen, um Zeit für Rom zu gewinnen. Die Rückreiſe dahin machte ich in der angenehmen Geſellſchaft von Herrn und Frau v. Gaſſer. Obgleich uns der Weg nicht mehr neu war, und obgleich es regnete, verging uns die Zeit doch ſehr raſch unter Geſprächen, deren nicht erſter, doch auch nicht letzter Gegenſtand Griechenland war, wo Herr v. Gaſſer ſo lange einem der einflußreichſten Poſten vorgeſtanden.

Bekanntlich hing die Zurückberufung des bayeriſchen Geſandten v. Gaſſer mit derjenigen der zwei griechiſchen Regenten, der Herren v. Maurer und v. Abel, zuſammen. In den deutſchen Zeitungen ſind faſt immer nur Stimmen gegen ſie laut geworden; daher unlängſt Herr v. Maurer in einem ſehr gediegenen Werke das audiatur et altera pars geltend gemacht hat.

In Terracina bekamen wir eine Menge lebendige Muſcheln aus dem Meere, die wir zum Theil als Auſtern verzehrten, und deren phantaſtiſche bunte Schalen wir zum Andenken mitnahmen, wie die alten Pil-

ger thaten, die sich die gemeinen Austerschaalen an Hut und Kragen hefteten.

Hinter den pontinischen Sümpfen in Cisterna ergötzte mich ein kleiner Abbate, ein Bübchen von höchstens sieben Jahren, in der vollkommenen Tracht eines Abbate, Schuh und Strümpfe, Mantel, großer Hut, alles schwarz. So sieht man die Schüler gewisser Collegien durch ganz Italien in großer Anzahl, und die ehrbare Tracht contrastirt oft so komisch mit dem kindischen Betragen der Kleinen, daß sie der talentvolle Maler Meyer in Rom schon öfters zu Gegenständen seiner Genregemälde gemacht hat. Der Kleine in Cisterna kam aus der Stadt und besuchte seine armen Eltern. Sobald er das Haus derselben sah, sprang er trotz seiner geistlichen Tracht im Galopp darauf zu; nach einer Viertelstunde kam er wieder heraus, mit einem Regenschirm, ein kleines Schwesterchen am Arm, und ging so steif und ehrbar einher, und grüßte die Landleute unterwegs so herablassend, als wenn er ein Alter wäre.

Am dritten Morgen hellte sich der Himmel auf, und bei lachendem Sonnenschein fuhren wir in Velletri ein, wo uns zum erstenmal wieder die römische Tracht und römische Schönheit in ihrem höchsten Glanz entgegentraten. Wer aus dem lumpichten Neapel kommt, wird entzückt und glaubt erst wieder unter Menschen zu seyn, wenn er die reinlichen rothen Jacken und die liebreizenden Madonnengesichter unter dem weißen viereckigen Schleier erblickt. Die Mädchen von Velletri sind aber auch die schönsten im ganzen Albanergebirge. Wir sahen einige, die eben aus einem

Bilde von Raphael herausgestiegen schienen. Aber das kommt daher, weil Raphael nur diese Mädchen und junge Frauen in seine Bilder hineinmalte. Nicht nur die Tracht, die nationale rothe Jacke und das Busentuch, sondern auch die Gesichter der Madonnen Raphaels stammen aus den Gebirgen um Rom. Dort siehest du sie noch heute so, wie sie Raphael sah vor dreihundert Jahren. Die Idea, von der Raphael sprach, war eben nur die Idee oder der Urtypus, der diesem schönen Geschlechte des Gebirgs gemeinschaftlich war. Wenn die heutigen Maler mehr Sinn für die Schönheit hätten, so fänden sie hier Uebung für das Auge genug. Aber sie halten sich an ein Modell, das gerade Mode ist, das nicht immer das schönste ist. Sie sollten wieder auf die Idea zurückkommen, aber nicht sie abstrahiren aus der Luft, sondern wie Raphael sie als die allgemeine Schönheit in hundert einzelnen Schönheiten herausfinden.

Velletri ist nicht reich, es mögen dort nicht viele Spiegel seyn, aber diese wenigen Spiegel sind manchen großen zahlreichen Bildergalerien vorzuziehen.

Von den eigentlichen Stadt-Römerinnen unterscheiden sich diese Landmädchen durch die schlanke zierliche Gestalt, durch den sittsamen Gang, durch den heiligen Blick. Die Römerin ist gewöhnlich corpulent, frei und dreist. Auch soll das Landvolk aus dem Gebirge strenge Sitten pflegen, und jeder Verführung bisher Trotz geboten haben.

Durch die Tracht wird allerdings die eigenthümliche Schönheit dieses Landvolks noch erhöht. Das viereckige, hinten herabhängende Kopftuch bildet einen na-

türlichen Rahmen, in welchem der Kopf wie ein Heiligenbild erscheint. Sie wissen dieses Tuch mit ungemeiner Grazie zu tragen. Es ist gewöhnlich weiß und an Festtagen sehr zierlich gestickt und befranzt, doch findet man es an einigen Orten auch farbig gestreift oder feuerroth. Eben so allgemein sind die eng an den Hals schließenden Halsbänder von Korallen, die freilich nur bei den Wohlhabenderen ächt sind, und die davon unzertrennliche Entblößung des Nackens. Daran ist jede Römerin oder Sabinerin zu erkennen. Die Brust ist mit einem steifen Mieder und überdieß mit einem gewöhnlich hochgelben Brusttuch züchtig verhüllt, aber im Nacken ist das rothe (selten blaue) enge Jäckchen, das alle diese Frauenzimmer tragen, weit ausgeschnitten, und auch das Brusttuch so weit zurückgeschoben, daß man den vollen Anblick des braunen, aber wollüstig vollen Nackens hat, auf den sich die Besitzerinnen nicht wenig zu Gute thun. In der Erhebung und Wendung des schönen Kopfes über diesen stolzen Nacken, oder in dem taubenartigen Ducken und Nicken, wenn sie freundlich sind, liegt ein Hauptreiz römischer Frauen. Unter dem weißen Kopftuch an den Schläfen tragen die Mädchen von Velletri eine Masche von schwarzen Seidenbändern, die ihre Schönheit noch erhöht. Auch an den Achseln tragen die Frauenzimmer, besonders in der Stadt Rom, Seidenbänder (gewöhnlich purpurroth), die sie sehr herausputzen und die noch ein Ueberrest der altrömischen Tracht sind. An kalten Morgen ziehen sie hellgrüne Handschuhe über die rothen Jäckchen. Dieselben sind vorn an den Fingern offen und gehen hinten beinahe bis zu den Achseln herauf. Die Röcke sind ge-

wöhnlich gelblich braun, doch auch von andern Farben, und haben unten einen ſchwarzen oder mehrere bunte Säume. Die Füße findet man nicht groß, aber gewöhnlich ſtark und nicht ſelten durch leinene Strümpfe entſtellt, die nicht feſt anſchließen, ſondern ſogenannte Wolken bilden, und die, wo ſie ſich finden, die ganze Figur entſtellen, ſie mag übrigens noch ſo reizend gekleidet ſeyn.

Wir hielten in Albano wieder in dem großen ſpaniſchen Palaſt an, wo man uns dießmal ein delicates Wildpret anbot. Als es aber auf den Tiſch kam, waren es kleine Vögel. Das iſt hier ſo ziemlich die einzige Jagd. Doch würzte uns dieſes Mahl eine Flaſche des köſtlichſten Syracuſers, den mir Herr Benedikt in Neapel mitgegeben.

Beim herrlichſten Wetter fuhren wir wieder in Rom ein, machten aber ſchon am andern Tag abermals einen Ausflug aufs Land. In Grotta Ferrata nämlich, was zwiſchen Frascati und Albano auf dem Gebirge liegt, war Jahrmarkt, und das Vergnügen, hier das geputzte Landvolk in großer Anzahl verſammelt zu ſehen, ſo wie das ſchöne Wetter, lockte uns hinaus. Wir fuhren über Frascati, das reizend am Abhange des Berges liegt. Von hier ſtiegen wir noch weiter aufwärts zu den Ruinen von Tusculum. In den Gärten der ſchönen Villa, die mitten am Wege liegt und ehemals einem Napoleoniden gehörte, hat man durch eine Gruppe hoher Pinien, die den Vordergrund zieren, die prachtvollſte Ausſicht auf die tiefblauen Sabinergebirge und auf die große römiſche

Ebene. Man wird nicht leicht ein schöneres Landschaftsgemälde sehen.

Cicero hat hier schon wieder eine reizende Villa gehabt, zum Beweis, mit welchem Geschmack er sich überall die schönsten Punkte auswählte. Und doch hat er im Angesichte dieser lieblichsten und reichsten Naturgemälde nur die abstractesten und langweiligsten Sachen geschrieben. Ich wurde hier sehr lebhaft an die tusculanischen Quästionen erinnert, und an die tödtliche Langweile, die sie mir auf der Schule gemacht haben. Solche Bücher, deren Inhalt erst in spätern Jahren mehr oder weniger Reiz für uns bekommt, sollte man nimmermehr jungen Leuten in die Hände geben. Das heißt nur, entweder ihren Geist methodisch einschläfern und abtödten, oder ihn zu einer muthwilligen Opposition reizen. Die Lecture der philosophischen Schriften Cicero's gehört für wenige Fachgelehrte, nicht für die gesammte Jugend, und um so weniger, als seine Philosophie nicht einmal originell, sondern nur eine vornehme Schönrednerei über die griechische ist.

Auf dem reizenden Wege nach Grotta Ferrata, der Hügel auf und ab am Rande der Gebirge durch anmuthige Wälder führt, wimmelte es von Menschen, die zum Jahrmarkt gingen oder schon davon herkamen. Das Landvolk war in seinem höchsten Putze. Die jungen Bursche trugen kurze Hosen und Jacken, durchgängig einen hellgrünen seidenen Gürtel, einen feinen Filzhut mit breitem Kopfe, zum Unterschiede von dem gewöhnlichen Spitzhut, und auf dem Hute Blumen.

Viele Frauenzimmer ritten auf Eſeln, und zwar breitbeinig wie die Männer, nach italieniſcher Sitte. Eine ſolche Cavallerie nimmt ſich ganz ſtattlich aus.

Ueberhaupt ſpielen die Eſel eine bedeutende Rolle in Italien, und können kaum in einem Landſchafts- und Genregemälde entbehrt werden. Sie ſind die natürliche Staffage der einſamen Felſenpfade, wie die nothwendige Zubehör zu geſelligen Scenen. Was iſt ein italieniſches Kloſter, ein wandernder Mönch ohne Eſel? Ein Sprüchwort ſagt, daß zwiſchen einem Eſel und einem Capuziner nicht einmal der Strick einen Unterſchied mache. Auch die weiblichen Schönheiten Italiens entbehren den Thron, wenn ſie nicht auf einem Eſel ſitzen. Ganz nothwendig iſt aber die Verbindung der Eſel mit dem Lumpengeſindel, da dieſes rohe und grauſame Volk immer einen Gegenſtand haben muß, an dem es den Witz ſeiner Leidenſchaft ausläßt, den es maltraitirt und mit raffinirter Bosheit gleichſam kunſtgerecht quält. Die italieniſchen Weiber laſſen ſich keine Tyrannei von ihren Männern gefallen, und übertreffen ſie noch an Mitleidloſigkeit; daher wird in Italien all der elektriſche Stoff, den z. B. John Bull auf das andere Geſchlecht entladet, auf die Eſel entladen; und wie der Pöbel in England roh gegen die Frauen iſt, und ſie ſogar am Strick auf den Markt führt, das Vieh aber gut pflegt, ſo iſt er in Italien umgekehrt äußerſt galant gegen die Frauen, und ein grimmiger Tyrann und Henker aller Thiere, vorzüglich aber der Eſel. Charakteriſtiſch iſt auf dem Hinterbacken aller Eſel, aber auch des Rindviehs und der Pferde in Italien, eine beſtändig blu-

tende Wunde, die durch die mit Eisenspitzen versehenen Stöcke der Treiber bewirkt und durch immerwährendes Stechen auf denselben Fleck offen erhalten wird.

Wer das Geschrei der Esel noch nicht gewohnt ist, dem zerreißt es die Nerven. Dieß ist nicht die kleinste Unannehmlichkeit in Italien, denn gewöhnlich wird man früh Morgens durch diese abscheulichen Töne aufgeweckt, da das Landvolk in der Frühe mit den Eseln zu Markte geht.

Als Friederike Brun, geb. Münter, noch nicht lange in Rom war, und immer von Räubern und Mördern träumte, hörte sie einmal drunten auf der Straße einen Esel schreien, und rief geschwind ihrem Mädchen: springe doch ans Fenster, da ermorden sie schon wieder einen Unglücklichen! Diese Anekdote ist in Rom sehr bekannt, in ihren Schriften steht sie aber nicht.

Ein alter Burgraum, ein kleines Dorf, eine große Wiese von einer Allee durchschnitten, am Abhange des Gebirges, mit Buden, Menschen, Eseln und kleinen Karren überfüllt — das war der Jahrmarkt von Grotta Ferrata. Es ging sehr lebhaft zu. Bei einer solchen Gelegenheit verdoppelt sich die Munterkeit des Italieners. Jede einzelne Gruppe von Kaufenden war ein kleines Drama. Geist und Witz wird da für einen Bajocco verschwendet. Die Alten kauften hauptsächlich Schinken, Speckseiten und Würste ein, obgleich sie davon erst nach vier Wochen zur Osterzeit Gebrauch machen konnten, denn so lange dauerten die Fasten. Man versicherte mich, daß keiner dieser Landleute, trotz der Lockung, die Fasten bräche. Die zahlreich versammel-

ten jungen Mädchen und Frauen kauften ſich ländlichen Putz, und gingen mit ſo viel Anſtand und Stolz umher, wie vornehme Damen auf einem Balle. Im Gedränge wurden ſie wohl oft von ſehnſüchtigen Blicken der eben ſo hübſch geputzten Jünglinge begrüßt, aber man ſah und hörte keine Spur von zudringlicher Rohheit, außer wo Pfaffen dabei waren. Ein wohlgenährter Schwarzrock mit Backen, die von Geſundheit und Wein ſtrotzten, führte ein ſehr hübſches Weib, die ebenfalls glühte, am Arm umher, liebäugelte ganz offen mit ihr, ſetzte ſich dicht zu ihr und ſpielte vor aller Welt Augen ohne Scheu den begünſtigten Liebhaber, während der Ehemann immer einige Schritte mit tiefſter Ehrerbietung zurückſtand. Außer ihm lief noch ein Mönch in ſchmutziger brauner Kutte umher und ſammelte Geld für ſein Kloſter ein. Er war ſo total betrunken, daß er hin- und herwankte und nur noch lallte.

An den unter Laubhütten aufgerichteten Tiſchen ſaßen ländliche Familien umher. Hier trank eine Mutter mit Behaglichkeit ein Glas Wein aus, während ſie zugleich am eignen Buſen ihr Kind trinken ließ, was in Italien jede Mutter öffentlich thut. Dort begrüßten ſich zwei Bauernfamilien aus benachbarten Dörfern. Der eine Bauer küßte der Frau des andern mit aller möglichen Courtoiſie die Hand, nannte ſie nie anders als Signora, und nahm eben ſo höflich wieder Abſchied; die Frauen ſelbſt küßten ſich, ganz mit der leichten Grazie, die ſonſt nur höhern Ständen, in Italien aber dem ganzen Volk eigen iſt. Ich geſellte mich zu dieſer Gruppe und trank auf das

Wohl eines Bauern, der mir besonders wohl gefiel. Er nahm das auf, als ob es sich von selbst verstünde, schenkte mir sogleich mein Glas von seinem Weine wieder voll, was niemand ausschlagen darf, und unterhielt sich sehr artig und auf dem Fuß vollkommener Gleichheit mit dem ihm unbekannten Fremden.

Eilftes Capitel.

Rom — Ueberſicht — das neue Rom — die Baukunſt — die Peterskirche — Vatican, Quirinal, Lateran und andere Paläſte — Pantheon — Maria maggiore — Coliſeum ꝛc. — Knapps deutſches Haus — Antiquare — Römiſche Genrebilder.

Meine freundlichen Reiſegefährten verließen mich, um nach Deutſchland zurückzukehren. Ich aber wollte nun Rom erſt recht genießen und miethete mir eine Privatwohnung an der Ecke der via felice und der piazza Barberini auf dem Monte Pincio mit einer weiten Ausſicht über die ganze Stadt.

In dem Werkchen „Rom im Jahr 1833" (Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'ſche Buchhdl., 1834), das aus der Feder eines mir perſönlich bekannten ſehr geiſtreichen und in Rom ungemein bewunderten Mannes gefloſſen iſt, findet man das beſte, was über die heutigen Römer geſchrieben iſt und geſchrieben werden kann. Dieſes Werk kann ich nicht dringend genug denen empfehlen, die ſich längere Zeit unter den Römern aufhalten wollen, und ich erwähne es hier um ſo mehr, als es mir die unbankbare Mühe erſpart, eine Menge Dinge flüchtig anzudeuten, die dort als das Reſultat längerer und ſchärferer Beobachtung in ſtrenger Klarheit gezeichnet ſind.

Als Wegweiser für die Fremden ist die von Nibby veranstaltete Umarbeitung des alten Vasi auch sehr gut zu brauchen.

Nach so vielen Vorgängern setze ich bei meinen Lesern schon eine allgemeine Bekanntschaft voraus. Sie wissen, Rom liegt in einer großen wüsten Ebene, den Gebirgen etwas näher als dem Meere. Sie wissen, Rom theilt sich in die alte, große, in Ruinen versunkene, und in die neue, kleine, mit den geschmacklosen Gebäuden der modernen Zeit vollgepfropfte Stadt. Sie wissen, der ideale Centralpunkt jener alten Ruinen ist das riesenhafte Coliseum, und der Centralpunkt für die neue Stadt die riesenhafte Peterskirche.

Was sie vielleicht noch nicht alle wissen, ist, daß man in Rom nichts vom Mittelalter sieht. Alles ist entweder antik oder modern, aber das Mittelalter macht sich im Bau der Stadt gar nicht bemerklich. Die vielen Mönche, sammt dem Papst scheinen gar nicht in diese Localität zu gehören. Die alten Ruinen erinnern an die antike Welt und Zeit, und die neuen Kirchen haben alle so etwas Palastartiges, Weltliches, daß man dabei auch nicht den mindesten romantischen Schauer mittelalterlicher Heiligkeit, wie bei unsern gothischen Domen, empfindet, sondern sich an einem geschmacklosen Königshofe, etwa zu Versailles, zu befinden glaubt. Auch sind die Hauptgebäude wirklich aus neuerer Zeit und selbst die zahllosen Gemälde gehören fast durchaus der Periode an, die erst nach Raphael kam. Wer deutsche und franzbsische Jesuitencollegien und Residenzen aus dem sechszehnten und

ſiebzehnten Jahrhundert geſehen hat, darf ſich dieſelben nur im etwas vergrößerten Maßſtab denken, ſo hat er das neue Rom vor ſich. Man kann ſich nichts Geſchmackloſeres und Unheiligeres denken. Daher auch die Enttäuſchung der meiſten Reiſenden, die ſich darauf verlaſſen haben, ſehr heilige Eindrücke in Rom zu empfangen. Ich glaube, daß nur die Bauart des neuen Rom dieſe Enttäuſchung bewirkt. Man behauptet zwar, der nähere Anblick der Geiſtlichkeit, des Kirchenceremoniells, der Scheinheiligkeit im Großen, bewirke dieſelbe; aber das iſt wohl nicht wahr. An keinem Orte der Welt nimmt ſich die Geiſtlichkeit ſo zuſammen, und ſind ſo viel fromme und verſtändige Geiſtliche zu finden, als in Rom, dem Mittelpunkt der katholiſchen Welt. Gewiß iſt es nur das unheilige Local, das die Illuſion ſtört. Man erwartet mittelalterliche Eindrücke, wie ſie einmal mit unſern Vorſtellungen von Papſt und Kirche unzertrennlich geworden ſind, und dieſe findet man nicht. Man ſieht keine gothiſchen Kirchen in Rom, eine wenig kunſtreiche ausgenommen. Man ſieht nur byzantiniſche und neurömiſche Kuppeln und Façaden, die halb an die Türkei, halb an die neuen fürſtlichen Reſidenzſchlöſſer und Marſtälle erinnern.

Das Auge des Pilgers ſucht unwillkürlich ſchon in weiter Ferne, wenn er die römiſche Wüſte betritt, die Kuppel St. Peters. Dieſer Bau iſt für die weite katholiſche Welt, was der Tempel zu Jeruſalem für die Juden war, doch nirgends wird die Erwartung ſo ſehr getäuſcht, als hier. Ich ſtimme vollkommen mit

Fernow überein, der es zuerſt gewagt, die Geſchmackloſigkeit dieſes Gebäudes nachzuweiſen.

Der Hofraum vor der Kirche, mit dem Obelisk und den zwei ſchönen Fontainen, umgeben von zwei prachtvollen Säulengängen, kann eine ungeheure Menſchenmenge faſſen und nimmt ſich doch nicht ſonderlich aus, weil ſeine Größe mit der der Kirche im Mißverhältniß ſteht. Neben der zu großen Kirche erſcheint er noch zu klein. Dieſe ungeheure Kirche aber erſcheint ſelbſt wieder zu klein, weil ihre Form mit ihrer Größe im Mißverhältniß ſteht. Bei ſehr großen Maſſen verlangt man auch eine erhabene Form, ſo wie bei ſehr kleinen eine niedliche. Die Peterskirche macht überall nur den Eindruck eines Vierecks, und ein Viereck iſt nie erhaben. Aus dieſem oben platten Viereck ſteigt in der Mitte die berühmte Rotonde auf, die genau ſo groß iſt wie das Pantheon. Mehr zu thun als die alten Römer, und das Pantheon in die Luft zu ſtellen, war der Ehrgeiz der geſchmackloſen neuen Römer. Nun ſteht das Pantheon in der Luft, aber es erſcheint klein und ärmlich, denn es ſteht im Mißverhältniß zu dem großen Viereck der Kirche, es iſt viel zu klein für dieſes ungeheure Viereck. Es ſitzt darauf, wie der Affe auf dem Bär. Wenn man nicht ſehr weit von der Peterskirche entfernt iſt, kann man vor dem großen Viereck die kleine Kuppel gar nicht ſehen. Die beiden runden Formen, die des Vorhofs unten, und die der Rotunde oben, ſind in einem viel zu kleinen Maßſtabe gehalten, im Vergleich zu dem rieſenhaften Viereck, mit dem ſie verbunden ſind; und außer dieſem Mißverhältniſſe der Größe iſt

auch

auch wohl ſchon dieſe Verbindung der runden Form mit der viereckigen an ſich nicht ſchön.

Um die Geſchmackloſigkeit zu vollenden, hat man auch das Innere der Kirche anſtatt architektoniſch, bloß plaſtiſch und pittoresk geziert. Das Auge wird nicht auf die ſchönen Linien und Wölbungen, ſondern auf die koloſſalen Marmorfiguren und Moſaikbilder gezogen, und dieſe Figuren ſind nur groß, aber ſie ſcheinen es nicht. Die Künſtler haben darauf ſtudirt, mit dem größten Mittel die kleinſte Wirkung hervor zu bringen. Da tritt man in die Kirche, und ſieht einen Engel an einem Seitenpfeiler. Man glaubt, es iſt ein gewöhnlicher kleiner Engel wie in einer andern Kirche, aber man hat weit zu gehen, bis man dort iſt, und dann findet man, daß das vermeintliche Kind ein Koloß iſt. Darüber ſoll man nun erſtaunen. So ſieht man oben in der Kuppel kleine goldene Sterne, höchſt geſchmacklos unter lauter Moſaikbildern. Dieſe bunten Spielereien paſſen gar nicht zu der Größe des Gebäudes und nehmen ſich ſehr kleinlich aus. Da erzählt man, ein ſolcher goldner Stern habe ſo und ſo viele Fuß im Durchmeſſer, und ſehe doch von unten nur ſo klein aus, und da ſoll man das Maul aufſperren vor Erſtaunen. Die ganze ungeheure Kirche iſt aber nichts als eine ſolche Spielerei. Sie iſt ſo groß, daß man den Straßburger Münſter hinein ſtellen kann, ohne daß die Spitze deſſelben die Decke der Kuppel berührt, und doch erſcheint ſie klein. Um den Eindruck der Höhe zu vernichten, hat man einen unbegreiflich geſchmackloſen Aufſatz von vier Bronzeſäulen mit einem Baldachin mitten in die Kirche hineinge-

ſtellt, ſo geſchnirkelt wie das Werk eines Zuckerbäckers. Um den Eindruck der Weite zu vernichten, hat man an die breiten Wände koloſſale, zum Theil nackte und höchſt wollüſtige Figuren hineingeſteckt, deren Größe den umgebenden Raum verkleinert, ohne daß ſie ſelbſt einen erhabenen Eindruck machen. Dicht am allerheiligſten Stuhle des Apoſtels Petrus liegt eine nackte Figur, der man jetzt ein Metallhemde angezogen hat, weil ein Spanier bei ihr den neuen Pygmalion geſpielt hat. So weltlich iſt hier alles. An den ungeheuren Bronzethüren des Haupteingangs ſieht man die Leda, in der Umarmung des Schwans, dreimal abgebildet.

Daß ſich das ungeheure Oblongum des Vaticans in ſchiefer Richtung an die Peterskirche anlehnt, macht auch keinen guten Eindruck.

Sehr eigenthümlich iſt die cirkelrunde Engelsburg, der Brückenkopf der Tiber zwiſchen der Peterskirche und der Stadt Rom. Dieſe Burg hat noch ein mittelalterliches Anſehen, obgleich ihre runde Form mehr dem Orient als Occident anzugehören ſcheint.

In ganz Rom herrſchen die oblongen Paläſte vor, deren ungeheure Breiten man beſonders am Vatican, am Quirinal, am Lateran bewundert. Das Capitol iſt zu unregelmäßig gebaut und zu verſteckt, um einen großen Eindruck zu machen. Alle Hügel aber ſind mit ähnlichen Paläſten gekrönt und alle Straßen damit ausgefüllt. Der venetianiſche Palaſt, die Paläſte Barberini, Colonna, Farneſe ꝛc. laſſen glauben, Rom ſey die Reſidenz vieler Könige. Doch fällt es auf, daß auch die Kirchen eben nur Paläſte ſind, daß in dieſer heiligen Stadt gerade der weltliche Charakter

der Baukunst vorherrscht. Der Grundtypus der römischen Architektur ist ein Palast. Alles soll und will Palast seyn. Es gibt keine Tempel, es gibt nur Paläste Gottes in Rom.

Die schönsten Kirchen Roms sind die, welche noch ganz den Charakter der alten heidnischen Tempel beibehalten haben, denn es sind doch Tempel, es sind nicht Paläste. Das berühmte Pantheon ist ein noch vollkommen erhaltener antiker Tempel, ein einfacher Cirkel von herrlichen Säulen, oben rund zugewölbt, aber mit einer ziemlich weiten, dem Zenith zugekehrten ebenfalls runden Oeffnung, durch welche die Sonne und der Regen freien Zugang haben, daher der mittlere Theil des Fußbodens auch bei schlechtem Regenwetter immer naß ist. Diese so einfach und doch so außerordentlich schön construirte Halle verdient wohl den Vorzug vor allen andern Gebäuden Roms, wenn man auf wahre Schönheit und innere Größe, nicht bloß auf die äußere Masse sieht. Hier war es, wo man Raphaels Grab entdeckte. Der erste unter allen Malern konnte kein würdigeres Grabmal finden.

Auch die berühmte Kirche Maria maggiore verbirgt in ihrer byzantinischen Schale den Kern eines antiken, oblongen Tempels. Das Schiff derselben besteht einfach aus zwei prachtvollen, wirklich ächt antiken Säulenreihen, über denen ein flacher, durchaus vergoldeter Plafond ruht. Auch die herrliche Paulskirche war so gebaut, und das altgewordene hölzerne Gebälk des Plafonds wurde dem Feuer zum Raube, ein Schicksal, das auch dieser Marienkirche bevorsteht.

die ihrer einfach edeln Construction wegen nächst dem Pantheon das schönste Gebäude Roms ist.

In die Bäder des Diocletian hat man ebenfalls eine Kirche hineingebaut und die riesenhaften antiken Rundbogen beibehalten, was einen noch weit größern Eindruck machen würde, wenn diese schönen Verhältnisse nicht durch den gewöhnlichen Schmuck römischer Kirchen, unruhige Bilder voll verkürzter, durcheinander gewirrter Figuren, geschmacklose Marmorsculpturen, Vorhänge ꝛc. verkleinert wären. Man will die Kirchen überall zu großen Stuben und die großen Stuben zu Kirchen machen. In den Vorsälen der römischen Fürsten sieht es nicht viel anders aus, als in den römischen Kirchen. Jede solche Fürstenfamilie hat einen oder mehrere Cardinäle ins Conclave geliefert. Daher hat jede in ihrem Vorsaal einen Thron von Gold und Purpur stehen, wie einen Hochaltar. Den Wänden fehlt es nie an Heiligenbildern, und eben so wenig den Thürpfosten, Gesimsen ꝛc. an steifen, rundgeschnörkelten und scharfeckigen Marmorarbeiten, und vor den Thüren hängen eben so große, mit Leder überzogene, dickgepolsterte Decken, wie in den Kirchen. Wenn nicht neben dem Throne die ungeputzten Stiefel des Fürsten und auf demselben sein Rock läge und ein Paar faule Bediente am Fenster die Oellampen reinigten, so würde man wenig Unterschied zwischen solchen Sälen und den eigentlichen Kirchen finden. Aber auch dieser fällt hinweg, wenn gerade in den Kirchen gearbeitet wird, was sehr oft geschieht, da der Feste und des Drapirens und Putzens der Wände und Altäre kein Ende ist.

Ein Gebäude, das als würdiger Repräsentant der gothischen, der wahrhaft katholischen Baukunst den an-

tiken und modernen Heiligenpaläſten gegenüberſtünde, gibt es in Rom nicht, denn das gothiſche Gebäude, das man noch heute „zur Minerva“ nennt, weil ehemals auf dieſer Stelle die Minerva verehrt wurde, gehört keineswegs zu den gothiſchen Bauwerken erſten Ranges.

Trotz der ungeheuren Größe und Menge der modernen Kirchen und Paläſte ziehen die wenigen noch wohlerhaltenen Ueberreſte des claſſiſchen Alterthums doch aller Fremden Augen auf ſich als unerreichte Muſter ſchöner Architektur. Leider iſt nur das Allerwenigſte erhalten, und man ſieht nur unermeßliche Trümmerhaufen, in denen ſich kaum noch einige ſchöne Umriſſe wiedererkennen laſſen. Was aber noch ſo ganz zuſammenhängt, wie das Pantheon, oder nur wenigſtens halb noch daſteht wie das Coliſeum, das macht durch den ihm inwohnenden Geiſt ſchöner Harmonie, einfacher Größe und gleichſam beſcheidener Erhabenheit, den ganzen reichen Schwulſt der modernen Baukunſt zu Schanden.

Ich ſage nichts weiter von dieſen berühmten Alterthümern, die zu bekannt ſind. Mit Unrecht tadelt man, daß ſie von den Päpſten umgetauft und zu chriſtlichen Zwecken oft geſchmacklos beſtimmt worden ſind. Dieß war das einzige Mittel, ſie vor dem Zerſtörungstriebe des Pöbels zu ſchützen. Daher ſoll man nicht höhniſch lachen, wenn man im Innern des Coliſeums die Stationen und auf der herrlichen Antoniusſäule die Inſchrift findet: hanc columnam ab omni impietate expurgatam etc. Man erzählte mir, dieſe Säule, die inwendig hohl iſt und in der man mittelſt einer Treppe hinaufzuſteigen pflegt, um oben die ſchöne Ausſicht zu genießen,

werde nicht selten von jungen Liebenden zu einem Rendezvous benutzt.

Noch muß ich erwähnen, daß unser Landsmann, der geschickte Architekt Knapp, mitten auf dem Corso ein großes, sehr geräumiges und schönes Haus durchaus mit deutschen Arbeitern zu nicht geringem Erstaunen der eifersüchtigen Römer erbaut hat.

Einen unangenehmen Eindruck machen in Rom die Antiquare. In allen Straßen werden alte Bilder, alte Bronzen, alte Bücher, altes Eisen, alte Lumpen feil geboten, und es fehlt auch nie an nachgemachten Alterthümern. Es gibt ganze Mosaikfabriken, worin die antiken Mosaiken, aber auch moderne Genrebilder sehr artig nachgemacht werden. Es gibt übelriechende Höhlen genug, worin die Alterthumsnarren unter Grünspan, Staub und Spinnengeweben, antiken Kram aller Art, Lampen, Vasen, Münzen ꝛc. kaufen können, die keineswegs immer ächt sind. Am zahlreichsten sind die Bilderhändler, deren alte Oelgemälde und Kupferstiche reihenweise vor den Häusern aufgestellt werden und ganze Straßen einnehmen. Ganz Rom erhält dadurch das Ansehen einer Judengasse. Mir hat der Kram immer mißfallen. Alles ist bloß darauf berechnet, die Fremden zu prellen, ihren Enthusiasmus zu betrügen, ihnen für gutes Geld etwas getrockneten Koth zu verkaufen. Was ächt und schön in Rom ist von alter Kunst, das steht natürlich nicht feil, außer im längst ausgeplünderten Palast Barberini.

Mein Aufenthalt in Rom dauerte nicht viel länger als einen Monat, war also wohl zu kurz, als daß ich irgend etwas Gründliches oder Neues über die Einwohner der Stadt sagen könnte. Ich beschränke mich auf die Be-

merkung, daß das oben angeführte Werk: „Rom im Jahr 1833" die Römer vortrefflich und ganz nach der Wahrheit ſchildert, durchaus ſo, wie ich ſie gefunden habe.

Ich füge nur noch einige Genrebilder hinzu. Einen Geiſtlichen ſah ich, der in einem kleinen Garten mit einem Papagai ſpielte und ſchwatzte. Einen andern Geiſtlichen, der in einem offenen Spezereiladen eine junge, auf einem Stuhle ſtehende und von oben etwas herablangende Frau mit großer Zärtlichkeit hielt und ſtützte, daß ſie nicht fiel. Einen Zug junger Nonnen, die ſich hinter ihrem Schnupftuch vor Lachen nicht zu laſſen wußten. Einen eleganten Wagen, auf deſſen Rückſeite Chriſtus abgebildet war. Einen Zug gefangener Räuber, mit gebundenen Händen und wilden Geſichtern, von nicht weniger wilden Gensdarmen transportirt. Einen Zug junger armeniſcher Kinder mit ihrem langbärtigen ehrwürdigen Lehrer, alle mit Blumen geſchmückt, die ſie ſich in der Villa Pamfili gepflückt hatten.

Gelegentlich hörte ich folgenden römiſchen Fluch: Mannaggia una botte di Santi e Christo per tappo!

Zwölftes Capitel.

Die deutschen Künstler in Rom — Thorwaldsen — Schillers Denkmal — Peter v. Cornelius — Wagner — Reinhard — Koch — Geselligkeit — Ponte Molle — die französischen Künstler — Pinelli's Tod.

Der ganze monte Pincio, besonders aber die via felice, ist von deutschen Künstlern bewohnt, mit denen ich nicht säumte, mich in Verbindung zu setzen. An den berühmten Thorwaldsen hatte ich im Namen unseres Stuttgarter Schillervereins besondere Aufträge in Betreff des Denkmals, wozu er unentgeldlich die Skizze zu verfertigen sich angeboten hatte. Ich lernte ihn im Hause des würtembergischen Consuls, Herrn Kolb, kennen. In diesem gastfreundlichen Haus ist immer ein Zusammenfluß von gebildeten Deutschen, Künstlern und Reisenden, denen Herr Kolb, ein Mann von sehr viel Verstand und seltenem Wohlwollen, auf jede Weise gefällig ist. Als ein näherer Freund Thorwaldsens ist er zugleich der Freund und Berather vieler jüngern Künstler, und besitzt in hohem Grade die Liebenswürdigkeit eines Gönners, ohne dessen Prätensionen. Die Deutschen in Rom haben einen Schatz an ihm.

Auch ihm, nächst dem edeln Thorwaldsen, ver-

dankt das Denkmal Schillers sehr viel, da er unermüdet thätig war, die Ausführung vorzubereiten.

Eine kurze Geschichte dieses Denkmals dürfte manchem Leser nicht unwillkommen seyn. Bald nach Schillers Tode schon hatte man Plane zu einem Denkmal entworfen, und auch Geld gesammelt, die Sache war aber ins Stocken gerathen und gänzlich vergessen. Erst im Jahre 1825 regte der als Patriot rühmlichst bekannte Dr. Schott in Stuttgart dieselbe aufs neue an, und zwar in dem sogenannten Liederkranz, einer zum Zwecke des Gesangs vereinigten Gesellschaft. Diese nun beschloß jährlich an Schillers Todestag ein Fest zu feiern, dessen Ertrag dem künftigen Denkmale Schillers gewidmet seyn sollte. Das erste Fest wurde am 9 Mai 1825 im sogenannten Königsbade bei Stuttgart im Freien gefeiert, und nachher alle Jahre auf der Höhe der Silberburg wiederholt. Der Liederkranz wählte einen Ausschuß, dem die Realisirung des Denkmals ausschließlich obliegen sollte, und dieser Ausschuß kaufte ein Feld an und bepflanzte es mit Linden. Hier sollte das Denkmal aufgestellt, hier sollte jährlich im Grünen das Schillerfest gefeiert werden. Es kamen inzwischen einige Geldbeiträge ein, und Thorwaldsen erbot sich auf das bereitwilligste, die Skizze des Denkmals aus seiner Meisterhand hervorgehen zu lassen, und zwar unentgeldlich, als ein Opfer, das er dem großen Dichter und der deutschen Nation darbringe. An die Ausführung war inzwischen immer noch nicht zu denken, da man außerhalb Würtemberg sich noch nicht allgemein genug für die Sache interessirte, und die einzelnen, mit großem Dank aufgenommenen Bei-

träge noch lange nicht zur Deckung der bedeutenden Kosten hinreichten. Nun kam die Juliusrevolution. Einige Jahre vergingen in Unruhe und Besorgnissen. Das Publicum beschäftigte sich mit der Politik, und konnte in diesem Zeitpunkt einem Werke des Friedens und der Kunst keine Aufmerksamkeit schenken. Ich war ungefähr im Jahre 1829 in den Ausschuß gewählt worden und hatte den Vorschlag zu dem Schillers-Album gemacht, welches mir eine würdige, von Seite der deutschen Schriftsteller dem verewigten Schiller dargebrachte Huldigung und zugleich als ein Mittel erschien, dem Denkmal größere Theilnahme zuzuwenden. Der Ausschuß wählte sofort aus seiner Mitte ein kleines sogenanntes literarisches Comité, das insbesondere für das Album sorgen sollte. Da nun aber in Folge der Juliusrevolution wenig oder nichts mehr zu thun war, so trat die Gewohnheit ein, daß der Vorstand, der für das Denkmal stets eifrige Hofrath Reinbeck, mit dem kleinern Comité allein die geringern laufenden Geschäfte des Vereins besorgte. In dieser Stellung blieb auch der engere Ausschuß, als wir im Jahre 1834 bei wieder eingetretener politischer Ruhe dem Unternehmen einen neuen Schwung gaben. Der Antrag des Hofraths Reinbeck, die patriotischen Damen zu freiwilligen Beiträgen von je 24 Kreuzern aufzufordern, und mein jetzt wieder aufgenommener Antrag, alle irgend ausgezeichneten Gelehrten und Künstler zur Einzeichnung in ein Album aufzufordern, das den Manen Schillers gewidmet, dessen Originale in den Grundstein des Denkmals gelegt und das gedruckt dem Publicum übergeben werden sollte, diese beiden Anträge erfreuten sich des gewünschten Er-

folges. Unſer kleines Capital wuchs durch freundliche Gaben, beſonders von Seite der Damen, allmählich an, und das Album füllte ſich mit intereſſanten Beiträgen von berühmten Dichtern und Gelehrten, denen König Ludwig von Bayern voranging. In kurzer Zeit wird das Album gedruckt erſcheinen. Ich darf hinzufügen, in kurzer Zeit wird das Denkmal ſelbſt fertig ſeyn.

In dem Augenblicke, da unſere Bemühungen einen ſo guten Fortgang nahmen, im Sommer dieſes Jahres 1835, fiel es einigen Herren in Marbach plötzlich ein, daß das Denkmal, für welches ſie nichts gethan, eigentlich doch ihnen gehöre, da Schiller in Marbach geboren ſey. Sie muteten uns alſo zunächſt die Abtretung einer bedeutenden Summe zu, eine Art von Theilung des Schiller-Capitals, und da wir darauf nicht eingingen, ſo forderten ſie öffentlich das geſammte Publicum zu Beiträgen für ein zweites in Marbach zu errichtendes Denkmal auf. Dieſes doppelte Collectiren von zwei benachbarten Orten in demſelben kleinen Lande, und der begonnene Streit überhaupt iſt fatal und hat auch, ſo viel ich weiß, die öffentliche Meinung wider ſich gehabt.

Schiller iſt zwar in Marbach geboren, aber er hat dieſen Ort in früheſter Kindheit verlaſſen. Die Marbacher haben ſich ſo wenig für ihren großen Mitbürger intereſſirt, daß ſie ſein Geburtshaus als einen Krämerladen anwenden ließen. Erſt als ſie die Erfolge unſerer Bemühungen ſahen, ahmten ſie uns nach. Endlich eignet ſich das von jeder Hauptſtraße abgelegene, nur von Gewerbtreibenden und einigen Beamten be-

wohnte Marbach nicht für ein großes National-denkmal.

In Stuttgart ist nicht Schillers Leib, aber wohl sein Geist geboren. Hier ist er alles geworden, was er war. Hier hat er nicht etwa bloß seine Bildung, sondern auch die Gesinnung gewonnen, der er bis an seinen Tod treu blieb. Hier wuchs er auf in edlem Zorn über die verdorbene liederliche Zeit, in der jungfräulichen Begeisterung für das Ideale, das er dem Jahrhundert der Perrücken entgegensetzte. Hier schuf er die Räuber und Kabale und Liebe, die ersten Werke, worin sich seine große Seele ankündete. Wer möchte läugnen, daß sein Aufenthalt in Stuttgart die interessanteste und die entscheidendste Periode in seinem Leben war, und gerade daß er hier mißkannt wurde, daß er von hier fortging, macht die poetische Gerechtigkeit, die ihm nunmehr durch ein Denkmal in demselben Stuttgart wiederfährt, noch bedeutender und seinen Triumph noch größer. — Außerdem hat Stuttgart für das Denkmal alles, Marbach nichts gethan. Der Lebende, der Handelnde hat Recht, nicht der Todte und Träge. Wir in Stuttgart, und vorzugsweise das kleinere Comité, dem die Geschäfte zuletzt durch stillschweigende Anerkennung überlassen blieben, wir haben in der That die Sache zu Stande gebracht, die sonst unendlich weit hinausgeschoben und am Ende wohl verschollen wäre. Durch Briefe und Verbindungen aller Art, durch praktische Anträge und deren zweckmäßige Ausführung haben wir die Sache in und außer Deutschland mächtig angeregt, und unsern Eifer krönt endlich ein glücklicher Erfolg. Zu-

dem iſt Stuttgart eine Hauptſtadt, vielbeſucht von Fremden, allen zugänglich, für ein groſſes Nationaldenkmal vollkommen geeignet.

In Stuttgart ſelbſt hat ſich die öffentliche Meinung und auch Thorwaldſen gegen das oben erwähnte Feld erklärt, welches dagegen der Liederkranz zum Behuf des geſellſchaftlichen Geſangs und des jährlichen Schillerfeſtes beibehalten, oder an deſſen Stelle er ein anderes geräumiges und jenen geſelligen Zwecken entſprechendes Local für das Denkmal wünſcht. Der Verein würde es für thöricht halten, einer ſo natürlichen und die Feier Schillers nur erhöhenden Anknüpfung der Geſangfeſte an das Denkmal zu widerſtreben; aber er hält ſich gegen ganz Deutſchland, das ihn durch zahlreiche Beweiſe des Vertrauens geehrt hat, für verpflichtet, das Denkmal als ein Nationaldenkmal zu betrachten, dieß vor allem bei der Wahl des Platzes im Auge zu behalten, und dieſem höhern und allgemeinern Zwecke jedes andere bloſe Localintereſſe dienend unterzuordnen. An zugleich würdigen und ſchönen Plätzen mangelt es in Stuttgart nicht, die Behörden ſind der Sache des Denkmals wohlgeneigt, und ſo darf das auswärtige Publicum vollkommen beruhigt ſeyn.

Schon iſt die Statue ſelbſt im Werden. Thorwaldſen, den ich in Rom für dieſes Werk jugendlich begeiſtert ſah, wird den Dichter ſtehend, männlich, feurig darſtellen. Außer der berühmten Büſte Danneckers, einer Todtenmaske, und den beſten in Kupfer geſtochenen Portraits Schillers, die wir ihm nach Rom ſandten, benutzte Thorwaldſen noch ein bisher unbekanntes, ausgezeichnet ſchönes Miniaturbild, das Reinhard in

ſeiner Jugend als Freund Schillers gemalt hat, und das derſelbe mir zu Liebe unter einem Gebirg alter Bilder, Papiere ꝛc. nach tagelangem Suchen glücklich wieder hervorgrub. Auf dieſem Bild erſcheint Schiller munterer, lebhafter, jugendlicher als auf jedem andern.

Thorwaldſen iſt ein ſchöner Mann von ſtarkem und edlem Wuchſe. Nur ſein weißes Haar kündigt bei ihm das herannahende Alter an. Er trägt es lang und geſcheitelt. Sein Anzug iſt höchſt einfach, gewöhnlich ein bequemer grünlich grauer Ueberrock. Sein Geſicht hat eine geſunde Farbe und den Ausdruck einer edeln Güte, die zuweilen kindliche Liebenswürdigkeit wird, ohne darum weichlich zu werden. Er bleibt immer Mann, wenn er auch noch ſo freundlich iſt. Heiter ſitzt er bei feſtlichen Gelagen unter den jüngſten und unbedeutendſten Künſtlern, und trinkt und ſingt mit ihnen, ohne ſie ſein Uebergewicht fühlen zu laſſen, aber auch ohne ſeine Jahre zu vergeſſen. Außer Ludwig Tieck habe ich noch keinen ältern Mann getroffen, der in ſo hohem Grade liebenswürdig iſt wie Thorwaldſen. Er ſpricht übrigens nicht viel, außer wenn es einen intereſſanten Gegenſtand der Kunſt betrifft, wobei er recht warm werden kann. Seine Sprache ſtockt zuweilen, da er des Deutſchen nicht vollkommen mächtig iſt. Doch ſpricht er kein unnützes Wort, und alles, was er ſagt, hat Hand und Fuß. Hierin gleicht er ſehr unſerm Uhland, der auch nicht fließend, aber immer gründlich ſpricht.

Nächſt Thorwaldſen iſt der ausgezeichnetſte Bildhauer Roms Herr Wagner, der treue Wächter der Villa di Malta. Wie oft habe ich mit ihm und ſeinen

drei rieſenhaften Katzen auf der ſchönen Terraſſe geſeſſen, die ein einziger Rieſenweinſtock überlaubt, und den Purpurſaft königlicher Pomeranzen geſchlürft. Es iſt nicht leicht das Zutrauen dieſes eigenthümlichen Mannes zu gewinnen, und noch mehr muß ſich der ſchmeicheln, der es nicht verſcherzt. Gewiß erhöht nichts ſo ſehr den geſelligen Reiz, als humoriſtiſche Launen der Freunde und Geliebten. Nicht in größern Kreiſen, die er nicht ſucht, aber unter guten Freunden iſt Herr Wagner der munterſte und angenehmſte Geſellſchafter. Wenn wir Abends im Falcone den köſtlichen Wein tranken, fehlten Grazie und Satyrn nie, die den Becher bekränzten.

Unter den Malern lernte ich nicht alle berühmten kennen, namentlich nicht Overbeck, was mir jetzt leid thut. Peter von Cornelius befand ſich damals gerade noch in Rom und lud mich ein paarmal zu ſich ein. Seine Seele war durch traurige Todesfälle in ſeiner Familie trübe geſtimmt, und der ungeheure Carton, auf dem er das Weltgericht eben vollendet hatte, ſpiegelte ihm täglich ernſte und finſtere Gebilde wieder. Doch blitzte nicht ſelten durch ſein Geſpräch die alte Luſtigkeit ſiegreich hindurch. Er iſt von Geſtalt nicht groß, aber ſtark und ſehr lebhaft, und hat in ſeiner Phyſiognomie etwas von Napoleon und Ludwig Tieck. Sein Carton erreicht die Decke eines ſehr hohen Saales. Das Bild, das darnach in der neuen Ludwigskirche in München al fresco gemalt werden ſoll, wird noch neunmal größer, und übertrifft an Umfang das große Weltgericht Michel Angelo's in der Sixtiniſchen Capelle. Oben Himmel, unten Hölle. In der Mitte der Engel

Michael, der da scheidet mit dem Schwerte die Guten und Bösen. Geistreich gedachte Gruppen von wenigen, aber großen Figuren mit einer Charakteristik, deren Einfachheit nicht genug zu loben ist.

Auf der Höhe der Quattre Fontane wohnen zwei merkwürdige Malergreise, Reinhart und Koch, in einem Hause, in demselben Stockwerk, beide langjährige Freunde, beide weltberühmte Landschaftsmaler. Ihre Bekanntschaft und die viele Liebe, die ich von ihnen genossen habe, wird mir unvergeßlich seyn.

Herr Reinhart ist ein Mann von 73 oder 75 Jahren, aber noch so rüstig, daß er es mit dem kräftigsten Jüngling aufnimmt. Ich habe große Fußpartien mit ihm gemacht, wobei ich über seine Ausdauer erstaunte. Sein Blick ist noch so scharf, daß er, von einem Hund und einer Flinte begleitet, wöchentlich ein paarmal auf die Jagd geht und den kleinsten Vogel im Fluge nicht fehlt. Seine Schultern sind die eines Athleten. Dabei ist er, wie Thorwaldsen, höchst umgänglich und verschmäht nicht die Gesellschaft der Jüngern, sondern befindet sich wohl unter ihnen. Da er seit so langer Zeit in Rom ist und an den Schicksalen dieser Stadt immer lebhaften Antheil nahm, so hörte ich ihm immer mit Vergnügen zu. Er suchte mir auch aus seinen ziemlich zerstreuten Papieren viel Merkwürdiges hervor, Briefe von größtentheils verstorbenen berühmten Männern, von Schiller, von dem Polen Dombrowski, der sein vertrauter Freund war und dessen Handschrift er mir schenkte, von dem Prinzen von Hessen-Philippsthal, dem tapfern Vertheidiger Gaeta's, der ebenfalls sein Freund war, von Fernow, Canova, Vernet ꝛc. Auch wim-

wimmelte es bei ihm von Caricaturen auf bekannte und unbekannte Personen, auf ältere und neuere Begebenheiten. Die letzte Woche meines Aufenthalts in Rom waren wir täglich beisammen, auf Fußpartien oder Abends in der Scoccese, die eben damals aus einem Wirthshaus in eine Capelle verwandelt wurde, daher wir in ein enges Hinterstübchen zusammenkriechen mußten, wo wir immer sehr lustig und vergnügt waren.

Herr Koch scheint älter, und nur seine Hand und sein höchst lebendiges Auge drücken noch das ganze Feuer seines jugendlichen Geistes aus. Wer ihn einmal in seinem bequemen blauen Rocke, den runden Hut in den Nacken gedrückt, einherwandeln sah, vergißt ihn nie wieder. Wir wollten ihn einst auf einer großen Fußpartie nicht mitnehmen, damit er uns nicht aufhalte, und suchten es ihm auf eine höfliche Weise auszureden. Aber zur bestimmten Stunde war er mit Hut und Stock parat, und ließ es sich nicht nehmen, in unserer Gesellschaft sieben Stunden lang ununterbrochen durch die Ruinen des alten Roms zu laufen, und seine Ausdauer beschämte uns zu seiner großen Genugthuung. Mehrmals überraschte er mich in meiner hohen Wohnung durch seinen freundlichen Besuch, und sprach über seine alten Freunde in Deutschland mit mir und über sein Buch, wovon ich im folgenden Capitel reden werde. Auch schenkte er mir einige seiner schönen Handzeichnungen zum Dante.

Reinhart ist ein Wald- und Felsenmaler vom ersten Range. Die innige Verbindung des Malers und Jägers ist in ihm nicht zu verkennen. Auf einigen seiner trefflich radirten Blätter hat er sich selbst als Staffage

in Jägercostume dargestellt. Noch geistreiche Compositionen schwanken zwischen der Landschafts- und Historienmalerei, und sind häufig eine sehr glückliche Verbindung beider, von einem poetischen Gedanken belebt und durchdrungen, und mit Meisterhand ausgeführt; auch noch jetzt in seinem hohen Alter.

Konnte ich nur mit einigen der vorzüglichsten Künstler in Rom nähern Umgang pflegen, so kam ich doch auch mit der Gesammtheit derselben in vielfache freundliche Berührung. Fast täglich war ich in ihren geselligen Kreisen im alten und neuen Café Greco (café del Greco in der via condotti und café delle belle arte im Corso), in der Scoccese, im Falcone, wo immer sehr guter Wein war ꝛc. So geschah es, daß ich zuletzt auch förmlich in ihre Genossenschaft aufgenommen wurde. Wer von deutschen Künstlern und Kunstverwandten, oder auch Gelehrten über den ponte molle (die Tiberbrücke, über die man aus Deutschland nach Rom gelangt) gekommen ist, wird nämlich, wenn er will und sich der heitern Geselligkeit nicht entzieht, bei einem fröhlichen Gelage noch einmal symbolisch unter gewissen Ceremonien über die gedachte Brücke geführt und dann erst als ein neuer Römer angesehen. Auch ich wurde nun hinübergeführt und erhielt bei dieser Gelegenheit den Bajoc-Orden am blauen Bande. Der Bajoc ist die gewöhnlichste römische Kupfermünze, die man zu diesem Scherz auserlesen hat. Auch Thorwaldsen hat es nicht verschmäht, diesen Orden zu — seinen übrigen zu legen. Ich führe alle diese unschuldigen, aber lustigen Dinge an, weil sie das Leben der deutschen Künstler in Rom charakterisiren, und den

Beweis liefern, daß ſich hier, entlegen vom großen Vaterlande, die altdeutſche Liebhaberei an einem beſondern Coment, an eigenthümlichen Handwerksgebräuchen der nüchternen Lebensproſa, die allen Spaß haßt, mit mehr Glück erwehrt hat, als in Deutſchland ſelbſt. Dazu trägt aber auch die Abgeſchloſſenheit dieſer Künſtlerwelt und das harmloſe, von jeder Politik entfernte Leben in dem ſchönen Rom das Meiſte bei.

Da Herr v. Cornelius es ausdrücklich verlangt hat, theile ich hier die kleine Rede, die ich bei jenem Anlaß improviſirte, aus dem Gedächtniß mit: „Meine Landsleute in Rom! Ihr habt mich über den ponte molle geführt, alſo darf ich ſagen: anch' io son pittore! Ich habe bereits einen Anfang gemacht und den wichtigen Unterſchied der Farben *) kennen gelernt; doch ich möchte noch etwas mehr leiſten. Ich fühle mich zu allen Künſten hingezogen, denn hier in Rom iſt alles vereinigt. Antikes und Romantiſches, Baukunſt, Plaſtik, Malerei, Hiſtorie, Landſchaft, Genre. Wie ſollte ich als ein junger Anfänger und Dilettant nicht ſchwanken, wohin ich mich wenden ſoll, wie ſollte ich nicht am liebſten alles zugleich anfangen? Freilich fehlt mir Meißel und Pinſel, ich habe nichts in der Hand,

*) Dem Eingeführten wird ein Glas Wein und ein Salzfaß vorgehalten. Bevor er getrunken hat, muß er die Farbe des Weins und des Salzes falſch angeben; erſt nachdem er auf den Zutrunk des Generals (des bekannten Landſchaftsmalers Nerli) Beſcheid gethan, gehen ihm die Augen auf, er erkennt nun die wahren Farben und wird als Mitglied der Künſtlergeſellſchaft anerkannt.

als dieſes Glas, aber in dem Glas iſt Wein, und in dem Wein iſt ein Gott, der mich begeiſtern ſoll.“

„Bacchus iſt den Muſen hold. Wo die Kunſt, da war auch immer der Wein. Es gibt kein Zeitalter der Kunſt, es gibt keinen Künſtler in der alten wie in der neuen Welt, der die Herrſchaft des rebenbekränzten Gottes nicht anerkannt hätte. Alſo Bacchus ſoll der Gegenſtand meiner Bilder ſeyn.“

„Die Muſen hielten einſt einen weiſen Rath, wie ſie es anfangen ſollten, vermittelſt der Kunſt die Menſchen glücklich zu machen. Da trat Bacchus zu ihnen und wollte ihnen helfen, denn er wußte, daß der Wein des Menſchen Herz erfreut, und daß die Kunſt fröhliche Herzen bedarf. Die Muſen aber meinten, zur Kunſt gehöre ein nüchterner Verſtand, und ſie wieſen ihm mit einem verächtlichen Achſelzucken den Rücken. Da wurde der Gott zornig und rief alle ſeine Truppen zuſammen, die Bacchanten und die Bacchantinnen, die Satyrn und Faunen, die Eſel und Böcke, und zog aus wider den Parnaß, auf dem die Muſen Rath hielten. Apollo befand ſich gerade damals nicht bei ihnen, ſondern war unter die Hirten gegangen und hütete die Schafe des Königs Admet; die Muſen waren alſo allein, wurden vom Heere des Bacchus überfallen und gefangen fortgeführt. Denkt euch dieſen Triumphzug in einem langen Basrelief abgebildet. Und denkt euch dazu, wie die tragiſche Muſe mit einem wilden Satyr über alle Berge forttanzt, deßhalb die neuen Trauerſpiele ſo toll geworden ſind. Seht, wie die keuſche Urania traurig zum Himmel blickt, aber ſo oft den Faunen Beſcheid thun muß, daß ſie zuletzt mit trunkenen Augen unter

den Hörnern derſelben den längſt erſehnten Halley'ſchen Kometen ſucht. Seht, wie die Muſe der Geſchichte ungeduldig davon eilen will, aber von dem fetten alten Silen auf ſeinem langſamen Eſel zurückgehalten wird ꝛc. Bacchus ſelbſt muſterte die gefangenen Muſen mit vieler Zufriedenheit, um ſich eine beſonders auszuwählen, und fand endlich, daß die Muſe der Malerei die ſchönſte ſey, weil ſie die meiſte Farbe habe. Sie aber war in der Kunſt zu täuſchen erfahren, und ſchenkte ihm ſo viel von ſeinem eignen Wein, daß er die Liebe darüber vergaß und endlich einſchlief."

„Aber auch im Schlafe dachte er an die Muſe. Es ſchien ihm, als ob ſie ihm wieder einen Becher einſchenke und ihn an ihrer weißen Hand in ihr Reich einführe, und er ging hinein durch einen Regenbogen, durch das Thor von Farben. Darin aber war alles bis in die tiefſte Ferne von Bildern voll, eine unendliche Gemäldegalerie, und man wußte nicht, ob es Bilder ſeyen, oder ob Wirklichkeit, denn man konnte in die Landſchaften hineintreten. Da kam Bacchus zu einem Orte, wo gebaut wurde, und ſah über den andern Bauleuten hoch oben auf dem Gerüſt einen ſtarken Mann ſtehen mit edlem und zornigem Geſichte, der in einer Hand einen Meißel, in der andern einen Pinſel führte, und unermüdlich arbeitete. Bacchus frug ihn: wer biſt du? Jener antwortete: ich bin Michel Angelo, aber frage nicht, ſondern gib mir aus deinem Becher zu trinken. Und als er getrunken hatte, plötzlich wuchs der Bau in die Höhe und wölbte ſich in einer ungeheuern Kuppel, angefüllt mit Statuen und Bildern. — Darauf kam Bacchus in einen ſonnenhellen, von Blumen vollen

Garten, und ſah einen ſchönen Jüngling mit einem ſchwarzen Barett auf dem Haupt, und ein ſchönes Mädchen, die ſich in die Augen ſahen und einander bei den Händen hielten. Bacchus frug: wer ſeyd ihr? Jener antwortete: ich bin Raphael, und das iſt meine Fornarina, aber frage nicht, ſondern gib uns aus deinem Becher zu trinken. Als ſie nun getrunken hatten, ſiehe, da wurden ſie beide noch ſchöner, als ſie zuvor geweſen waren, und ſanken einander in die Arme, und von allen Seiten ergoſſen ſich die ſilbernen Springbrunnen und wurden zu Spiegeln rings umher, und überall ſah man nur noch das Bild der Liebenden. — Darauf kam Bacchus in einen düſtern Wald und ſah auf einem Stein einen armen Maler ſitzen, der das Haupt auf die Hand ſtützte, mit bleichem, abgehärmtem Geſichte. Bacchus frug ihn, wer er ſey. Jener antwortete: ich bin Correggio, aber frage nicht, ſondern gib mir aus deinem Becher zu trinken. Und als er getrunken hatte, lächelte er, legte ſein Haupt zurück und ſtarb. Da erſchrack Bacchus und frug: iſt denn Gift in meinem Becher? Er trank den Reſt aus und fand, daß kein Gift darin war, daß es aber auch kein Wein nicht war, ſondern der Trank der Unſterblichkeit, den ihm die Muſe eingeſchenkt hatte. Ja, ſagte er, der Trank, der die Starken noch ſtärker, die Schönen noch ſchöner, die Glücklichen noch glücklicher macht, und die Unglücklichen von ihrer Noth befreit und ihnen durch ewigen Ruhm erſetzt, was ihnen im Leben verſagt war, iſt mehr, als der Wein, der auf meinen Bergen wächſt, das iſt der Trank der Unſterblichkeit.“

„Er erwachte, denn er hatte nur geträumt, es

war nur ein Traum, der romantiſche Traum eines claſſiſchen Gottes. Da ſagte er zu den gefangenen Muſen: ihr ſeyd frei, denn ich fühle wohl, ich kann nicht euer Herr, ich kann nur euer Diener ſeyn! Die Muſen aber dankten ihm und gelobten, daß zum Andenken dieſer Begebenheit im Weine ſtets ein Tropfen vom Trank der Unſterblichkeit zurückbleiben, und daß jeder Künſtler, wenn die Gabe des Bacchus in ſeiner Hand blinken würde, im Wein auch immer einen Funken des himmliſchen Feuers in ſich trinken ſollte. Freudig riefen ſie: es lebe Bacchus! und wer ein ächter Sohn der Muſen iſt, der rufe mit: es lebe Bacchus, es lebe der Wein!“

Als mir das Abſchiedsfeſt gegeben wurde, flocht ich in die Worte des Lebewohls einige Betrachtungen über Italien und die Kunſt ein. „Filicaja ſang:

Italia, Italia, o tu cui feo la sorte
Dono infelice di bellezza.

Aber iſt es nicht ein Ruhm und Glück für Italien, daß es jetzt, nachdem es von ſeiner frühern Höhe ſo tief herabgeſunken iſt, nachdem es vom Uebermuth des Glückes zum Laſter, vom Laſter zur Schande und Bettelarmuth heruntergekommen iſt, doch immer noch alle Herzen durch ſeine Schönheit bezaubert? Wie viel werth muß Italien ſeyn, daß ihm nach tauſendjähriger Verſchuldung und Strafe immer noch dieſe herzengewinnende Gabe der Schönheit geblieben iſt? Darum hätte der Dichter lieber ſingen ſollen:

Italia, Italia, o tu cui feo la sorte
Dono *felice* di bellezza.

Die Schönheit behält ihr Recht. Durch das Verderben und durch den Ruin der Zeiten geht ſie ſiegreich

hindurch. Aller ſeiner frühern Macht beraubt, iſt Italien doch noch immer ſchön, und durch ſeine Schönheit behauptet es eine unvergängliche Macht.“

„Italien gleicht hierin der Kunſt überhaupt. Auch die Kunſt iſt von ihrer frühern Höhe herabgeſunken. Die Zeiten der Alten ſind nicht mehr, da die Kunſt noch aufs innigſte mit der Religion, dem Staat und Leben zuſammenhing, und nur die höchſte Blüthe des Lebens war. Auch die Zeiten der Mäcene und Mediceer ſind nicht mehr, denn mit wenigen Ausnahmen haben die Großen der Erde andere Sorgen und denken nicht mehr an die Pflege der Kunſt. Wir leben im Zeitalter der Wiſſenſchaft und des praktiſchen Nutzens.“

„Die Wiſſenſchaft hat ſich auf einſeitiger Bahn weit vom Schönen entfernt. Gerade die ausgezeichnetſten Gelehrten haben ſich am wenigſten um die Schönheit bekümmert, und die Kunſtſchreiber, Kunſtkrittler, die ſich ausſchließlich der Kunſt widmeten, haben mehr verdorben als geholfen. Weit entfernt, daß in der Verbindung der Wiſſenſchaft und Kunſt etwas Großes und Hohes hätte geleiſtet werden ſollen, iſt die Kunſtſchreiberei im Gegentheil ſo ziemlich der erbärmlichſte Theil der Literatur und die partie honteuse für die Wiſſenſchaft, wie für die Kunſt.“

„Aber auch das Leben hat ſich der Kunſt entfremdet. Wie würden Prariteles und Apelles, Raphael und Michel Angelo erſtaunen, kämen ſie auf die Erde zurück und ſähen das Menſchengeſchlecht in modernen Fracks und Cravatten. Und wie das Kleid, ſo der Mann. Im Coſtume ſchon ſpiegelt ſich der Ungeſchmack der Zeit. Wie arm und verlaſſen ſteht die

Kunſt unter dem Volk, als eine Bettlerin. Der Reiche frägt nichts nach ihr oder zwingt ſie nur ihm ſeine bizarren Einfälle zu verwirklichen, ſeiner Geſchmackloſigkeit zu ſchmeicheln. Portraits der gemeinſten Phyſiognomien, die keines Abbilds werth ſind, und beiſpiellos wohlfeile Lithographien für den Pöbel ſind die Stützen der Kunſt im Volk."

„Aber die Schönheit behält dennoch ihr Recht. Italien liegt in Ruinen und iſt beſudelt mit dem Schmutz des Unglücks, und dennoch bleibt es ewig ſchön. So iſt auch die Kunſt eine Ruine geworden und vielfach entheiligt durch die Gemeinheit der Menſchen; aber ſie bleibt dennoch die ewig ſchöne. Und vielleicht war dieſe Ungunſt der Zeiten nothwendig, um die Kunſt zu läutern, um ihre wahren Jünger zu erproben, um den Menſchen das Bedürfniß des Schönen aufs neue fühlbar zu machen, und eine neue Blüthezeit der Kunſt vorzubereiten. Was der Künſtler in dieſer Zeit der Prüfung zu thun habe, das hat Schiller am beſten in ſeinem Gleichniß vom Pegaſus ausgedrückt."

„Pegaſus ſoll nicht ermatten, nicht den Kopf hängen, d. h. der Künſtler ſoll nie den Muth verlieren, ſoll immer aufrechten Hauptes gehen, und wenn ihm das Leben auch noch ſo wenig böte, ſoll er immer denken: das ſey gerade das Schöne und Große am Künſtler, daß nicht er von der Welt empfange, ſondern der Welt gebe, aus ſeinem innern Reichthum ihr mittheile, was ſie noch nicht hat. Je ärmer das Leben, deſto ſtolzer ſey er ſich ſeiner innern Schätze bewußt, und wenn ihn auch alles verlaſſen ſollte, ſo

gebe er doch nie sich selbst auf, denn nichts ist verlo-ren, wenn man selbst noch übrig bleibt."

„Pegasus soll nicht geduldig mit den Ochsen im Joche ziehen, d. h. der Künstler soll sich nicht dem Ungeschmack verkaufen und die edle Kunst entweihen, um des Gewinnes willen. An das Leben sich anzu-schließen und bei den Zeitgenossen sich beliebt zu ma-chen, ist wohl und gut, aber es darf nie auf Kosten der Kunst geschehen. Es ist eine Sünde wider den heiligen Geist, wenn der Künstler mit Bewußtseyn sich gemein macht und Werke verfertigt, die er selbst verachten muß."

„Pegasus soll aber auch nicht wild ausreißen und mit dem Kopf an jede Felswand oder ins Blaue hin-aus rennen, d. h. die ächte Kunst hält Maaß. In einer edlen Besonnenheit liegt das Geheimniß der Schönheit. Jean Paul rief einst allen jungen Künst-lern und Dichtern zu: „Liebe Kinder, habt nur Genie, das Uebrige wird sich schon finden." Aber das ist nicht genug. Genie habt ihr alle, liebe Freunde, aber es kommt auch auf die Schönheit an. Gerade in Zeiten, wie die unsern, ist es gewöhnlich, daß das Genie, un-willig über die Mißkennung, die es findet, oder muth-willig wegen der Gesetzlosigkeit, der man es überläßt, oder begierig, das träge Publicum durch außerordent-liche Mittel zu reizen, die natürlichen Schranken des Schönen durchbricht, und sich im Sonderbaren und im sogenannten Bedeutenden gefällt. Würde das Volk die Kunst mehr lieben und verstehn, so würde es auch ein strengerer Richter über sie seyn. Es ist aber gleich-gültig und unwissend in Bezug auf die Kunst, und

gönnt insofern den Künstlern eine Freiheit, welche diese zu mißbrauchen leicht verführt werden, besonders zu dem Zweck, um das Volk aus seiner Trägheit durch etwas Pikantes aufzustacheln. Nie leidet die Kunst mehr an einer krankhaften Originalitätssucht, als gerade in den Zeiten des Verfalls. In der Zeit der Blüthe, in der marmornen Götterwelt Griechenlands war alles gleichförmiger, alles einem Gesetze der Schönheit unterworfen. Jetzt strebt jeder ängstlich, sich von Seinesgleichen scharf zu unterscheiden, grell auszuzeichnen. Aber es ist ein gefährlicher Abweg, das sogenannte Bedeutende an die Stelle des Schönen zu setzen."

„Das Bedeutende gilt nur für seine Zeit, aber das Schöne gilt für alle Zeiten. Darum sey mein letztes Glas der unsterblichen Seele der Kunst, der ewigen Schönheit dargebracht!" —

An die deutschen Künstler schlossen sich immer die dänischen und schwedischen, so wie die englischen an. Ich sah sie jedesmal bei den deutschen Festgelagen. Sieben Engländer, die nicht deutsch sprachen, pflegten sich durch ihr musikalisches Talent der Gesellschaft angenehm zu machen.

Der deutschen Landsmannschaft gegenüber steht die französische, deren berühmtes Haupt Vernet vor kurzem Rom verlassen hatte. Die Franzosen sind mit Recht stolz auf ihre in Rom gegründete Kunstakademie; aber sie sind in ihrem Geschmack immer um zwanzig Jahre hinter den Deutschen zurück. Es ist gewiß merkwürdig, daß sie uns in Philosophie, Poesie und Malerei so auffallend nachahmen. Nicht nur ihre Litera-

tur, auch ihre Kunſt hat die romantiſche Mode von uns entlehnt. Ich muß geſtehen, daß ich, bevor ich nach Rom kam, ein altes Vorurtheil gegen die deutſchen Künſtler hatte. Ich glaubte, in ihnen langhaarige Cyniker oder Aſceten zu finden, wie ehemals auf den Univerſitäten. Ich dachte, es ſey da noch alles voll Nazarener in deutſcher Tracht mit frommen Augen und koketten Bärten, und voll Ardinghellos mit affectirter Wildheit und genialer Beſtialität. Als ich nun nach Rom kam, ſah ich wirklich auf den Straßen und in den öffentlichen Häuſern viele junge Leute mit langen Haaren, höchſt gekünſtelten Bärten, ſchwarzen altdeutſchen Barettlein und in ſo ſtudirten Attituden, daß ſie alten Gemälden von Vandyck nicht unähnlich waren. Das ſind die Altdeutſchen dachte ich; aber ich wurde nicht wenig überraſcht, als ich bemerkte, daß kein einziger unter ihnen ein Deutſcher, daß es die jungen franzöſiſchen Maler waren, die hier ſtudiren. Unter den Deutſchen iſt keiner, der ſich jetzt noch ſo trägt. Ich ſah die von der franzöſiſchen Akademie veranſtaltete Kunſtausſtellung, und hier herrſchte derſelbe Geiſt, der ſich in den Trachten der jungen Künſtler ausprägte. Zwar erinnerten die architektoniſchen Aufriſſe, die in großer Zahl vorhanden waren, an die polytechniſche Schule in Paris, und die Studien nach Modellen und Genrebilder an den militäriſchen Geiſt Davids und Vernets; daneben aber machte ſich die neue romantiſche Malerei dergeſtalt geltend, daß ein junger Künſtler ſogar ſein Heil in der ſklaviſchen Nachahmung des Fieſole verſucht, und dem lieben Engelchen eben ſolche lange und ſchmale und mit Regenbogenfarben bemalte Schwalbenflügel

gegeben hatte, wie man ſie auf den Bildern des ehrwürdigen alten Fieſole erblickt.

Unter den italieniſchen Künſtlern hatte ſich ſchon längſt Pinelli durch ſeine vortrefflichen Genrebilder ausgezeichnet. Wer kennt nicht ſeine plaſtiſch in gebranntem Thon ausgearbeiteten oder in Kupfer geſtochenen Scenen aus dem italieniſchen, beſonders trasteveriniſchen Volksleben? Sie ſind auch in Deutſchland in kleinem und großem Format verbreitet. Keiner hat ihn in dieſem Genre übertroffen. Sein bei uns weniger gekanntes Meiſterwerk ſind die Kupfer zu dem komiſchen Heldengedichte der Trasteveriner, Meo Patacca, das die heroiſche Kleinſtädterei der Neu-Römer vortrefflich perſifflirt. Da indeß Pinelli nur Genremaler war, ſo konnte ſein Genie bei der Akademie von St. Luca, die ſo ſtreng, wie die altfranzöſiſche, auf Claſſicität hielt, keine Anerkennung finden, und überdieß machte er ſich durch ſeinen Cynismus verächtlich. Ich drängte mich durch den Pöbel in ſein ärmliches Zimmer, wo er todt ausgeſtreckt in einem elenden ſchwarzen Frack und ſchwarzen, nicht anſtändig genug zugeknöpften Beinkleidern lag, noch im Tod ein ſchöner Mann. Drei Tage lang war die Via Felice mit Menſchen angefüllt, die ihn ſehen wollten, und die Akademie von St. Luca, die ihm im Leben verachtet hatte, veranſtaltete ihm ein prachtvolles Leichenbegängniß. Der Preis aller ſeiner Bilder wurde um das Dreifache erhöht.

Dreizehntes Capitel.

Kochs Rumfordiſche Suppe — Kunſtgaunerei und Kunſtnarrheit — Künſtlernoth — Akademiſches Unweſen — falſche Stellung der bildenden Künſte zum Leben — Roms Einfluß darauf.

Herr Koch hat unlängſt eine „Rumfordiſche Suppe" gekocht, die auch unter dem Namen „Moderne Kunſtchronik" von ihm herausgegeben, und, wie es gewöhnlich geſchieht, von den akademiſchen Kunſtrichtern vornehm ignorirt worden iſt. Er hält darin der modernen Kunſtwelt, beſonders der römiſchen, einen Spiegel vor und ſpricht als Sachkundiger und als Augenzeuge ſchlagende Wahrheiten aus.

Erſte Wahrheit. Rom iſt ein Mittelpunkt der abgefeimteſten Kunſtgaunerei. Nicht nur Mäkler, ſondern ſelbſt Künſtler, ſcheuen keine Mittel, ſchlechte Bilder an den Mann zu bringen und insbeſondere reiche Engländer und Ruſſen zu prellen. Wie dieſe Gaunerei mit dem berühmten, von Goethe ſo hoch geprieſenen Hackert begonnen habe, weiſ't Herr Koch ſehr einleuchtend nach. Zahlreich und köſtlich ſind die Anekdoten, die Herr Koch aus den Erinnerungen ſeines langen Aufenthalts in Rom mittheilt, und ich glaube keinen Raub

zu begehen, wenn ich nur eine hier aufnehme, um Lesern, die das Buch noch nicht kennen, daſſelbe näher zu bringen.

Es iſt die Geſchichte von der Antiken-Fiſcherei in der Tiber, das wahre Hochzeitsfeſt der Kunſtnarrheit und der Kunſtgaunerei. „Trompetenſtoß! — Aufgeſchaut, meine Herren und Damen!! Hier wird mit hoher obrigkeitlicher Erlaubniß, zum Heil aller Welt, ein hiſtoriſch-artiſtiſch-antiquariſcher Wunder- und Gnadenſchatz aufgethan. Mit einer, bis jetzt noch nie geſehenen Maſchine, die, ob ſie gleich weder Naſe, Augen noch Hände hat, dennoch unter dem Waſſer riecht, ſieht und fühlt, werden wir die ſeit ſo vielen Jahrhunderten unter den Fluthen des Tiberſtroms verborgenen Kunſtſchätze, aller Welt zu Nutzen und Erſtaunen, ans Tageslicht emporziehen. Weit entfernt, ſolch ein Glück allein zu genießen, laden wir alle hohen Kenner des Alterthums und reichen Kunſtliebhaber ein, daran Antheil zu nehmen, und haben deßhalb die ganze ſo koſtſpielige Unternehmung in Carata getheilt, und Jeden nur mit der geringen Summe von 300 Scudi belaſtet.“ So ungefähr wurde dieſe Fiſcherei von den beiden Unternehmern, einem römiſchen Antiquar, und einem aus Tunis gebürtigen Juden, der ſich in Rom hatte taufen laſſen, um ſein Glück auf andere Manier gegen die Gojims zu verſuchen, mit hyperboliſchem Wörterſchall angekündigt. Zwar wollte die leidige Fama den Leuten ins Ohr raunen, er ſey eigentlich ein Wiedertäufer, und habe dieſe Operation ſchon an mehreren Orten im chriſtlichen Europa ausgeſtanden. — Unparteiiſche, die die römiſche Geſchichte kannten, ſahen wohl ein, daß von Kunſtſchätzen in der Tiber nichts zu

fischen sey. Denn wenn auch Barbarei und Fanatismus die Götter- und Heroenbilder der alten Welt zu zerstören suchte, um sie den Augen der Gläubigen auf immer zu entziehen und jeden Rückfall zu vermeiden, war das Zerschlagen mit einem Hammer der kürzeste Weg, und unmöglich werden sie den langweiligen und kostspieligen gewählt haben, sie aus der Mitte Roms an die Tiber zu führen und dort zu versenken. Und die zur Vertheidigung von Hadrians Mausoleo herabgestürzten Statuen mußten perpendicular fallen und konnten nicht in schiefer Richtung nach der Tiber fliegen. Man war daher der Meinung, daß diese Fischerei ergiebiger seyn würde, die Beutelchen von 300 Scudi aus den Seckeln der Theilnehmer in den Schnappsack der Unternehmer herüber zu angeln, welches sich auch in der Folge als eigentlicher Zweck der Unternehmung zeigte. — Ein reichhaltiger Stoff für die römische Conversation wurde nun die Tiberfischerei: Alles ergriff Partei für die Unternehmung. Eine englische Dame von Rang, die etwas an Wissenschaften genascht hatte, nahm mit Parlamentsberedsamkeit die Sache besonders in ihren hohen Schutz. Sie war aus dem Geschlechte der Harveys, von dem die Engländer sagen, Gott habe dreierlei Geschöpfe gemacht, Menschen, Thiere und Harveys. Alle Weiblein, hungrigen Stutzer und halbgelehrten Abbati waren ihr Echo. Man hörte sogar sagen, es könnte leicht möglich seyn, nebst den vielen Kunstschätzen auch den zwölfarmigen Leuchter von gediegenem Gold aus dem Tempel zu Jerusalem ans Tageslicht zu bringen. Leider war dieser längst, nach seiner Zurückkunft von Carthago nach Konstantinopel, zu Münzen verbraucht, und man konnte eben so leicht hoffen, die Ruthe Aarons zu finden,

als

als dieſen. — Die Sache wurde nun mit einem Enthuſiasmus betrieben, der an Fanatismus gränzte, und ſchandehalber konnte kein wohlhabender Mann anders, als einen Carat von dieſer hoffnungsſchwangeren Fiſcherei zu nehmen. Leider beſtand bis jetzt aber alles bloß in Unterſchriften, und die erforderlichen Summen waren bloß auf dem Papier vorhanden. Die Sache unſerer Argonauten blieb bis jetzt bei bloßen Worten und leerer Hoffnung. — Endlich erweckte der Herr Hülfe in Iſrael! Se. Maj. der Kaiſer von Oeſterreich kam nach Rom. Die wenig intereſſanten, aber deſto mehr intereſſirten Unternehmer beeiferten ſich, Sr. Majeſtät, als höchſtem Kunſtprotector, einen von der beſeelten Maſchine in größtem Format ſauber geſtochenen und Höchſtdenenſelben zugeeigneten Kupferſtich unterthänigſt zu Füßen zu legen; und der huldreiche Monarch that ſeine milde Hand auf und erfreute die Unternehmer mit einem Geſchenk von 1000 Thalern. — Zwar bemerkte ſogleich der Kaiſer gegen Einen, der bei ihm ſtand: „Er wiſſe wohl, daß aus der Sache nichts herauskäme, könne aber als Kaiſer ſchandehalber nicht weniger thun.“ — Man legte zugleich dem Kaiſer, der Kaiſerin und der ganzen erlauchten Geſellſchaft das im Kleinen verfertigte hölzerne Modell der Maſchine vor, um die Operation zu zeigen. — Ein Tiſch wurde mit Stroh bedeckt und ſtellte die Tiber vor. Unter das Stroh hatte man kleine metallene Figürchen verſteckt, welche die zu finden gehofften Statuen andeuteten. — Die Maſchine begann ihr Spiel. Ihre Hacken und Krallen fuhren ins Stroh. — Sie ſuchten links und ſuchten rechts, und kratzten herum die Kreuz und Quer, brachten aber keine Statue her. — Endlich fuhr einer der Direc-

toren selbst mit der Hand unter das Stroh und schob mit den Fingern die Figur hart vor die suchende Maschine, die sie dann ergriff und empor hob. — Einer aus dem Gefolge des Kaisers machte ihm sehr natürlich die so nahe liegende Frage: „Sie, habens unterm Wasser auch eine Hand, die die Statuen vor die Maschine schiebt?“ — Nun war Geld vorhanden. Die Unternehmer, mit neuen Kleidern angethan, sah man nun nie anders, als im Wagen fahren, und der Bau eines sonderbar geformten Schiffes begann und stand endlich vollendet und eingesegnet mit der köstlichen Maschine auf seinem Rücken, und alle Welt war voll Erwartung. — Vornehmer und geringer Pöbel stand in Menge am Ufer, Grenadiere schlossen einen Kreis in der Nähe des Schiffes, in welchem die mit Billeten versehenen Honoratiores und vor allen die vielgeliebten Caratanten, gleichsam ins Heiligthum eintreten durften. Das Jubelgeschrei vieler Gassenjungen, das Knallen einiger abgebrannten Pöller und eine musikalische Bande erhöhten den herzerhebenden Anblick, als diese neue Argo mit den beiden Unternehmern, einigen Tauchern, per evitar ogni possibile pericolo, und der obenerwähnten Dame vom Stapel lief. — Einige Tage darauf nahm die Antiken-Fischerei ihren Anfang; nun zeigte sich aber bald, daß das mit Erwartung großer Dinge getäuschte Publicum an der Nase herumgeführt und die Theilnehmer schändlich betrogen waren. Von Ponte rotto bis nach Ripa grande war das Flußbeet bereits durchwühlt, aber außer antikem, das heißt classischem Schlamm (kam er nicht von classischem Boden?) und viel modernem fand man — Nichts! — Die Unternehmer suchten nun, um nicht gänzlich zum Ge-

ſpötte zu werden, Hülfe bei etwas gröberem Betrug. Einen Monat früher, als ihre Operationen begonnen, hatte der Guardiano von Ponte Salaro, bei Caſtell Giubileo, der Gegend des alten Fidenä, einen antiken Marmor mit einer langen Inſcription gefunden, den er, weil er in Gefahr war, in den Fluß herab zu rollen, mit Stricken an die feſten Pfähle einer Befriedigung feſt band. Die induſtriöſen Fiſcher, die wahrſcheinlich durch vorüberfahrende Schiffer davon Nachricht erhalten, erklärten, wahrſcheinlich nach ſelbſterfundenem Strandrecht, den Marmor für gute Priſe. Sie fuhren in der Nacht ſtromaufwärts in jene Gegend, hoben den ſchweren Stein ab und verſenkten ihn bei Ripa grande, um Tags darauf der Maſchine Beſchäftigung zu geben. — Sie wußten aber leider nicht, daß der Guardiano, auf Anrathen eines Jägers, der Antiquitäten-Commiſſion in Rom Anzeige von ſeinem Fund gemacht hatte; eben ſo wenig wußten ſie, daß dieſe Commiſſion ſogleich an Ort und Stelle gefahren, den mit Stricken befeſtigten Marmor beſichtigt, und der Abbate Fea, der ein Mitglied dieſer Commiſſion war, eine Abſchrift von der Inſcription mit nach Rom genommen hatte. — Die Gefährden des Phineus konnten bei Erblickung des Hauptes der Meduſa nicht verſteinerter geſtanden haben, als dieſe beiden Schächer, da nach Herausziehung des Marmors, von dem ſogleich in Rom in die große Poſaune geſtoßen ward, ihnen der Abbate Fea, dieſer verhaßte Fea, den groben Betrug mit den Prädicaten Ladri, Birboni, Scroſſignatori, Felloni in etwas ernſthafter und verſtändlicher Sprache vorhielt, und die eben den Fluthen entriſſene Inſchrift, die er früher an Ort und Stelle abgeſchrieben hatte, vorzeigte. — War-

um einer Schrift, die Fea zur Entlarvung dieſer Betrüger wollte drucken laſſen, die Erlaubniß öffentlich zu erſcheinen von der Regierung abgeſchlagen worden, iſt eher zu vermuthen, als genau zu beſtimmen.“

Von dieſer Art enthält das Buch gar Vieles, und doch hat es bei weitem noch nicht alle Anekdoten aufgenommen. Da iſt noch nicht des in Rom allgemein bekannten deutſchen Malers gedacht, der ſich, wenn hohe und höchſte Herrſchaften ankommen, vor das Thor ihrer Hotels mit einer großen Mappe hinſetzt und ſich ſtellt, als ob er zufällig von dieſem Standpunkt aus eine Anſicht Roms zeichnen wolle, bis man hohen und höchſten Orts auf ihn aufmerkſam wird, ihn hereinkommen läßt, und etwas bei ihm beſtellt. Oder des Malers, der eine ganze Nacht in ſeidenen Strümpfen zitternd vor Froſt auf dem Corſo ſtand, um einer abreiſenden höchſten Herrſchaft noch im Wagen ein Bild aufzudringen. Die höchſte Herrſchaft kam endlich erſt ſpät am Morgen zu Fuß und ließ ſich aus Mitleid bewegen, des ſchweifwedelnden Künſtlers Werk in einer Nebengaſſe noch in Augenſchein zu nehmen. Unterdeß fuhren die Staatswagen, immer in der Meinung, die höchſte Herrſchaft gehe voraus, zur Porta del Popolo hinaus und eine Stunde voran, und die höchſte Herrſchaft mußte zu Fuß nachſpazieren. Der Künſtler aber hatte ſich über Nacht erkältet und wurde krank. Auch ſpricht man in Rom von religiöſen und politiſchen Einflüſſen und kennt junge Künſtler, die ſich durch Frömmelei diplomatiſche Protectionen und Beſtellungen zu erſchleichen ſuchen.

Natürlich werden ſolche Individuen von den übrigen deutſchen Künſtlern in Rom mit Verachtung angeſehen,

und zur Ehre deutſcher Nation iſt es eine Thatſache, daß die gröſste Mehrzahl ſelbſt der ärmſten Künſtler ſolche Mittel verſchmähen und in edler Reſignation erwarten, bis das Glück ihr Talent einmal begünſtigt. Damit hängt aber die

Zweite Wahrheit zuſammen. Die Art, wie jetzt die Kunſt getrieben wird, erzeugt eine Menge mittelmäſsiger Talente mit groſsen, vom Leben nie zu befriedigenden Anſprüchen, mithin eine Menge armer, nothleidender, unglücklicher, ja verzweifelnder Künſtler. Und ſelbſt unter den talentvollen Malern finden ſich nicht wenige, die einem falſchen, unzeitgemäſsen, unpopulären Geſchmack folgen, daher weder Käufer noch Liebhaber finden und um ſo unglücklicher ſind, je mehr die Natur ſie begabt hat.

Herr Koch ſchreibt dieſe traurige und beſonders in Rom auffallende Erſcheinung den von Staatswegen errichteten Kunſtakademien und Kunſtſchulen zu. Die Abſicht dieſer Schulen iſt, ſchöne Kunſtwerke zu erzeugen und den Kunſtſinn ſo weit als möglich zu verbreiten. Aber was iſt der Erfolg? Eitle Eltern ſchicken unbegabte Söhne in die Schule, oder junge Leute, die ein ſehr mittelmäſsiges Talent für das Zeichnen und eine ſehr groſse Scheu vor jeder andern Anſtrengung haben, drängen ſich zur Schule. Hier finden ſie nicht immer groſse Künſtler, ſondern oft nur durch Gunſt emporgekommene Pedanten als Lehrer, bei denen ſie nicht immer die wahre Schönheit, ſondern häufig nur eine ſehr einſeitige Manier kennen lernen. Das geborne Genie kämpft ſich durch den falſchen Regelzwang und die Vornehmthuerei der Autoritäten entweder nur mit Mühe hindurch oder geht in

ſklaviſcher Nachahmung, in unnatürlicher Vermiſchung heterogener Vorbilder und in Uebertreibungen unter. Die Mittelmäßigen aber ſtümpern durch die Welt fort, glücklich, wenn ſie ſich eine kleine akademiſche Bedienung erſchleichen, oder das Original ihres eigenen Portraits ſo hübſch ausmalen, daß ſie eine reiche Frau bekommen. Viele hungern, grämen und ärgern ſich zu Tode, die auf andere Weiſe der Welt hätten ſehr nützlich werden können. Der alte Herr Koch ſagt: „In dieſen Akademien oder Kunſt- und Schönheitsſchulen herrſcht ein Deſpotismus, der nichts Anderes in das Gehirn der Schüler kommen läßt, als was man alle Tage gewohnt iſt zu ſehen. Das geiſtloſe Zeichnen nach Gyps und Modell dauert Jahre lang, nicht einmal der Natur getreu, ſondern mit einer abſtracten Schönheitsmanier, durch welche alle Charakteriſtik vernichtet wird, ſo daß wenn tauſend Geſtalten gezeichnet werden, doch alle wie aus Einem Modell geformt erſcheinen, ſo daß der Petrus von dem Jakobus, der Achill von dem Ajax und der Tamerlan von dem Bajazet auf keine Weiſe zu unterſcheiden ſind. Solch leeres Machwerk iſt gut betitelt, wenn man es akademiſch nennt, und dieſe Leerheit iſt auch das Kunſtmonopol, welches heißt: „bis hieher und nicht weiter.“ In vielen dieſer Kunſtlaternen ſind auch Componirzimmer, in welchen die Jungens, nachdem ſie ſechs bis ſieben Jahre mit verſchiedenen Fertigkeiten ſind gequält worden, ihrem Genie, wenn zu ihrem Unglück ſie welches haben und ſolches unter der Schulung nicht zu Grunde gegangen iſt, den Zügel ſchießen laſſen könnten, wenn die dabei angeſtellten Profeſſoren nicht gehörig wachten, daß das componirende Genie nicht über die akademiſche Schnur

haue. Allein das gröſte Uebel dieſer Akademien iſt nicht nur die geiſtige, ſondern auch die zeitliche Zugrundrichtung ihrer Zöglinge, die Bettelarmuth, die Lakaienſchaft und alles Niedere, was die Nothdurft erzeugt; und obgleich dieſer Akademien und Kunſtſchulen ſo viele ſind, ſo hat doch die Welt noch nicht genug daran, will alles akademiſiren. Beſonders glauben die Fürſten, es gebreche ihrem Staate eine Zierde in Ermangelung einer ſolchen heilloſen Anſtalt. Ein König wollte jüngſt, auf Zureden Einiger, ſo ſich feſtzuſetzen gedachten, auch ein ſolches Inſtitut errichten und einen gewiſſen Maler Guardian als Director dabei inſtalliren. Guardian aber, obgleich in Nothdurft lebend, gab, alles Wohlleben verſchmähend, der Ehre und ſeinem Gewiſſen mehr Gehör, als ſeinem Magen. Er ſchrieb einen höflichen Brief an den König, worin er ſich entſchuldigte, indem er an Erzeugung noch mehreres Elends und gröſſerer Armuth in der Welt keine Schuld haben möge, mit dem Bedeuten, daß des Geſindels ohnedieß ſchon zu viel ſey. Dem Himmel ſey es gelobt, geprieſen und gedankt: dieſes Kunſtneſt unterblieb."

Je ſeltener ſolche Anſichten ausgeſprochen werden, weil man fürchtet, geſchmacklos zu erſcheinen, um ſo mehr verdienen ſie Dank. Ja, es iſt wahr und es war längſt auch unſere Ueberzeugung, daß dieſe Abrichtung zur Kunſt, weit entfernt einem Staat Ehre zu machen, nur zur Verhunzung der Kunſt, zur Stümperei, Manierirung und zum zeitlichen Nachtheile der Künſtler ſelbſt gereichen könne. Das Kunſtgenie wird geboren, niemals erzogen. Die Erziehung mittelmäßiger Talente aber iſt immer ein Mißgriff, ja ein Verbrechen gegen die Kunſt, wie gegen den armen Künſtler, der etwas Rechtes hätte

werden können, wenn man ihn nur nicht zur Kunst hätte abrichten wollen. Wenn schon die Wissenschaft, sobald man sie akademisch, zünftig bevogtet, nothwendig verdumpft, sklavische Nachbeterin wird und nur durch freie nichtakademische Geister wieder belebt und erfrischt werden kann; wie viel mehr muß dieß nicht von der Kunst gelten, deren Formen einem sklavischen Zwange weit mehr ausgesetzt sind, als Gedanken und Worte der Wissenschaft! Wohl sind viele große Genien in die Akademien hineingegangen; aber nie ist eins herausgekommen. Was je an einem Gelehrten oder Künstler Großes war, das ist auch immer Frucht seines eignen Genie's oder seiner anderweitigen Welterfahrungen gewesen, nie die Frucht akademischer Abrichtung, aus deren Banden sich vielmehr jeder starke Geist so früh als möglich befreit.

Ueberlaßt die Kunst nur denen, die dafür geboren sind! Sie werden, Anfangs vielleicht mit dem Schicksal ringend, sich dennoch durcharbeiten, und es wird nie an Talenten dafür fehlen. Aber der Staat mische sich nicht in das stille, heilige Walten der Kunst; er maße sich nicht unter dem Vorwande, sie zu unterstützen, eine drückende Tyrannei über sie an, die ihre Freiheit lähmt durch akademische Uniformität, und das natürliche Wachsthum ihrer wahren Talente hemmt und unterdrückt durch die absichtliche Aussaat und Anpflanzung von Unkraut, von schwachen, mittelmäßigen, krankhaften, erkünstelten Talenten.

An einer andern Stelle sagt der Verfasser: „Die alte Kunst hatte ihre Wiege in der Freiheit, in den Republiken, in dem Patriotismus wohlhabender, nicht

ausgesogener Bürger, das bezeugt die Kunstgeschichte der Christen und Heiden, bis auf eine einzige Ausnahme; selbst in den modernen Republiken wollen, Gott sey's gedankt, keine Kunstakademien Fuß fassen. Die Schönheit und Großheit der Kunst kann durchaus keinen Behördenzwang und Bettelarmuth ertragen, sondern Wohlhabenheit, Launen und Frohsinn sind ihre Lust; wer das nicht glauben will, der sehe die Ueberreste von Griechenland, Florenz, Nürnberg und Köln ꝛc. Fürstliche Höfe haben immer nur genascht, was auf dem kunstgemessenen Boden in Freiheit ohne Verschönerungs-Commission gewachsen war."

Es scheint mir aber, daß vorzüglich Rom auf den akademischen Geist unserer Staats-Kunstschulen schädlich einwirkt. Rom ist der Mittelpunkt der classischen und romantischen Künste, und sendet seines Geistes Strahlen in alle nordischen Akademien aus. Rom besitzt den größten Reichthum an alten Kunstschätzen, und im Kleinen will jede akademische Stadt im Norden sich auch einen Schatz anlegen. Kurz, so wie einst Versailles das Muster für alle deutschen Residenzen war, so ist jetzt Rom das Muster für alle deutschen Kunstakademien. So wie einst jeder deutsche Prinz und Graf seine Schule in Versailles durchmachen mußte, so gehen jetzt alle deutschen Künstler auf die hohe Schule zu Rom.

Dieß ist historisch so geworden, es kann nicht wohl anders seyn, und es knüpft sich daran sehr viel Gutes, denn wenn nicht die Antiken und Raphael Muster seyn sollten, wo wollte man die Muster suchen? Aber ein Anderes scheint mir die richtige Wür-

digung und Benutzung alter Kunstmuster, und wieder ein Anderes die sklavische und stümperhafte Nachäffung derselben zu seyn. Jede Zeit hat ihr Recht und ihre Pflicht, das heißt hier, jede Zeit hat ihren besondern Geschmack und ihr besonderes Talent, zusammenhängend mit allen übrigen Richtungen und Erscheinungen des Zeitgeists. Das, was man gerade kann, nicht zu thun, um etwas zu versuchen, das man nicht kann, scheint mir auf jeden Fall thöricht und unnatürlich. In unserer Zeit die Heiligenmalerei des Mittelalters wieder anfangen und mit Raphael, ja wohl gar mit Fiesole und Eyck wetteifern wollen, scheint nicht nur, sondern ist wirklich ein hors d'œuvre. In unserer Zeit die Genremalerei, die ganz von selbst als unsern Zuständen und Bedürfnissen angemessen sich ausgebreitet hat, vornehm zu verachten, erscheint als völliger Wahnsinn. Hier können und werden wir viel Neues und Tüchtiges leisten; dort können und werden wir immer nur Affen der ältern Maler bleiben und ihre wahre Größe doch nie wieder erreichen.

Ich habe schon in meiner „Reise nach Oesterreich im Jahre 1831" der Genremalerei das Wort geredet, und Rom hat mich keines Bessern belehrt. Nicht in der Nachäffung alter Kunstwerke, sondern in der neuen, ewig jungen Auffassung der Natur und des Lebens liegt die Aufgabe. Thorwaldsen hat dieß praktisch anerkannt, indem sich in seiner kostbaren Sammlung der besten Werke neuester Maler fast ausschließlich Landschafts- und Genrebilder befinden. Nur hierin sind die neuen Maler originell und natürlich. In den Heiligenbildern sind sie fast ohne Ausnahme bloß Co-

piſten der Alten, manierirt und affectirt, und in den hiſtoriſchen Bildern herrſcht auch noch viel zu viel von der Heiligenmalerei, ein viel zu geſuchter Ernſt der Männer, ein viel zu coquettes Schmachten der Frauen. Ja der Geiſt dieſer Heiligenmalerei läßt ſich zuweilen ſogar noch in den Genrebildern ſpüren. Die Künſtler haben ſich an den italieniſchen und altdeutſchen Muſtern verſehen und können ſie nicht mehr los werden.

So herrlich aber jene alte Kirchenmalerei war, ſo muß ſich doch der Geiſt der modernen Malerei erſt ganz und völlig von ihr losreißen und ſich ausſchließlich dem Studium der Natur und des Lebens hingeben, um auf dieſer empiriſchen Grundlage wieder zu Idealen emporzuſteigen. Die einſeitige Schönheit alter Kunſt hat uns zu lange blind gemacht für die vielſeitige Schönheit, die noch in Natur und Leben zu finden iſt. Auch jene alte Kunſt ging aus einem tiefen Studium der Natur hervor, und ſo lange wir nicht ſelbſtſtändig wieder in der Natur forſchen, ſo lange werden uns auch die Kräfte fehlen, die uns fähig machen, uns jenen Alten an die Seite zu ſtellen.

Die Griechen und Römer haben großartig und ſchön gebaut, aber wie ärmlich und unnatürlich würden ſich auf nordiſchem Boden die Nachäffungen ſolcher Gebäude ausgenommen haben. Unſere Vorfahren erfanden ſich ſelbſt eine Baukunſt, die jede andere an Herrlichkeit überſtrahlte, und deren Ideen ſie nur aus ſich ſelbſt, aus der Natur und ihrer Zeit ſchöpften, ohne ältere Muſter.

Möchten unſere Maler mit eben ſo vieler Selbſtſtändigkeit, unabhängig von den ältern, namentlich italieniſchen Muſtern, aus eigenem Geiſt, aus Natur und

Leben und aus ihrer Zeit heraus eine eigenthümliche Malerei ſchaffen. Die Möglichkeit iſt zunächſt durch die Genremalerei gegeben, die ganz geeignet iſt, einen unendlichen Reichthum von nicht nur maleriſcher, ſondern ſogar auch poetiſcher Schönheit zu offenbaren, einen Reichthum, der wirklich vorhanden iſt und nur von den Malern erkannt werden darf.

Vierzehntes Capitel.

Plaſtik — Antiken im Vatican, im Capitol, in der Villa Borgheſe, Albani ꝛc. — Michel Angelo und die Bildhauer der mittlern Zeit — Bernini — Canova — Thorwaldſens reiches Atelier — Charakter ſeiner Werke — ſeine Idee einer proteſtantiſchen Kirche.

So wenig mich die Baukunſt in Italien (das wenige Altrömiſche und Gothiſche abgerechnet) befriedigt hat, deſto mehr fühlte ich mich überraſcht und entzückt durch die Werke der antiken Plaſtik, durch die kaum überſehliche Menge von Statuen, die man nach und nach unter dem Schutt hervorgezogen hat, und die man nur in Italien ſehen kann, die kein anderes Land in der Welt beſitzt.

Wenn man durch die tiefen Säle des Vatican geht, glaubt man unter einem Volke von Marmor zu wandeln. Dazu kommen noch die zahlreichen und vollen Säle des Capitols, der Villa Borgheſe, der Villa Albani, der Villa Pamfili, der Villa Ludoviſi und mehrerer Paläſte, unter denen die reichſten, Farneſe und Barberini, leider ausgeplündert ſind. Die beſten Statuen der Farneſe ſind durch Erbſchaft nach Neapel, die der Barberini durch käufliche Verſchleuderung an Engländer, Ruſſen und Deutſche gekommen. Den Barberiniſchen Faun ſieht man bekanntlich jetzt in München. Doch der Vatican allein enthält mehr Antiken, als

alle übrigen in der Welt zusammengenommen. Man kann die Hunderte und Tausende nicht übersehen. Selbst Kunstverständige, die in Rom leben, können in Jahren zu keiner vollkommnen Einsicht in diesen Reichthum kommen. Was einzeln die Aufmerksamkeit fesseln würde, verliert sich in der Menge, und unter allen Schönheiten überhaupt sind die plastischen am schwersten zu fixiren. Es ist eben so unmöglich, jemandem die Schönheit eines leisen Contours zu beweisen, wenn er sie nicht von selber fühlt, als solche Schönheiten unter Regeln zu bringen. Daher wird bei Statuen immer ein grosser Theil der Schönheit gar nicht beachtet werden, ein anderer sich wenigstens nicht beschreiben lassen.

Die Antiken zeichnen sich dadurch aus, daß bei ihnen durchgängig der gesunde nackte Körper in möglichst ungezwungener Haltung sich gibt, wie er ist, und daß alle heftige Bewegung, aller leidenschaftliche und geistige Ausdruck dabei eben so möglichst vermieden ist, wie die Bekleidung und Decoration. Da, wo der Ausdruck so frappant ist, daß wir nur ihn und nicht den Körper sehen, gehört das Kunstwerk in der Regel schon einer spätern Zeit an.

Rom ist in Besitz der berühmtesten männlichen Antiken, des Torso, des Apollo, des Laokoon. Der Torso ist ein lebender Stein, wirklich mehr Fleisch als Marmor, und jeder Zoll daran ist ein Mann. Der Belvederische Apollo kommt mir dagegen zu elegant vor. Als ein zürnender Gott imponirt er mir nicht genug. Er hat es aber auch nicht mit Männern zu thun, er befindet sich unter Damen, noch dazu unter

gelehrten Damen. Man kann ihn nicht ſehen, ohne ſich die Muſen hinzuzudenken, denn ſeine ganze etwas coquette Haltung verräth die Anweſenheit von Frauenzimmern, die ihn bewundern. Die reiſenden Ladies verfehlen nicht, in warmen Gruppen um dieſes kalte Bild verſammelt, die Stelle der Muſen zu erſetzen. Die berühmte Gruppe des Laokoon iſt durch ihre Kunſt zwar höchſt bewunderungswerth, aber durch ihren Gegenſtand mehr abſchreckend als anziehend. Ich weiß nicht, wie man ſich an einem ſchreienden alten Mann ergötzen kann. Unter den weniger berühmten Antiken ſieht man eine blühende Menge ſchöner und kräftiger Jünglinge und Männer und weidet das Auge unter ihnen, wie einſt die alten Römer thaten, wenn ſie unter dieſen und vielen tauſend andern Statuen auf offener Straße umherwandelten. Es iſt wohl wahr, man kommt bei einer ſo großen Menge nicht zur ſtrengen Prüfung des Einzelnen; aber gerade der Anblick der Menge thut auch wieder wohl. Dieſe zahlreichen ſchönen und geſunden Körper wecken in uns ſelbſt ein geſundes Gefühl. Vielleicht kann ſich auch nur ein Frauenzimmer für *eine* männliche Geſtalt beſonders, intereſſiren, vielleicht kann nur ein Frauenzimmer unter vielen die *ſchönſte* ausfindig machen, weil wir Männer ſelbſt vielleicht zu verblendet gegen uns ſelbſt ſind. Wenigſtens wollen wir den Frauen kein gültiges Urtheil über die weibliche Schönheit zugeſtehen und glauben, daß dieß *unſere* Sache ſey. Ich wage daher auch nicht zu beſtimmen, welcher Antike ich den Vorzug der männlichen Schönheit zuerkennen möchte. Der Torſo iſt der lebendigſte und

kräftigſte, zwar weit ſchöner als der farneſiſche Hercules in Neapel, aber doch zu ſtark, um vollkommen ſchön zu ſeyn. Von dem eleganten Belvederiſchen Muſengott will ich nicht reden. Es ſind aber noch einige, wie es mir ſcheint ſehr liebenswürdige männliche Geſtalten unter Roms Marmorbildern zu ſehen, deren Namen ich mir nicht alle notirt habe.

Unter allen weiblichen Antiken, die ich in Italien geſehen, gebe ich unbedenklich der capitoliniſchen Venus den Vorzug. Obgleich man ſie in Abgüſſen weit ſeltener ſieht, als die mediceiſche in Florenz, iſt ſie doch weit ſchöner. Erſtens iſt ſie keuſcher, was ihren Reiz unendlich erhöht. Zweitens iſt ihr Wuchs höher und edler, und drittens hat ſie eine viel natürlichere und unbefangenere Haltung, durchaus keine ſo coquette, wie die Mediceerin. Viertens iſt in ihrer ganzen Geſtalt mehr Harmonie, ſie iſt von allen Seiten gleich ſchön; während die Mediceerin es nur von vorn und von hinten, aber nicht von einem gewiſſen Standpunkte ſeitwärts iſt, nämlich wenn ſie uns ſo entgegenſteht, daß uns ihre linke Bruſt zwiſchen der rechten Hand und dem linken Oberarme gerade gegenüber iſt. Fünftens iſt die capitoliniſche Venus lebendiger, wärmer, die mediceiſche glätter, marmorner. Die erſte iſt eine keuſche und hohe Jungfrau aus den Alpen, die andere eine coquette Pariſerin.

Unter den poetiſchen Compoſitionen ſcheint mir die Gruppe des alten Flußgottes Nil, an deſſen ruhig ausgeſtrecktem Leibe ſechszehn kleine Knäbchen eifrig herumklettern, die ausgezeichnetſte zu ſeyn. Es iſt das plaſtiſche Gegenbild zu dem ſchönen alten Gott Vater in

Peru-

Perugia, der die kleinen ihn umringenden Engel anlächelt. Höchst seelenvoll ist auch die Amazonenschlacht auf einem antiken Sarkophag im Capitol componirt. Auch an kleinen epigrammatischen Gedanken ist die antike Plastik reich. Dahin gehört die Venus, die eine große Muschel vor sich hält, und vorzüglich der wenig bemerkte kleine Amor in einem Winkel der Villa Albani, der auf einer Leiter an dem großen Becher des Hercules hinaufsteigt und eben hineinsteigen will.

Der neueste Geschmack liebt das Unbestimmte, daher war die Minerva medica im Vatican diejenige Statue, die während meines Aufenthalts in Rom die meisten Bewunderer an sich zog und gleichsam Mode war.

Canova hat Unrecht gethan, seine Statuen mitten unter die Antiken im Vatican zu setzen. Die Eitelkeit verblendete ihn, denn nichts ist seinen gewiß recht anmuthigen Werken schädlicher, als gerade die Vergleichung mit den Antiken. Man wirft ihm zu viel Zierlichkeit und Wollust vor; aber er hatte auch keine Spartanerinnen vor sich und arbeitete für keine Spartaner. Warum soll er nicht das Reizende bilden, wo das Schöne verloren oder kein Sinn mehr dafür da ist? Nur soll er nicht glauben, das Reizende sey das Schöne, oder ihm gleich zu setzen.

Die Antiken bilden eine eigene, scharf gesonderte Welt für sich, was man hier am besten inne wird. Alles Neuere unterscheidet sich von ihnen und unter sich, nur sie sind sich unter einander selbst ähnlich.

Der größte Bildhauer der mittlern Zeiten war unstreitig Michel Angelo, von dem ich jedoch das Beste erst in Florenz sah. In der Minervakirche in Rom steht sein

Christus, gewiß eine schöne Statue, in der die Kraft, der kriegerische Geist Christi vorwaltet, dessen, der der Schlange den Kopf zertritt, der die Wechsler und Krämer austreibt, der da gekommen ist, das Schwert zu bringen, und der da richtet die Lebendigen und die Todten. In andern Christusbildern herrscht meistens etwas Sanftes, die Predigt, der Segen und die Gnade vor. So mächtig aber Michel Angelo seines Meißels war, so überraschend er die treueste Naturwahrheit mit hohen Ideen verband, so sind seine Werke doch etwas ganz Anderes, als die Antiken, und ihr Unterschied ist — die Schönheit.

Von seiner Erhabenheit stieg die Plastik durch das Abenteuerliche zur Ziererei herab. Das Abenteuerliche erscheint vorzüglich im Johann von Bologna repräsentirt, der schon in den wunderbarsten Stellungen, Bewegungen und Gruppirungen sich gefiel. Die Ziererei aber wurde vollendet in Bernini, dessen einst bewunderte Meisterwerke in der Villa Borghese stehen. Da sieht man die Daphne, wie sie eben anfängt sich in einen Lorberbaum zu verwandeln, während sie Apoll umfängt, und der weiße Marmor streckt da ein Bein und dort ein Bein und da einen Arm und dort einen ganzen Wald von den zierlichst gearbeiteten Blättern aus, wobei man an nichts denkt, als — an die beinahe ängstigende Zerbrechlichkeit dieser Künsteleien.

Wie es scheint, kehrt aber die Plastik von diesem Abwege zur Schönheit zurück. Canova bezeichnet schon einen großen Fortschritt. Er faßte zwar nur das Reizende, Weiche, gleichsam Weibliche an der Natur auf, aber doch die Natur, die einfache, nackte. Thorwaldsen ging

noch weiter. Thorwaldſen iſt eben ſo ganz Mann, wie Canova ganz Weib war, und Thorwaldſen umfaßte mit ſeinem reichen und kräftigen Geiſte die ganze Welt von Geſtalten, während Canova mit wahrer Meiſterſchaft nur weiblich Zartes darſtellte.

Thorwaldſens Werkſtätten befinden ſich an vier oder fünf verſchiedenen Orten in der Nähe des Platzes Barberini. Sie enthalten die Abgüſſe oder Skizzen aller ſeiner frühern Werke, neben denen, woran noch gearbeitet wird. Man kann hier alſo den Reichthum ſeines Genie's überſehen. Es fällt auf, daß er mit gleichem Talent antike, romantiſche und moderne Geſtalten und Coſtume darſtellt. Sein Jaſon, ſeine Venus, ſein Mercur, ſein Hirt, ſeine Nemeſis, ſein Alexanderszug und alle ſeine zahlreichen, der Mythologie entlehnten Statuen und Basreliefs ſcheinen wirklich aus dem Alterthum zu ſtammen; ſein Maximilian I, ſein Copernikus, ſein Guttenberg ſcheinen Werke des Mittelalters, und ſein Lord Byron begründet eigentlich eine neue Kunſt, indem er die bisher unaufgelöſ'te Aufgabe löſ't, unſere moderne Kleidung der plaſtiſchen Schönheit zu vermitteln, was meiner Meinung nach unſere bisherigen Statuen der Generale Ziethen und Blücher und der abgeſchmackte Goethe im Oberrock durchaus nicht geleiſtet haben.

Was ich am meiſten an dieſer Vielſeitigkeit Thorwaldſens bewundere, iſt, daß er keinen Geſchmack mit dem andern vermiſcht hat. Da iſt nichts Antik-romantiſches, Weſt-öſtliches, wie bei Goethe, ſondern jegliches iſt ſcharf geſondert, hier das Antike, hier das Mittelalterliche, hier das Neumodiſche. So iſt's recht. Wehe den Miſchlingen!

Ein junger, ſehr geſchickter Künſtler aus Berlin, Herr Matthiä, war eben beſchäftigt, nach Thorwaldſens Skizze das koloſſale Modell des Kurfürſten Maximilian I von Bayern zu fertigen. Ich geſtehe, daß ich vor den Statuen alter Kurfürſten in der Regel keinen großen Reſpect habe. Vermöge einer unvermeidlichen Ideenaſſociation denkt man ſich bei einem Kurfürſten immer etwas Langweiliges, und bei allem, was einem Kurfürſten zu Ehren geſchieht, etwas feſtlich Steifes. Aber Thorwaldſen hat mit einer ſelbſt an ihm noch überraſchenden Meiſterſchaft ſeinem Bilde tiefes, inneres Leben und wahre Poeſie beigebracht. Das iſt jener Max, der an Oeſterreichs Seite im zweiten Range gegen die Proteſtanten kämpfen mußte, der von Eiferſucht gegen die Freunde nicht minder wie von Haß gegen die Feinde verzehrt, von beiden unſägliche Demüthigungen erlitt, der ſich beugen mußte vor dem ſpöttiſch lächelnden Wallenſtein und die Hand reichen dem tödtlich verhaßten Schweden, und der endlich alle überlebte, ſeine Freunde und ſeine Feinde. In dieſer etwas gebeugten, doch kräftigen Haltung auf dem Pferde, in dieſem ſorgenvollen Geſicht, in dem die unangenehmſten Empfindungen, die ein Fürſt haben kann, durch Dauer überwunden und verſteinert ſind, liegt das ganze merkwürdige Schickſal des grauen Kämpfers ausgedrückt, und wenn irgend eines, ſo iſt dieß ein Meiſterwerk Thorwaldſens.

Es ſcheint eine Anomalie der Natur, daß der Sohn des höchſten Nordens der größte plaſtiſche Künſtler geworden iſt, da die Plaſtik ihre eigentliche Heimath nur im Süden haben kann. Auch hat Thorwaldſen den Norden mit dem Süden vertauſcht. Seine Seele hängt aber

am nordiſchen Weſen, und er hat ſich die Aufgabe geſtellt, die ſüdliche Plaſtik demſelben zu vermitteln. Daher iſt er nicht bei der Nachahmung oder Wiederherſtellung der antiken Plaſtik, nicht bei den nackten Göttern und Heroen ſtehen geblieben, ſondern hat auch die mittelalterlichen ſteifen Gewänder und Harniſche wieder aufgenommen und in dieſe ſchon nordiſche Kunſt mehr Grazie und natürliches Leben zu bringen geſucht; ja er hat endlich ſogar unſerm modernen Coſtume eine äſthetiſche Seite abzugewinnen oder es ſo zu behandeln gewußt, daß es den geiſtigen Ausdruck nicht ſtört, ſondern vielmehr ihm dient. So in dem bewundernswürdigen Bilde des Lord Byron.

Dieſe Werke ſind Muſter für eine nordiſche Plaſtik, für eine auf das Hiſtoriſche und auf das Coſtume und auf den geiſtigen Ausdruck gegründete Plaſtik im Gegenſatz gegen die antike, die nur auf die reine nackte Körperform und deren natürlich ſchöne Situationen gegründet iſt.

Thorwaldſen iſt ſich der Idee dieſer Plaſtik im nordiſchen Sinne wohl bewußt. Daher hat er auch über die religiöſe Weihe, deren keine Kunſt entbehren kann, und über die Beziehung der Plaſtik zum Chriſtenthum und wieder insbeſondere zum nordiſchen Proteſtantismus nachgedacht, und Chriſtus mit den Apoſteln — die ſchönen koloſſalen Statuen, die er zum Theil ſchon nach Dänemark geſchickt hat, von denen ich aber noch einige in ſeinem Atelier ſah — ſind der Ausdruck ſeiner Ideen. Mündlich gab er mir in einer einſamen Abendſtunde, während er mir dieſe Statuen zeigte, eine ausführliche Erklärung über ſeine Anſicht von der künſtleriſchen Ausſchmückung der proteſtantiſchen Kirchen. Neu iſt die Meinung, daß

die Plaſtik dem Proteſtantismus zuſage, wie die Malerei dem Katholicismus; aber es iſt conſequent. Iſt nicht auch in ſo vielen andern Beziehungen der Proteſtantismus zur Bildung des claſſiſchen Alterthums zurückgekehrt? Thorwaldſen denkt ſich nun eine proteſtantiſche Kirche folgendermaſſen. Vorn am Eingange ſoll Johannes der Prediger die Chriſten gleichſam einladen, das Wort zu hören. Im Innern ſollen zuerſt die Propheten und Sibyllen in der Vorhalle, dann im Chor in zwei ſich gegenüberſtehenden Reihen die Apoſtel ſtehen und jeglicher in ſeiner Art eine andere Kraft oder Tugend, die das Chriſtenthum verlangt und hervorruft, ausdrücken. Den Schlußpunkt ſoll aber Chriſtus bilden, wie er liebend die Arme öffnet: kommt alle herbei, die ihr mühſelig und beladen ſeyd. Wort und That, Rede und Kraft ſollen in den Dienern, die Liebe aber, das Höchſte, immer nur in Chriſto dargeſtellt werden. Vor ihm aber ſoll ein Engel das Taufbecken halten.

Dieſe Idee iſt ſo ſinnreich als ſchön und gewiß ächt chriſtlich.

Wird aber, was ausnahmsweiſe dem großen Genie Thorwaldſens vorbehalten war; auch Sache vieler andern Künſtler werden? Können, wenn eine Kirche ſo plaſtiſch geſchmückt iſt, es auch viele andere werden? Wird nicht des Nordens Dunkelheit und Armuth immer nur ein Exil der heitern Marmorwelt bleiben, wie vordem? Wird nicht der Plaſtik wahre Heimath immer nur der Süden ſeyn, wie vordem?

Wenn die Könige des Nordens ihre Schätze aufthäten und für Gold Marmor kauften; wenn die Völker des Nordens, in einer Anwandlung von Römerthum,

ihr Forum mit den Statuen ihrer Helden, Geſetzgeber, Redner, Sänger geſchmückt ſehen wollten, und wenn die Kirchen ſich mit plaſtiſchen Werken füllten — welche allgemeine Phyſiognomie würde dieſe vorerſt unwahrſcheinliche neue Kunſtwelt haben? Ich ſehe ſie im Geiſt, ich erſtaune über den Reichthum des Ausdrucks, über die Fülle von Geſchichten, Thaten und Gedanken, die aus dieſen Stein- und Erzbildern zu uns ſpricht. Aber ich ſage dennoch: es iſt die Kunſt der nordiſchen Barbaren, es iſt nicht die heitere Kunſt der Griechen, und von den bärtigen Königen in Bronze mit Zackenkronen, faltenreichen Gewändern und langen Schwertern wird mein Blick hinüberſchweifen zu dem Schneeglanze der antiken Nacktheit, zu der Venus Marmorgliedern, zu den Sehnen, zu den göttlichen Schultern des Hercules, zu dem Liebreize des die Pſyche küſſenden Amors.

Auch bei Thorwaldſen ſind die nackten Geſtalten, die mythologiſchen und heroiſchen Darſtellungen aus dem Alterthum wie die zahlreichſten, ſo die ſchönſten. Man bewundert daran im Gegenſatz gegen Canova beſonders die keuſche, unbefangene Haltung, die Abweſenheit jener coquetten Hülfsmittel, durch welche der Künſtler die Sinne reizt, wo er das Schönheitsgefühl nicht genug anſpricht. Man bewundert daran einen männlichen Geiſt, der Gröſſe und ernſte Schönheit und Poeſie auszudrücken ſtrebt, und die Zuſchauer nicht bloſs mit einem ſchmeichelnden und ſüſsen Lächeln gewinnen, ſondern ſie denken machen und erheben will. So wird uns in ſeinen Basreliefs bei näherer Betrachtung ein tiefpoetiſcher Reichthum offenbar. In der einfachen Gruppirung weniger Figuren werden die inhaltreichſten Gedanken ausgedrückt.

Aber auch unter dieſen Werken Thorwaldſens ſind die einfachen Geſtalten, die Venus, der Hirt, Mercur, Jaſon ꝛc. wieder am ſchönſten. Die nackte Geſtalt iſt der plaſtiſche Typus; auf ſie muß die Plaſtik immer wieder zurückkommen, wenn ſie auch eine Zeit lang verſucht hat, im Seelenausdruck, im Coſtume, in Attributen mit der Malerei zu wetteifern. Ihre höchſte Aufgabe bleibt immer, nicht die Schönheit der Seele in dem geiſtigen Ausdruck oder in Handlungen, ſondern bloß die Schönheit des Körpers, wie ihn Gott ſchuf, darzuſtellen. Mit jenem beſchäftigen ſich außer der Malerei auch noch Muſik und Dichtkunſt; dieſes iſt allein Aufgabe der Plaſtik, weil die Plaſtik allein es vollkommen leiſten kann.

Und iſt etwa dieſe Aufgabe gering? Iſt der Körper, auch abgeſehen von der darin wohnenden Seele und ihren charakteriſtiſchen Handlungen, iſt der Körper an ſich nicht ſchon ein Wunder der Schönheit?

Dieſer Betrachtung müſſen wir ein beſonderes Capitel widmen.

Fünfzehntes Capitel.

Ueber die Schönheit des menschlichen Körpers an sich — die plastischen Ideale — über die Schönheit des geistigen Ausdrucks im Körper — die malerischen Ideale.

In der ganzen sichtbaren Natur gibt es nichts Schöneres, als den menschlichen Leib. Die kühnste Phantasie vermag sich keine vollkommnere Gestalt zu denken. Alle Mineralien, Pflanzen und Thiere stehen an Schönheit dem Menschen nach; und was wir auch höheren Wesen, Engeln, Bewohnern fremder Himmelskörper für vollkommnere Eigenschaften andichten mögen, sofern wir sie uns als sichtbare Wesen denken, können wir sie uns schlechterdings unter keiner schöneren Gestalt denken, als unter der menschlichen. Dieses ästhetische Gesetz leidet so wenig eine Ausnahme, als das Einmaleins. Wir sind nicht im Stande, uns nur einen Finger von der menschlichen Gestalt hinweg- oder hinzu zu denken, ohne den Verstoß gegen die Schönheit eben so sicher zu fühlen, als wir bei dem geringsten Rechnungsfehler den Verstoß gegen die Wahrheit fühlen. Wir können weder etwas ganz Fremdartiges, dem Menschen Unähnliches erfinden, was ihn an Schönheit überträfe, noch ihn durch irgend eine bloß theilweise Veränderung seiner Bildung verschönern. Er

iſt, gerade ſo, wie er iſt, der ſchönſte unter allen möglichen Körpern. Und er iſt dieß ſchon als Körper, ohne allen Unterſchied, welcher Geiſt in ihm wohnt, oder was er thut und was nicht. Fühlen wir dieß nicht, indem wir jenen Torſo betrachten, an dem wir weder Kopf noch Hände ſehen, von dem wir nicht wiſſen, wem er angehört?

Die Griechen unterſcheiden die reine Körperſchönheit ſehr deutlich. Ariſtipp ſuchte bei der Laïs nicht Liebe, nur die Schönheit. Alcibiades verwarf die Flöte, bloß weil ſie den ſchönen Schwung der Lippen entſtellt. Zwei beſondere, den Griechen ganz eigenthümliche Künſte, die Gymnaſtik der Jünglinge, die Hetärie der Mädchen waren ausdrücklich beſtimmt, die körperliche Schönheit ins glänzendſte Licht zu ſetzen. Die Hetären waren nur als Weiber, was die Athleten als Männer waren.

Auch haben ſie in ihren plaſtiſchen Gebilden offenbar die körperlichen Typen feſtgehalten, Mann und Weib, Jugend und Alter, Stärke und Schwäche, Beweglichkeit und Trägheit. Dieſe reinen körperlichen Begriffe knüpfen ſich an ihre Hauptſtatuen an, der geiſtige Ausdruck, die Handlung, das Coſtume ſind durchaus untergeordnet.

Bekanntlich iſt kein Menſch dem andern vollkommen gleich. Nun entſteht die Frage, ob es einen ſchönſten Menſchen gibt, und welche Menſchen ſchöner, welche häßlicher ſind? Wir müſſen verſuchen, die unendliche Mannichfaltigkeit aller möglichen menſchlichen Geſtalten einigermaßen zu ordnen, und eine Ueberſicht darüber zu gewinnen.

Zunächst müssen wir den Grundsatz festhalten, daß unmöglich so viele ganz verschiedene Wesen dennoch eine gemeinsame Gattung bilden könnten, wenn nicht etwas allgemein Menschliches existirte, das ihnen allen verwandt ist. Dann aber müssen wir auch wieder umgekehrt annehmen, daß sich dieses allgemeine Menschliche niemals an einer einzigen Gestalt offenbaren könne, weil jeder Mensch, außer dem, daß er Mensch ist, nothwendig noch etwas Anderes ist, nämlich ein Weib oder Mann, jung oder alt ꝛc., was jenes allgemeine Menschliche in einem besondern modificirt.

Es gibt eigentlich keine Menschen, sondern nur Männer und Weiber. Außer 1) dem Unterschiede des Geschlechts bemerken wir 2) den des Alters, und 3) den der Constitution, als die reinen körperlichen Unterschiede. Die Unterschiede des physiognomischen Ausdrucks und der Racen und Stände können hier nicht in Betracht kommen, da ihr ästhetisches Interesse in etwas liegt, das der Seele, dem Geist und dem historischen Leben angehört.

Je mehr in einer Gestalt die genannten Besonderheiten des Geschlechts, des Alters und der Constitution dem allgemeinen Menschlichen, dem idealen Typus der Gattung, untergeordnet sind, *ohne daß durch gänzliche Vernichtung jener Besonderheiten die Gestalt unnatürlich wird*, desto schöner ist sie. Außerdem sind auch Gestalten, in denen jene Besonderheiten vorwalten, schön, wenn dieselben nur nicht ins Unnatürliche übertrieben sind. Jenes sind die *idealen*, dieses die *natürlichen* Gestalten. Häßlich dagegen sind alle Gestalten, die sich theils von jenem idealen

allgemein Menschlichen, theils von diesen natürlichen Besonderheiten entfernen. Das äußerste Extrem der Unnatur und zugleich der reine Gegensatz gegen das Ideal ist die Carricatur. — Auch die häßlichsten Gestalten können mittelbar gefallen durch den Geist, dem sie zum Ausdrucke dienen, daher die satyrischen Carricaturen in ihrer Art so schön sind. Diese geistige Schönheit hebt aber die körperliche Häßlichkeit nicht auf, vielmehr beruht sie gerade in dem Contraste des geistig Anziehenden mit dem physisch Zurückstoßenden.

Die verschiedenen Constitutionen des Menschen lassen sich auf eine ideale mittlere Constitution zurückführen, da sie nach allen Seiten hin in Gegensätze zerfallen, die sich in einer indifferenten Mitte ausgleichen. Zwischen der größten und kleinsten, dicksten und schlanksten, stärksten und schwächsten, trägsten und beweglichsten Gestalt muß es mit Nothwendigkeit eine geben, die zwischen allen diesen Extremen gerade die rechte Mitte hält. Auch die Unterschiede des Alters lassen sich auf eine solche Mitte zurückführen. Das Kindes- und Jünglings-, der reife Manns- und das Greisenalter sind Gegensätze, die ihre ideale Mitte in dem Culminationspunkt der Lebenszeit, in dem zwischen dem Jüngling- und Manne schwebenden Moment finden. Nur die beiden Geschlechter bilden einen unvereinbaren Gegensatz, und lassen die Mitte, wo die schönste menschliche Gestalt sich finden sollte, leer. Geschlechtslose Engel und Hermaphroditen sind gleich unnatürlich, und bilden selbst wieder einen unvereinbaren Gegensatz. Die Mitte bleibt leer.

Demnach kann es keinen schönsten Menschen, wohl aber einen schönsten Mann und ein schönstes Weib ge-

ben, und zwar müssen wir diese im idealen mittleren Alter und in der idealen mittleren Constitution suchen.

Die Constitution modificirt sich zwar nach dem Geschlechtscharakter, allein in den Schranken desselben tendirt sie dennoch nach einem allgemein menschlichen Typus hin, und dieß gibt erst den Geschlechtern die höhere ideale Schönheit. Der Mann, in dem ausschließlich alle Kennzeichen der Männlichkeit vorherrschen (Hercules), ist zwar natürlich schön, aber nicht so schön, als der ideale, in welchem die Männlichkeit der Menschlichkeit untergeordnet ist (Apollo). Ganz aber kann der Geschlechtscharakter nicht in die reine geschlechtslose Menschlichkeit aufgehn, weil dann die Gestalt unnatürlich werden würde. Die Natur fügt sich der Schönheit, aber mit der Natur wird auch immer zugleich die Schönheit vernichtet.

Man hat es zuweilen versucht, sich die beiden Geschlechter in einer höhern, entweder geschlechtslosen oder doppelgeschlechtigen Einheit zu denken, und die Kunstgeschichte kennt namhafte Kunstrichter und selbst Künstler, welche geneigt waren, entweder den geschlechtslosen engelhaften Gestalten oder den zweideutigen Hermaphroditen den Vorzug vor der rein männlichen oder weiblichen Bildung zu geben. Eine so seltsame Vorliebe kann theils durch symbolische Vorstellungen, theils durch das Raffinement der Sinnlichkeit erzeugt und erklärt werden, ist aber immer unnatürlich und in so fern auch unästhetisch. Man citirt den Ausspruch der Glycera, einer griechischen Hetäre, welcher diejenige Gestalt die schönste schien, deren Geschlecht zweifelhaft sey. Auch der große Winckelmann läßt in seinen Schriften bei jeder

Gelegenheit seine Vorliebe für mädchenhafte, bacchische Jünglinge und Castraten hervorblicken, in welchen er den weiblichen Reiz mit dem männlichen vereinigt fand, und auch Schelling lobte den Guido Reni vielleicht nur darum so sehr, weil dieses Malers reine Engelgesichter geschlechtslos scheinen. Geschlechtslosigkeit aber oder Doppelgeschlecht, beides sind nur Begriffe, die wir von den gegebenen zwei Geschlechtsformen abstrahiren, aber nie in der Wirklichkeit realisirt finden. Selbst die wirklichen Hermaphroditen sind nur Abarten und Auswüchse des einen oder andern Geschlechts, nie innige Verschmelzungen beider. Mann und Weib sind Gegensätze, die sich nie vereinigen lassen. Sie vertauschen allerdings ihren Charakter und ihre Formen mit einander, aber nur bis auf einen gewissen Punkt, nie bis dahin, wo die Geschlechter aufgehoben oder völlig verschmelzen werden. Es gibt weibische Männer und männische Weiber, der Gestalt wie der Seele nach, und diese Schattirungen des Charakters bringen eine reizende Mannichfaltigkeit unter die individuellen Bildungen; aber der Reiz beruht immer nur in dem Uebergewichte des einen Geschlechtscharakters über den andern, nie in deren Verschmelzung. Die Plastik hat sich in der hermaphroditischen Form, die Malerei an der Bildung geschlechtsloser Engel versucht; aber wenn irgend ein Reiz in diesen Bildungen liegen soll, so muß immer wenigstens ein leises Uebergewicht des einen oder andern Geschlechts sichtbar seyn. Ungemein reizend ist die männliche Sprödigkeit einer Amazone, eben so reizend die weibliche Sanftmuth eines Johannes, aber beides nur, weil dort die Weiblichkeit, hier die Männlichkeit zu Grunde liegt. Nähern sich

beide Formen so sehr, daß dort nicht mehr das Weib, hier nicht mehr der Mann vorherrscht, sondern daß beide Eins werden, so geht auch jener Reiz verloren, der einzig im Streite der Geschlechter beruht. — Weibliche Formen, die sich der Männlichkeit, und männliche, die sich der Weiblichkeit nähern, sind immer nur Abweichungen von der weiblichen und männlichen Grundform, und diese zwei Grundformen der Geschlechter sind es, auf die alle Gestalten zurückgeführt werden müssen.

Vom Scheitel bis auf die Fußzehe ist das Weib anders, wie der Mann. Selbst in den zartesten Conturen prägt sich der Charakter der Geschlechter aus.

Der Mann ist in der Regel größer, als das Weib, und wie ihm die Größe natürlicher ist, so ist sie an ihm auch schicklicher und schöner, als am Weibe. Ein Riese hat immer etwas Männliches, so sehr, daß uns selbst eine Riesin männlich erscheint. Ein kleiner Mann hat dagegen gewöhnlich etwas Unmännliches, während kleine Frauen immer weiblich bleiben.

Beim Manne herrschen die Extremitäten vor, beim Weibe die Mitte. Der Mann strebt nach außen, das Weib scheint sich in sich selbst zurückziehen zu wollen. Der Mann drückt in seinem ganzen Körper mehr die Neigung zur Bewegung, das Weib mehr die Neigung zur Ruhe aus. Daher herrscht auch in der männlichen Form mehr die gerade Linie, die Richtung in die Länge und das Eckige, an der weiblichen Form dagegen mehr das Runde.

Dieß zeigt sich zunächst im Ganzen der Gestalt. Der Mann ist nicht nur größer, sondern in der Regel auch länger und schlanker, als das Weib. Ein kurzer,

dicker Mann erscheint unmännlich, eine lange hagere Frau unweiblich. Mit der Längenform treten beim Mann auch die äußern Glieder viel bedeutender hervor. Ein langer und starker Hals, ein großer Kopf, lange Arme und Beine, große Hände und Füße bei einem dünnern und kürzern Rumpfe passen nur zur männlichen, ein kurzer Hals, ein kleiner Kopf, kurze und schwache Arme und Beine, kleine Hände und Füße bei einem dickern Rumpfe passen nur zur weiblichen Natur. Die Fülle der Brust und der Hüften, die unmittelbar an den Rumpf sich anschließen, zeigen schon das Uebergewicht des letztern beim Weibe, während der Mann, am Rumpfe magerer, am Kopf und Gliedmaßen desto stärker ist. Ueberall ist beim Manne das, was die Längenformen bewirkt, also das Knochengerüst und die Sehnen, stärker und hervortretender, beim Weib aber schwächer und versteckter; während das, was die Rundung und Fülle ausmacht, das Fleisch und Fett, beim Manne mehr zurücktritt, und nur beim Weibe sich vollkommen ausbildet. Ausnahmen entscheiden hier nichts. Ein knochiges, musculöses Weib, ein Weib mit großem Kopf oder mit langen Armen, mit schwacher Brust und dünnen Hüften wird immer ein männisches Ansehen haben, und ein fetter Mann mit kleinem Kopfe, dünnen und schwachen Armen, kleinen Händen wird uns immer weibisch vorkommen.

Am Kopf insbesondere bewährt sich die Regel ebenfalls. Auch hier treten die Längenformen und die Extremitäten beim Manne mehr hervor, während beim Weibe das Runde vorwaltet. Ein länglicher Kopf wird immer mehr für einen Mann, als für ein Weib passen,

schon

ſchon deßwegen, weil die männliche Geſtalt überhaupt länger iſt, als die weibliche. Als Extremitäten des Kopfs dürfen wir Stirne, Naſe, Mund, Kinn und Ohren betrachten. Dieſe treten in der Regel beim Manne mehr hervor, und dürfen es bei ihm, unbeſchadet der Schönheit, mehr als beim Weibe, bei welchem dagegen die Mitte des Geſichts, die Wangen und das Auge den Vorrang haben. Eine hohe Stirne bei wenig hervortretender Wange iſt der Schmuck des Mannes, eine volle Wange bei einer etwas niederen Stirn der Schmuck des Weibes. Die hohe Stirne eines Weibes oder die Pausbacken eines Mannes ſind niemals dem Geſchlecht angemeſſen und niemals ſchön. Die Augen ſind beim weiblichen Geſchlechte häufiger groß, aber weniger lebhaft, beim Manne häufiger klein, aber weit belebter, was die Weiber mit den Vögeln, die Männer mit den Säugthieren gemein zu haben ſcheinen. Sofern wir nur auf die Schönheit zu ſehen haben, iſt es wohl keinem Zweifel unterworfen, daß nur die weibliche Schönheit die größten, nur die männliche die lebhafteſten Augen verträgt. Es gibt unter den Türken gewiſſe äußerſt reizende Jünglinge, die durch ihre ungewöhnlich großen Augen etwas ganz Mädchenhaftes erhalten, und ſelbſt an ihren bärtigen Männern fällt nicht ſelten der ſanfte weibliche Zug an ihren großen Augen auf. Auch verträgt ſich die ſchönſte Zier des Mannes, die erhabene Stirn mit ſehr großen Augen nicht, weil dann beide zuſammen das übrige Geſicht hinabdrücken, und eine vogelmäßige oder geſpenſterhafte Phyſiognomie hervorbringen. Dagegen herrſcht das große Auge unter dem mäßigen Gewölbe der weiblichen Stirne ganz, wie es ſoll, und

und legt die Seele offen dar, die beim Manne sich mehr im tiefen Feuer des kleinern Auges und hinter der prophetischen Stirne verbirgt. Die Augenbrauen sind beim Weibe dünner und in reineren Bogen gewölbt, beim Manne buschiger und minder regelmäßig. Sehr feine Augenbrauen geben einem männlichen Gesicht ein mädchenhaftes Aussehen. Dagegen sind die Augenwimpern beim Weibe weit länger und schattiger, ein reizender Vorhang des größern Auges, beim Manne unbedeutender. Die Nase ist beim Manne gewöhnlich größer und ausdrucksvoller, beim Weibe kleiner und ausdrucksloser. Auch finden sich bei den Männern mehr erhabene, bei den Weibern mehr gerade und Stumpfnasen, und wie dieß gewöhnlicher ist, ist es auch dem Geschlecht angemessener und schöner. Das Ohr ist größer bei den Männern, kleiner bei den Weibern. Der Mund ist beim Manne gewöhnlich etwas größer, aber die Lippen daran feiner und dünner, der weibliche Mund ist schmäler, aber die Lippen mehr aufgeworfen. Endlich ist das Kinn beim Weibe viel kleiner, runder und eingezogener, als beim Manne. Da wo den Mann der Bart ziert, zeigen sich beim Weibe gewisse höchst reizende glatte und sanfte Stellen, die auch bei Knaben von der größten Schönheit sind. Darunter ist die Stelle der Schläfe zwischen Ohr, Stirne, Aug[illegible]nd Wange die lieblichste. Hier wohnt ein Reiz der Unschuld und Grazie, der sich leider nicht beschreiben läßt.

Die gleiche Regel erstreckt sich sogar bis auf die kleinsten Contoure des Körpers und selbst auf den Teint. Der Contour des Mannes ist durch seine aus-

drucksvolle Musculatur gewöhnlich wie ein gebirgiges Land emporstrebend und rauh; der des Weibes aber wie der Meeresspiegel eben und glatt und nur in sanften Wellenlinien abgerundet. Die Haut des Mannes ist härter, rauher und dunkler, die des Weibes weicher, glatter und weißer; selbst das Fleisch ist beim Manne für das Gefühl fester, beim Weibe lockerer und elastischer.

Dasselbe gilt auch von der Haltung und Bewegung des Körpers. Der Mann erscheint in der Regel mehr aufgerichtet und strebend, das Weib mehr in sich gebeugt und ruhend. Die Bewegung des Mannes ist rascher, heftiger, angestrengter, und erlaubt den Gliedern eine größere Ausschweifung; beim Weib ist sie langsamer, sanfter, leichter und gemäßigter.

Als die in der Natur gegebene Prototype aller möglichen menschlichen Gestalten unterscheiden wir also eine rein männliche und eine rein weibliche Gestalt. Alle andern Gestalten sind nur Abweichungen von diesen Urgestalten. Es sind aber in Bezug auf das Geschlecht nur folgende Abweichungen möglich:

a) Beeinträchtigung des Geschlechts:

1) Die Idealisirung der männlichen und weiblichen Gestalt zur schönen Menschengestalt überhaupt, in der die allgemeine menschliche Schönheit über die Geschlechtsschönheit vorherrscht, jedoch ohne auf eine unnatürliche Weise den Geschlechtsunterschied aufzuheben.

2) Die falsche, nur sogenannte Idealisirung, welche auf unnatürliche Weise den Geschlechtsunterschied wegfallen läßt, um geschlechtslose Engel zu bilden.

3) Die Karrikirung, welche die Menschengestalt auf eine Weise verzerrt, daß der Geschlechtsunterschied wegfällt.

b) Die Uebertreibung des Geschlechts, die übertriebene herculische oder priapische Männlichkeit und bacchantische Weiblichkeit, wenn an der ganzen Gestalt vorzugsweise nur der Geschlechtscharakter und zwar in unnatürlichem Uebermaße sich ausprägt.

c) Die Vermischung der Geschlechter, und zwar:

1) Die idealisirte, aber immer noch natürliche Weiblichkeit eines Bacchus oder die Männlichkeit einer Pallas.

2) Die Karrikirung der männlichen Natur ins Weibische und der weiblichen ins Männische.

3) Die unnatürliche hermaphroditische Bildung.

Dann kommen die Unterschiede des Alters und der Constitution (so weit diese letztere, Höhe, Dicke, Stärke, Beweglichkeit nicht schon mit dem Geschlecht und Alter natürlich zusammenhängt) in Betrachtung.

Die mit dem Alter sich ändernden Bildungen sind, wie die bleibenden, nur als Abweichungen von dem Einen männlichen oder weiblichen Ideale zu betrachten. Dieß schließt zwar die Annahme eines gleichsam untergeordneten Ideals für jede Altersstufe in jedem Geschlechte keineswegs aus; es leuchtet aber ein, daß das Ideal eines Kindes oder Greises dem Ideale des mittleren Lebensalters untergeordnet werden muß, daß demzufolge das Eine und höchste Ideal, von dem alle andern Bildungen erst abgeleitet werden müssen, nur in der Blüthe des Lebens, in der Mitte zwischen Jüngling und Mann, Jungfrau und Frau gedacht wer-

den kann. Dieſes Alter iſt das eigentlich ideale Alter. fällt genau in die Mitte zwiſchen die Kindheit und das Greiſenalter, und iſt von allen Mißbildungen des zu zarten oder zu hohen Alters gleichweit entfernt.

Wie aber das Ideal die wechſelnden Altersſtufen in der mittlern neutraliſirt und ausgleicht, ſo gleicht es auch alle bleibenden Körperverſchiedenheiten in einer mittlern aus, neutraliſirt alle Extreme, iſt von jeder beſondern Abweichung gleich weit entfernt.

Dieß ſuchten die griechiſchen Plaſtiker in den Idealen des Apoll und der Venus darzuſtellen. Apoll ſteht genau in der ſchönen Mitte des Lebens, zwiſchen dem blühenden Jüngling und dem reifen Manne, weder ganz das Eine, noch ganz das Andere. Ebenſo ſteht er in der ſchönen Mitte zwiſchen allen möglichen Beſonderheiten männlicher Körper, zwiſchen der Kraft des Mars, der Weichheit des Bacchus, und der gewandten Flüchtigkeit des Mercur. Eben ſo zweifelhaft ſteht Venus zwiſchen der Jungfrau und Mutter, und zwiſchen der majeſtätiſchen Pallas, der üppigen Ceres und der ſpröden Diana. Vielleicht ſind alle Bildungen des Apoll und der Venus noch mehr oder weniger dem einen oder andern der genannten andern Geſtalten verwandt; unſtreitig aber liegt ihnen allen die Idee einer reinen mittleren und indifferenten Körperbildung zu Grunde, und immerhin dürfen wir die beiden plaſtiſchen Ideale mit dem Namen Apoll und Venus bezeichnen.

Das Criterium dieſer Ideale wird immer ihre Allgemeinheit, ihr Gegenſatz gegen jede Beſonderheit bleiben. Ein Körper kommt dem Ideal in dem Maße näher, in welchem er keine Beſonderheit, keine einzelne

charakteristische Eigenthümlichkeit zeigt, der auf der andern Seite eine entgegengesetzte gegenüber gestellt werden muß. Ist der Körper z. B. zu groß, so denken wir gleich auch an einen zu kleinen; ist er zu mager, an einen zu dicken; ist er zu stark, an einen zu schwachen u. s. f. Ich glaube, daß jedem Menschen ein gewisser ästhetischer Instinct angeboren ist, wenn er auch nur selten zur Entwicklung gelangt, vermöge dessen er bei jeder gegebenen Gestalt sogleich erkennen kann, inwiefern sie das Maaß des Ideals überschreitet, wo es ihr fehlt, oder wo sie zu viel hat. Wenn ich eine Gestalt sehe, zu der ich mir gleich den nothwendigen Gegensatz derselben hinzudenken muß, so ist sie gewiß nicht ideal. Bei der Stumpfnase muß ich an die Habichtsnase denken, nur die gerade griechische Nase hat entweder keinen Gegensatz, oder alles ist ihr Gegensatz. — So leicht dieß aber auch in der Theorie sich aussprechen läßt, so wahr es auch ist, und so wenig ich sogar zweifeln möchte, daß die meisten Menschen fähig sind, ihr ästhetisches Urtheil darnach zu richten, so hebt dieß alles noch nicht die unendliche Schwierigkeit auf, das Ideal darzustellen.

Die Gestalten, die dem Ideal am nächsten stehen, unterscheiden sich theils durch das Alter, theils durch die bleibende Abweichung der Form. Das plastische Ideal des Knabenalters dürfen wir mit dem Amor, das des Jünglingsalters mit dem Ganymed, das des reifen Mannesalters mit dem Jupiter, das des Greisenalters mit dem Saturn bezeichnen, und dieser männlichen Reihe entspricht auch eine weibliche in der Psyche, Hebe, Juno und Rhea. Außerdem steht dem Apoll zunächst Bac-

chus, Mars und Mercur, der Venus aber Ceres, Pallas und Diana. Bacchus und Ceres ſchweifen ins Ueppige, Mars und Pallas ins Starke, Mercur und Diana ins Leichte aus, und dieß ſind die Hauptrichtungen, in welche alle übrigen Geſtalten mehr oder weniger abweichen. Wir ordnen alſo jedem der beiden Ideale ſieben männliche und ſieben weibliche Urgeſtalten unter:

Apoll:

Amor, Ganymed, Mercur, Mars, Bacchus, Jupiter, Saturn.

Venus:

Pſyche, Hebe, Diana, Pallas, Ceres, Juno, Rhea.

Alle möglichen ſchönen, dem Ideal ſich nähernden, Geſtalten fallen zwiſchen dieſe Urgeſtalten, und ſind entweder mehr der einen, oder der andern, oder zweien zugleich verwandt. So müſſen wir z. B. den Odyſſeus zwiſchen Jupiter und Mercur, die Penelope zwiſchen Ceres und Pallas, den Achilles zwiſchen Mars und Apollo, den Antinous zwiſchen Bacchus und Apollo ſtellen u. ſ. f. Die Geſtalten aber, die ſchon ſtark vom Ideal abweichen, wie Hercules, die Faunen, Fechter ꝛc., laſſen ſich doch immer durch Mittelglieder auf eine oder die andere jener Urgeſtalten zurückführen, die Helden auf Mars, die Herrſchergeſtalten auf Jupiter, die weichlichen und üppigen Männer auf Bacchus ꝛc., die heroiſchen Frauen auf Juno und Pallas, die mütterlichen auf Ceres, die nymphenhaften auf Hebe und Diana ꝛc.

Nur um des Contraſtes willen ſey es mir erlaubt, noch einige Worte über die von der bisher beſprochenen Körperſchönheit gänzlich verſchiedenen Schönheit

des geiſtigen Ausdrucks im Körper hinzuzufügen.

Die phyſiognomiſchen Ideale ſind bei weitem ſchwieriger zu bezeichnen, als die plaſtiſchen. Die Körperwelt läßt ſich leichter überſehen, als die Welt der Seele. Tritt wohl je die ganze Seele in den Körper über? Bleibt nicht immer ſo vieles in ihrem unſichtbaren Reiche zurück? Iſt der Ausdruck der Seele je zu erſchöpfen?

Die Hauptunterſchiede der plaſtiſchen Geſtalten, das Alter, die Kraft, Weichheit und Gewandtheit, können in Bezug auf den Seelenausdruck nicht mehr gelten. Hier liegen die Unterſchiede nur in der Seele ſelbſt, und ſind theils bleibende, theils wechſelnde. Bleibend iſt der Ausdruck des Gemüths und des Verſtandes, wechſelnd der Ausdruck der Freude oder des Leidens. Beim Ausdrucke des Gemüths liegt das Schöne immer in der Güte und Liebe, beim Ausdrucke des Verſtandes liegt er immer in der Weisheit und Vernunft. Der Ausdruck des Böſen und des Haſſes, ſo wie des Einfältigen und Unvernünftigen iſt an ſich immer häßlich. Gibt es auch ſchöne Teufel, auch eine liebenswürdige Dummheit, ſo liegt hier der Reiz keineswegs in dem Seelenausdrucke, ſondern nur in der Körperſchönheit, die mit dieſem Ausdrucke contraſtirt.

Suchen wir nun ein Ideal des Seelenausdrucks, ſo werden wir es nur da finden, wo die höchſte Liebe und die höchſte Weisheit vereinigt ſind. Die Maler haben dieſes Ideal in Chriſtus und der Madonna zu erreichen geſucht, und ſollten ſie ſich demſelben auch immer nur mehr oder weniger genähert haben, ſo dürfen wir doch für die Ideale des Seelenausdrucks eben ſo beſtimmt

die Namen Chriſtus und Maria gebrauchen, als die Namen Apollo und Venus für die Ideale der reinen Körperſchönheit.

Das Criterium dieſer phyſiognomiſchen Ideale liegt darin, daß ſie nach keiner Seite hin weder zu ſehr in den gemüthlichen, noch zu ſehr in den verſtändigen Ausdruck fallen dürfen. In Chriſtus darf weder die Liebe noch die Weisheit, in Maria weder die zärtliche Mutter noch die Göttin vorherrſchen.

An dieſe Ideale reihen ſich zunächſt auf zwei Seiten die Geſtalten an, in welchen entweder der Geiſt, das Prophetiſche, der durchdringende Blick des Verſtandes, die überredende Kraft der Lehre vorwaltet, oder das Gemüth, die Innigkeit des Herzens, die Andacht, Ehre und Zärtlichkeit. Je weniger der Ausdruck des einen oder andern in einem Geſicht zu finden iſt, deſto weniger iſt es in phyſiognomiſcher Beziehung ideal. Dem Ideale gerade entgegengeſetzt iſt aber jeder Ausdruck von geiſtiger Dummheit oder böſartiger Neigung des Herzens. Dieſer Ausdruck iſt immer entweder lächerlich oder ſchrecklich, und ſeine Extreme ſind die phyſiognomiſchen Carricaturen.

Der wechſelnde Ausdruck von Freude und Leid iſt bei jeder Phyſiognomie denkbar, und als eine bloß begleitende Erſcheinung vom bleibenden Ausdruck abhängig, ſchön beim Ideal, häßlich bei der Carricatur. Nur inſofern ein Uebermaß des frohen oder ſchmerzlichen Ausdrucks immer Schwäche des Geiſtes und Herzens verräth, kann es beim Ideal niemals ſtattfinden. Weisheit muß die Freude, Liebe muß den Schmerz beherrſchen.

Die verwickeltſte Mannichfaltigkeit von Bildungen

entſteht aus der contraſtirenden Verbindung des Plaſtiſchen mit dem Phyſiognomiſchen, aus der Verbindung ſchöner Körper mit häßlichem Seelenausdruck und häßlicher Körper mit ſchönem Seelenausdrucke. Die Natur befolgt hier kein beſtimmtes, uns erkennbares Geſetz, und die Kunſt kann ſich dieſer Freiheit willkürlich zu ihren verſchiedenen Zwecken bedienen, uns bald einen ſchönen Don Juan, bald einen häßlichen Sokrates darſtellen, ohne daß in ſolchen Contraſten etwas Unwahrſcheinliches läge. Dieſe Willkür bei Geſtalten, die vom Ideal abweichen, hebt aber keineswegs die ſtrenge Nothwendigkeit des Zuſammenfallens von körperlicher und Seelenſchönheit beim Ideale ſelbſt auf. Wir können uns kein plaſtiſches Ideal denken, das dem phyſiognomiſchen völlig widerſpräche, und umgekehrt. Apollo und Venus dürfen eben ſo wenig einen einfältigen oder bösartigen Ausdruck haben, als Chriſtus und Maria einen mißgebildeten Körper. So ſehr auch dort nur der Körper, hier nur die Seele vorherrſcht, dürfen doch beide ihren Vorzug nicht in der Verhäßlichung ihres Gegenſatzes ſuchen.

Daſſelbe Geſetz wiederholt ſich ſogar in den Carricaturen. Auch hier fällt, wie beim Ideal der häßliche Ausdruck mit dem häßlichen Körper zuſammen. Nur in den Mittelbildungen kann Form und Ausdruck ſich widerſprechen. In den Carricaturen aber erſcheint die Verzerrung des Körpers auch immer als eine des Ausdrucks, und umgekehrt. Jede Mißgeſtalt nimmt einen thieriſchen oder teufliſchen Ausdruck an, jeder äußerſte Ausdruck des Schrecklichen oder Lächerlichen in der Seele nimmt auch eine körperliche Mißgeſtalt an. Daher lau-

fen die plaſtiſchen und phyſiognomiſchen Carricaturen immer zuſammen, und bilden gemeinſam das hölliſche Reich, welches Furcht und Schrecken oder der Humor der Künſtler mit zahlloſen thierähnlichen Fratzen bevölkert hat.

Dieß führt mich ſchließlich dahin zurück, von wo ich ausging. Wie es nichts Schöneres in der Natur gibt, als den Menſchen, ſo auch nichts Häßlicheres. Die uns zunächſt ſtehenden niederen Geſchöpfe, die Thiere, ſind in jeder Hinſicht um ſo viel unvollkommener als wir, daß ſie uns nicht an Schönheit, ja nicht einmal an Häßlichkeit gleichkommen. Wir können auch die häßlichſten Thiere noch häßlicher machen, wenn wir ihnen einen menſchlichen Ausdruck geben, und indem wir dieß wirklich in der Darſtellung hölliſcher Geburten thun, liegt das Häßliche weit weniger in der vom Amphibium, vom Wurm und Käfer, von den Nachtvögeln und reißenden Thieren geborgten Geſtalt, als in dem menſchlichen Ausdrucke, den wir erſt in dieſelbe hineinlegen. Ein Thier ſcheint uns nicht eher lächerlich oder erſchreckt uns, bis wir in ſeiner Geſtalt etwas dem Menſchen Aehnliches finden, und kein Thier in der Welt kann je ſo viel Abſcheulichkeit zugleich ausdrücken, als der Menſch.

Sechszehntes Capitel.

Malerei — die römischen Galerien — Raphael — Michel Angelo — Tizian — Guido Reni — die unruhigen Bilder — Sodoma — Thorwaldsens Galerie von Bildern aus der neuesten Zeit — Fortunata.

Obgleich Italien unstreitig mehr und schönere Gemälde hat als irgend ein anderes Land, so besitzt es doch diese nicht so ausschließlich, wie die Antiken, und überrascht uns nicht so sehr durch seine Oelgemälde, als durch seine Marmorstatuen.

Außer der kleinen, aber auserlesenen Galerie und den großen Raphaelischen Fresken und Tapeten im Vatican und den vielen Bildern im Capitol gibt es noch eine Menge Privatgalerien in Rom, unter denen die der Paläste Borghese, Doria, Scarra, Barberini, Colonna, Ruspiglioſi, Corsini, Farnese und Farnesina, Spada ꝛc. vorzüglich berühmt sind. Eine der größten Sammlungen hat der Cardinal Fesch veranstaltet; diese besteht aber ausnahmsweise aus fast lauter Niederländern, französischem Raube. Der neue Fürst Torlonia hat unter anderm Ameublement auch kostbare Bilder. Die gewählteste Sammlung von Bildern neuester Zeit besitzt Thorwaldsen.

Raphael erscheint als der letzte unter den vier Erzengeln, der beim römischen Stuhl ausgehalten hat.

Raphael ist vielleicht mehr, als man weiß, der Schutzengel Roms. Man fühlt dieß, daher hält man ihn sehr heilig. Seine nur zu lange mißhandelten Logen im Vatican hat man endlich durch Einsetzung von Fenstern vor dem Regen gesichert. Sein vor kurzem im Pantheon gefundenes Grab ist von der Regierung so sehr respectirt worden, daß man nicht einmal den ausländischen Künstlern erlauben wollte, die Scene der Graböffnung zu zeichnen, sondern dieses Geschäft ausdrücklich einem Römer auftrug. Der feurige Vernet rächte sich dafür, indem er die Scene am andern Tag aus dem Gedächtniß weit besser als der Römer malte. Bei dieser Gelegenheit wurden auch die Systeme der Phrenologen zu Schanden, die bisher einstimmig aus dem Schädel, den man für den ächten Raphaelskopf gehalten hatte, allerlei Unsinn abstrahirt hatten. Nichts ist komischer, als die Verlegenheit des englischen Phrenologen Georg Combe, der in jenem Schädel das Organ des Mordsinns ganz besonders stark entwickelt fand und sich nun abängstigte, es mit dem übrigen sanften Wesen Raphaels zu vereinbaren.

Man lernt Raphaels Pinsel in Rom sehr genau kennen. Man sieht, wie er in der Schule des Meisters, der unter allen Frommen den meisten Sinn für Schönheit, unter allen Malern den meisten Sinn für Frömmigkeit hatte, des nie genug zu liebenden Perugino, die Weihe empfing. Man sieht, wie ihn ein überwiegender Schönheitssinn, aus der strengen Kirche in die ungebundene Weltlichkeit, aus dem christlichen Tiefsinn in die heitere Heidenschaft hinüberzog, ohne daß er darum selbst verwildert wäre, ohne daß er aufgehört hätte, in kindlicher Andacht der Kirche zu dienen. Man sieht, welchen gro-

ſen Eindruck die Bekanntſchaft mit der Antike und mit den Fresken des Hadrian (denen in Pompeji und Herculanum gleich) auf ihn gemacht hat. Seine Logen ſind der Beweis. Hier ſehen wir ihn ſchwelgen in dem Genuß, die in alter Treue feſtgehaltenen Bilder des Chriſtenthums mit der abenteuerlichen, wunderreichen Beute des heidniſchen Alterthums auszuſchmücken. Die Mitte nehmen ſtets altbibliſche Vorſtellungen ein, der Rahmen aber und die äußern Verzierungen ſind die Arabesken und zierlichen Spielereien des Heidenthums. Dann ſieht man, wie die hier getrennt neben einander ſtehenden Elemente ſich in ſeinem Geiſt allmählich verſchmolzen haben. Das Heidniſche iſt nicht mehr die äußere ſchmückende Hülle und Schale des Chriſtlichen, ſondern es tritt in das Chriſtliche, und dieſes in jenes hinein. Raphaels Compoſition, ſeine Geſtalten und Gruppen, ſeine Bewegung und ſein Ausdruck wird auf heidniſche Weiſe freier, und zugleich wird alles wahrer, natürlicher, ſinnlicher in ſeinen Bildern; aber der chriſtliche Geiſt wohnt dennoch in ihnen, ja tritt noch majeſtätiſcher in dieſer freien Bewegung hervor. Nach ihm überwog das heidniſche Element; das freie, ſinnliche, weltliche, und das altkirchliche trat zurück, das vor ihm überwogen hatte.

Von dieſer ältern Malerei findet man verhältnißmäßig nicht viel in Rom. Erſt in Florenz und auf dem Wege dahin lernt man die alten Italiener kennen; Rom iſt ganz angefüllt mit Bildern aus der ſpätern Zeit nach Raphael; und dieſer moderne Charakter herrſcht in der Malerei daſelbſt nicht weniger wie in der Baukunſt vor. Die Peruginos ſind ſelten. Ich erinnere mich eines ſchönen Sebaſtian von dieſem Meiſter im Palaſt Scarra.

Häufiger kommen Bilder des frommen Francesco Francia vor, dessen strenge und keusche Madonnen gleichwohl die lieblichste Anmuth auszeichnet. Wenn Raphael in den Formen ein Schüler Perugino's ist, so scheint er in den Farben zugleich den alten Francia beachtet zu haben.

Leonardo da Vinci bildet, wie Raphael, einen Uebergang von der ältern zur neuern Malerei, stand aber nicht auf der idealen Höhe Raphaels, sondern zwischen diesem und dem deutschen Albrecht Dürer. In Rom sieht man von diesem merkwürdigen Maler nur einige schöne Bilder, hauptsächlich „Stolz und Bescheidenheit" im Palast Scarra, und die Johanna von Neapel im Palast Doria.

Auch von Correggio ist nicht viel in Rom, außer der Danae im Palast Borghese, bei der ein großer sehr schöner Amor steht, der sie selbst an Anmuth übertrifft. Das Weiche der Formen und das zwar wunderschöne, doch zu sehr vorherrschende Colorit bei diesem Maler bezeichnet schon den Untergang der Heiligen, das Vorherrschen der weltlichen Kunst.

Michel Angelo, dessen Pinsel die Sixtinische Capelle mit Gestalten von ungeheurer Kraft und noch tieferm geistigen Ausdruck erfüllt hat, ist mit seinem Extrem der Stärke ebenfalls schon ganz in die Modernität eingetreten, und der Vorläufer von Rubens, der Begründer einer Kunst, in der nur das Große und Gewaltige, aber nicht mehr das Schöne gilt; so wie bei Correggio nur noch das Zarte und Weiche, aber auch nicht mehr das Schöne vorwaltet. Das Schöne zertheilte sich nach Raphael in seine beiden untergeordneten Bestandtheile, das Erhabene und Reizende.

Einige Maler schienen zu fühlen, daß dieß auf immer weitere Abwege führen müsse. Sie suchten das Schöne zu retten; aber auch sie waren unwillkürlich und und unbewußt in dem großen Gegensatz ihrer Zeit befangen. Der Eine konnte das Schöne nur rein sinnlich, der Andere nur rein geistig auffassen, nicht mehr beides vereinigt, wie Raphael.

Tizian hat das Höchste erreicht, was die Malerei im Ausdruck sinnlicher Schönheit vermag. Die Malerei kann freilich nicht alles auffassen. Sie überläßt die höchste Vollendung der Form dem Bildhauer und hält sich an die Farbe; aber so gewiß wir in den Antiken die schönste Form sehen, so gewiß auch auf den Bildern Tizians die höchste Schönheit des Fleisches, das ganze warme Leben eines gesunden Körpers, wie es nur in Farben ausgedrückt werden kann. Von geistigem Ausdrucke ist dabei nicht die Rede, ja Tizian hat sich versündigt, indem er Bilder, welche die höchste Keuschheit verlangen, gleichwohl so wollüstig als möglich und nur sinnliche Schönheit malte, wo er nothwendig hätte geistige malen sollen. Seine schönsten Stücke sind in Florenz, doch ist auch Rom reich an sehr schönen Tizians. Im Palast Doria sieht man seine Frau, Isaaks Opfer, eine Magdalena; im Palast Borgheſe den Amor, der zwischen zwei allegorischen Figuren Blumen aus einem Grabe pflückt, und die Venus, welche dem Amor die Augen verbindet — beides vorzügliche Bilder.

Guido Reni suchte die Schönheit umgekehrt in dem möglichst rein geistigen, unsinnlichen, ich möchte sagen Engelsausdruck. Man zweifelt daher bei mehrern seiner Köpfe, ob sie Jünglingen oder Mädchen angehö-

ren.

ren. Dieser Mangel an Bestimmtheit ist ein Fehler, der sich durch keinen andern Vorzug ersetzen läßt. Er ist aber merkwürdig, weil er genau der nämliche ist, an dem die moderne Poesie kränkelt. Das weiche Idealisiren, die unbestimmten Engel, sentimentale Romanheldinnen voll allgemeiner Tugenden ohne irgend eine scharfe Eigenthümlichkeit, charakterlose Liebenswürdigkeiten sind gäng und gäbe in der schönen Literatur, wie in den Bildern Guido Reni's. Ich erwähne hier nur diejenigen, die mir am besten gefallen haben und am merkwürdigsten erschienen sind. Dieß ist die Judith im Palast Doria. Er hat sie nicht weich und melancholisch gemalt, wie es viele Andere gethan haben, und wie man es gerade von Guido Reni am meisten erwarten würde, sondern trotzig, triumphirend, den Arm in die Seite gestemmt und sogar mit etwas gemeinem Ausdruck. Das andere Bild ist wegen seiner Schönheit zu bemerken. Es ist die Herodias im Palast Corsini. Zwar ist hier der Ausdruck gewiß verfehlt. Das Mädchen, welches den Kopf des Johannes in der Schüssel trägt, muß irgend einen leidenschaftlichen oder brutalen Ausdruck haben; hier macht sie dagegen ganz die unbefangene und heitere Miene, wie wenn sie eine Speise auftrüge. Aber abgesehen von dem blutigen Kopf in der Schüssel ist der Kopf des Mädchens an sich unendlich reizend. Es ist auch kein Mädchen mehr, sondern eine junge Frau, weich, zärtlich in den ersten Tagen der Flitterwochen. Ihr weißer Turban, ihre Ohrenringe stehen ihr ganz so, wie wenn sie in einem weißen Häubchen und im Negligée in unschuldiger Zärtlichkeit vor uns stünde, und über die Süßigkeit ihres Blickes geht nichts.

Auf die Gefahr hin, für sehr geschmacklos zu gelten, muß ich bekennen, daß ich an den unruhigen Bildern, an den künstlichen Compositionen, Verkürzungen, verworrenen Bewegungen, gesuchten Affecten, studirten Leidenschaften und coquetten Schwärmereien der Dominichino, Caracci ꝛc. niemals Gefallen gefunden und mich deßfalls auch in Rom nicht bekehrt habe. Gerade diese Gemälde sind die zahlreichsten, man sieht sie in allen Kirchen; ihr falscher Geschmack geht mit dem der römischen Baukunst immer Hand in Hand. Ist auch Einzelnes oft meisterhaft gemalt, bleiben wir mit Entzücken vor einem Bilde, oder auch nur vor einer Figur, vor einem Kopf stehen, so macht doch der unruhige Geist dieser Malerei im Ganzen, besonders in den Kirchen einen fatalen Eindruck, ungefähr wie wenn wir in den heiligen Hallen einer Kirche wilden Lärm hörten oder Tanz und Schlachten aufführen sähen. Da sieht man Bilder, auf denen zwanzig Engel und Heilige nach allen Seiten hin ihre massiven Beine ausstrecken und in den unnatürlichsten Stellungen auf- und durcheinander stürzen. Da wallen und fliegen die Gewänder, wie wenn der Sturm sie jagte. Am widerlichsten ist aber überall die coquette und wollüstige Andacht. Die Marien und andere Heilige legen sich zurück, breiten die Arme aus oder sinken in Ohnmacht hin mit einem Ausdruck bacchantischer Trunkenheit, und mit wenigen Veränderungen könnte man aus ihnen eine Danaë oder Leda machen. Dazu kommen die ekelhaften Marter- und Hinrichtungsscenen, wie denn Wollust und Grausamkeit überall, also auch in dieser unruhigen römischen Malerei unzertrennlich sind. Auch hierin ist die Malerei der Belletristik voran-

gegangen. Jenen unruhigen Bildern entspricht die neueste Romantik.

Wenn ich inzwischen das, was mir von den spätern Malern besonders gefallen hat, hier anzeichnen sollte, würde ich nicht so bald fertig werden. Ich erwähne nur Einiges, wie ich es gerade im Gedächtniß behalten habe, und weniger Bekanntes, um Andere darauf aufmerksam zu machen. Die Magdalena von Murillo im Palast Doria, die ganz Schmerz und Gewissensangst ist und die so reizend wäre, wenn sie lachte, Ribera's Hagar in demselben Palast, die Verkündigung Mariä und die Madonna unter den Kindern von Carlo Maratti im Palast Corsini sind einige von den Bildern, die uns etwas von Schönheit ahnen lassen.

An Sassa Ferrato bemerkt man fast durchgängig ein Streben nach Schönheit, nach dem edelsten Gesichtsausdruck. Oft läßt er uns kalt, zuweilen aber ergreift er uns durch wirkliche Schönheit. Sein Hauptbild in Rom sind die vier Lebensalter im Palast Borghese. Ein Greis und drei liebliche schlafende Kinder sind im Hintergrunde, im Vordergrunde aber erscheint ein liebendes Paar in der schönsten Jugendblüthe.

Wenig bekannt ist Ant. Razzi, zubenannt Sodoma, weil ihn seine Feinde und Neider eines schändlichen Lasters beschuldigten. Sein großes Frescobild, die Hochzeit Alexanders und der Roxane, in der Farnesina, fängt erst jetzt an, wieder zahlreiche Bewunderer zu finden. Von demselben Meister soll viel Schönes in Siena seyn.

Thorwaldsen hat sich eine Galerie von Bildern lebender Künstler angelegt, um namentlich die Jüngern

aufzumuntern und zu zeigen, was die Neuern überhaupt vermögen. Weil die größten neuen Meister seine Freunde sind und weil er durch Fingerzeige und freundliche Leitung auch das Genie der minder berühmten auf die richtige Bahn zu lenken versteht, so sind diese ihm gewidmeten oder von ihm bestellten Bilder durchgängig con amore gemalt. Daß auch hier die Genrebilder vorherrschen, muß in Rom überraschen. In Paris wäre es natürlich. Aber es beweist, wie tief die Genremalerei in der Zeit Wurzel geschlagen hat, und wie nothwendig es ist, sie zu veredeln, und nicht, sie zu verachten.

Es sey mir erlaubt, einiger jüngern Künstler zu gedenken, deren Bilder ich hier fand, die sich schon einen bedeutenden Ruf erworben haben und deren persönliche Bekanntschaft mir in Rom so erfreulich war. Sie sind Hr. Gegenbauer, der überall zarte Anmuth und Schönheit in Madonnenbildern, Aphroditen ꝛc. ausdrückt; dessen damaliger Nachbar, Hr. Meyer, der in geistreichen Genrebildern die heitere Lebenswahrheit auffaßt; Hr. Natorp, der in größern historischen Compositionen das ganze Feuer seiner reinen, reichen und kräftigen Phantasie walten läßt, das er ohne Zweifel künftig immer mehr durch Anmuth mildern wird; Hr. Nerli, der schöne, kraftvolle Mann, dessen italienische Landschaftsgemälde die Erwartungen rechtfertigen, die Hr. von Rumohr von ihm hegte.

Auffallend war mir, daß die neuern Künstler im Ganzen, — denn es gibt sehr ehrenvolle Ausnahmen (z. B. in München Heinrich Heß) — mehr nach dem Bedeutenden, Interessanten, Pikanten oder nach dem Wahren, Gefälligen, Lieblichen tendiren, als nach den

Idealen einfacher Schönheit. Die rechte Wiedergeburt der Kunst scheint mir erst dann vollendet zu seyn, wenn die Schönheit wieder ins Leben tritt, wie es einst durch Raphael geschah.

Gewissermaßen fehlt unserer Zeit überhaupt der Sinn für Schönheit. Würden wir uns sonst solchen abgeschmackten Moden hingeben? Würden wir sonst so langweilige Gesellschaften haben, so freudenlose Volksfeste feiern mit militärischen Paraden und Wirthshausjubel ohne eine große religiöse Weihe, ohne Processionen, ohne Spiel und Tanz im Freien, ohne die ganze Entfaltung einer schönen Nationalität in Tracht, Sitte, Geist und Witz?

Aber auch den modernen Malern fehlt der Sinn für Schönheit. Die Heiligenmalerei hat sich davon entfernt, die Genremalerei ist noch nicht dazu gelangt. Die Gesichter werden nur interessant, aber nicht schön gemalt. Man strebt, Ausdruck und Bedeutung hinein zu legen, ohne sich im Geringsten um die eigentliche Schönheit zu bekümmern, die jeder Modification des Ausdrucks zu Grunde liegen soll. Die Heiligen sind nicht schön und andächtig, schön und fromm, sondern bloß andächtig, bloß fromm. Die Helden sind nicht schön und zornig, sondern bloß zornig. Die Propheten sind nicht schön und tiefsinnig, sondern bloß tiefsinnig. Die Landmädchen sind nicht schön und albern, sondern bloß albern; die zärtlichen Schönen nicht schön und verliebt, sondern bloß verliebt. Das Fatalste ist dabei, daß die Sucht, alles interessant zu machen, zu einem ganz falschen Ausdruck geführt hat. Bei den Franzosen äußert sich dieß mehr in den convulsivischen Mienen und Bewegungen der Hauptpersonen, bei den

Deutſchen mehr in der Wichtigthuerei der Nebenperſonen. Auf den neufranzöſiſchen Bildern iſt alles Theatereffect. Auf den neudeutſchen Bildern herrſcht allerdings mehr Ruhe, ja oft eine ſtudirte Ruhe, aber die Prätenſion, die in allen dieſen langweiligen Figuren liegt, iſt faſt noch unerträglicher, als die Affectation der Franzoſen. Ich kann mir die merkwürdige Erſcheinung zuletzt aus nichts Anderm, als aus dem coquetten Serviliſmus des Zeitalters erklären. Auf unzähligen hiſtoriſchen und Genrebildern unſerer neudeutſchen Schulen ſieht man die Nebenperſonen, die ganz beſcheiden und natürlich im Hintergrunde bleiben ſollten, die wichtigſten Mienen annehmen, mit dem geſuchteſten Ausdruck die halbverdrehten Augen zum Himmel aufſchlagen, oder tiefſinnig, wie Propheten, vor ſich hinſtarren, jeder mit dem Anſpruch, eigentlich der erſte zu ſeyn, obgleich er mit der Selbſtgefälligkeit eines Subalternen „voll Pflichtgefühl und beſcheidener Würde" auf ſeinem untergeordneten Poſten ſtehen bleibt. Bedienten gibt man die Miene von Helden und Apoſteln, und den Ausdruck der höchſten Kraft und des tiefſten Geiſtes bringt man da an, wo es ſich bloß um Beiwohnung einer gemeinen Feierlichkeit, eines unbedeutenden Vorgangs handelt. Das Höchſte und Seltenſte des Ausdrucks wird an alle und an die gemeinſten Figuren verſchwendet. Von der Oekonomie des Ausdrucks wiſſen unſere Maler nichts mehr. Während ſie mit einem kleinen gut angebrachten Effect Wunder thun könnten, verſchwenden ſie die Effecte aufs allerunnützeſte. Man ſieht jetzt kein Pferd, keinen Hund mehr auf den hiſtoriſchen Bildern, denen nicht ein geſuchter Ausdruck gegeben würde. Die Roſſe blicken ordentlich fromm drein und

verdrehen die Augen, oder ſie ahmen das „Pflichtgefühl und die beſcheidene Würde" ihrer Reiter nach, und Hunde machen philoſophiſche Mienen.

Das ſchöne Geſchlecht kommt auf dieſen ſervilen Bildern am ſchlechteſten weg. Anſtatt es ſchön zu malen, ſucht man es nur intereſſant zu malen. Daher auch hier nur „Pflichtgefühl und beſcheidene Würde," der Ausdruck von Hofdamen bei einem feſtlichen oder Trauerfall der Gebieterin, vornehmes coquettes Kopfhängen und Mitſchmachten.

Höchſt glücklich iſt daher der Gedanke des Königs von Bayern geweſen, die ſchönſten Töchter ſeines Landes portraitiren zu laſſen. Seitdem die Kunſt ſo ſehr von der Schönheit ſich entfernt hat, wird ſie von der Natur nur allzu ſehr beſchämt, und wenn es keine Raphaels mehr gibt, die in vielen Schönheiten die ihnen allen zu Grunde liegenden Ideen zu finden wiſſen, ſo muß man die einzelnen Schönheiten malen, wie ſie die unerſchöpflich reiche und unermüdlich gütige Natur den Künſtlern zeigt. Es iſt doch eine Schande für die Kunſt, wenn die Mädchen, die in einer Bildergalerie herumgehen, ſchöner ſind, als die auf den Bildern.

Auch in Rom ſtudirt man die Natur. Das geſuchteſte Modell, die berühmteſte Schönheit Roms iſt jetzt eine gewiſſe Fortunata, deren Bild überall wiederkehrt und die ich auch im Original zu ſehen das Glück hatte, da ſie mir gegenüber am Platz Barberini wohnte. Sie hat mir nicht gefallen. Der unveränderliche Charakter ihres Geſichts iſt kalt, viel zu ernſt und unedel, mehr männlich als weiblich, und überdieß hat ſie eine Naſe, die ganz ſo ausſieht, als müßte ſie Tabak ſchnupfen. Ich habe mehrere weit

ſchönere Mädchen in Rom und noch mehr in der Umgegend geſehen.

Bevor ich die Bilder verlaſſe, muß ich doch noch eines merkwürdigen Freskobilds in der vaticaniſchen Bibliothek gedenken. Es ſtellt den h. Cyrillus vor, wie derſelbe einen Philoſophen widerlegt. Er hat ihn nämlich bereits niedergeſtreckt und fährt fort, mit ſeinem ſchweren Biſchofſtab auf ihn hineinzuſchlagen. Darunter ſteht: St. Cyrillus devictum philosophum proterit et conculcat. Eine lobenswürdige Naivetät. Man weiß doch gleich, woran man iſt und hütet ſich, hier im Vatican den Philoſophen ſpielen zu wollen. Aber man kann das Bild nicht ohne Lachen in einer Bibliothek ſehen, und noch dazu in einer der reichſten und berühmteſten der Welt. Da ich nicht Zeit hatte, mich mit den innern Schätzen derſelben genauer bekannt zu machen, und die glänzenden Aeußerlichkeiten derſelben ſchon oft beſchrieben ſind, ſo ſchweige ich davon, und bemerke nur, daß ich daſelbſt unter andern das berühmte Werk des Kaiſers Friedrich II über die Natur und Jagd der Vögel ſah. Es iſt mit einer großen Menge äußerſt fein gemalter Bilder geziert und verdiente wohl, durch Abdrücke vervielfältigt zu werden, da es eine ſo ſchöne und ſeltene Reliquie des liebenswürdigſten von unſern großen alten Kaiſern iſt.

Siebzehntes Capitel.

Die Umgebungen Roms — Schändung der Ruinen — Spaziergang zur Quelle der Egeria — Tivoli — die Villa des Hadrian — die Seen von Albano und Nemi — die Mutter im Walde — der alte Mörder in Aricia.

An die Stadtmauern Roms ſtoßen die Villen Borghese, Albani, Pamfili, Maſſimi, Madama ꝛc., die ich faſt alle beſuchte, und die theils an Kunſtſchätzen reich, theils durch ſchöne Ausſichten berühmt ſind. Ich fuhr auch eine Strecke nordwärts von Rom die Tiber aufwärts zu einem Brunnen, für deſſen Pflege der König von Bayern geſorgt hat; aber hier war die Gegend ſehr kahl und nur der Duft der Fernen merkwürdig. Im Ganzen fehlt es Rom an Vegetation. Die allerdings ſehr ſchön bepflanzten Villen umgürten doch nicht die ganze Stadt und reichen nicht aus, die unendliche Maſſe von Häuſern und Ruinen mit dem erforderlichen Grün ſo zu bekleiden, daß ſie nicht mehr nackt ausſehen. Weit entfernt, daß Roms Cultur allmählich in die große Wüſte, welche die Stadt umgibt, herausgreifen ſollte, dringt im Gegentheile die kahle Wüſte in die Stadt hinein.

Ich will nicht aufs neue die Urſachen unterſuchen, warum die römiſche Campagna wüſt iſt und

bleibt, da sie doch zur Zeit der alten Römer aufs herrlichste angebaut war, und mehrere Millionen Menschen ernährte. Der ganze Fehler liegt bekanntlich im Systeme der Regierung, in der heiligen Faulheit. Der reiche Principe, dem die Wüste gehört, ist zu faul, sie bebauen zu lassen. Der arme Bettler und Räuber ist zu faul, sie zu bebauen. In England, in Irland sieht das Volk scheel zu jedem wüsten Fleck, zu jedem kleinen Park, und bedroht den großen Güterbesitz von Jahr zu Jahr mehr. Auch im alten Rom waren die agrarischen Gesetze ein Haupthebel der Volksbewegungen. Aber die neuen Römer kümmern sich darum gar nicht. Die Regierung erhält vom Volk aus gar keinen Impuls. Wie sollte man darauf kommen, Verbesserungen einzuführen, die niemand verlangt, außer einmal ein Fremder, der die liederliche Wirthschaft mit ansieht.

So lange der Feld- und Gartenbau in der Umgegend Roms nicht Sache des Volks wird, ist natürlich auch an keine vollständige Pflanzenbekleidung der nackten Stadt zu denken. Aber der Ungeschmack hat dafür gesorgt, daß die alten ehrwürdigen Ruinen sogar ihres natürlichen Schmucks, wie ihn die Wüstenvegetation mit sich bringt, beraubt worden sind. Die Wüste erzeugt wenigstens im reichen Maß den schönen grünen Epheu, der sich um die alten Trümmer windet, und hin und wieder einen Baum, der aus ihnen hervorwächst, oder sich traulich an sie lehnt, und Gebüsch, das ihren sonst allzu nackten Fuß bedeckt; kurz, so lange man die Natur sich selbst überließ, waren die Ruinen immer malerisch mit Grün bekleidet. War auch sonst

die ganze Ebene kahl und öde, an und um die Trümmer rankten ſich noch Gewächſe auf, die hier einen Schutz gegen die Winde, Schatten und Feuchtigkeit fanden. So hatten bisher alle Fremden hohen Genuß an der Betrachtung der alten Trümmer Roms. Jetzt iſt es anders geworden. In neueſter Zeit iſt eine architektoniſche Wuth in die Leute gefahren. Sie wollen die Ruinen ganz ſehen. Bisher ſtand der Fuß derſelben unter der Erde. Aus dem ungeheuern Schutte der ſo oft zerſtörten Stadt ragten die alten Tempel und Paläſte, Säulen und Bogen nur noch mit dem obern Theile hervor. Sie waren oft zehn bis zwanzig Fuß tief vergraben. Nun deckte man ſie auf, um ſie ganz kennen zu lernen, und um zugleich durch die Ausgrabung neue Alterthümer zu entdecken.

Geht man jetzt hinter das Capitol, ſo liegt der Gräuel der Verwüſtung offen da. Wo ſonſt die Ruinen des alten Roms maleriſch im Grünen ſtanden, iſt jetzt alles kahl. Sorgfältig hat man jedes grüne Hälmchen ausgerupft, und man erblickt nichts mehr als Steine und Mörtel. Da man nicht den ganzen Boden abtragen konnte, ſo erſcheinen die Ruinen immer noch ſo vertieft, wie vorhin, und ſie werden nur noch mehr entſtellt durch die Gräben, mit denen man ſie umzogen hat, um ihren Fuß zu entblößen. Da blickt man, wie in ein Grab hinüber, um den ſchmutzigen und abgeſtoßenen Sockel einer Säule zu ſehen. Gefunden hat man begreiflicher Weiſe nichts, da dieſes ganze Terrain hinter dem Capitol wegen der ſpäter auf und in die Ruinen hineingebauten Kirchen und Häuſer längſt durchwühlt iſt. Wenn man auf Entdeckungen ausgehen will, muß

man die entfernteren Ruinen unterſuchen, wo nie etwas Neues angebaut worden iſt. Das unterläßt man aber. Die Eitelkeit will ihre Werke hübſch in der Nähe haben.

Wie hinter dem Capitol und dem Coliſeum, ſo wird auch bei der verbrannten Paulskirche gegraben und gemauert. Dieſe wird prachtvoll wieder aufgebaut, und ungeheure Marmorſäulen, von einer ganzen Heerde Büffel zumal gezogen, ſchwanken von Zeit zu Zeit über die Tiberbrücke nach dieſem Lieblingsplatz der neuen päpſtlichen Baumuth, als ob Rom noch nicht Kirchen genug hätte. Hinter dieſen aufgewühlten Stellen, etwas weiter von Rom abwärts, hat die Natur wieder ihre Freiheit, aber es iſt die Natur der Wüſte. Am Circus Maximus, an den Bädern des Caracalla erblickt man noch maleriſche Hütten mit Weinlaub und Gärten; aber der große Circus des Caracalla iſt ſchon ein Beſtandtheil der kahlen Haide, durch welche die alte Via Appia und die neue Straße nach Albano, die alte Waſſerleitung und die neue in einer parallelen Linie und nahe bei einander die Richtung nach dem Gebirge nehmen. Die Waſſerleitungen ſind ungemein maleriſch. An der Via Appia ſtehen zahlloſe Ueberreſte alter Gräber, aber bloß noch rohe Maſſen. Eine Ruine ſah ich ſo ganz mit Epheu überkleidet, daß ſie einem Baum glich. Von Kunſt iſt nichts mehr übrig, nur der Ort iſt claſſiſch. An dem berühmten Grabe der Scipionen iſt ganz und gar nichts Merkwürdiges zu ſehen. Auch das weltberühmte Grab der Cäcilia Metella zeichnet ſich nur dadurch aus, daß es mit den Ruinen eines mittelalterlichen Schloſſes verbunden auf

einer kleinen Anhöhe liegt, und eine ſehr ſchöne Ausſicht hat. An der Quelle der Egeria, die aus einem ſchmutzigen Gemäuer hervorquillt, ſtehen noch einige wenige Bäume.

Das Großartige liegt hier lediglich in der Erinnerung und in der Landſchaft. Alle einzelnen Mauerüberreſte zu begaffen, wie die meiſten Fremden pflichtmäßig thun, lohnt nicht der Mühe, und artet bis zur Albernheit aus. Aber wunderbar ergreift der große Blick über die meilenweit zerſtreuten Trümmer zu den ſchönen Bergen hin, beſonders in der Gluth der Abendſonne. Und iſt es denn in Rom nicht immer Sonnenuntergang? —

An einem ſchönen Sonntage vor Oſtern fuhr ich mit Hrn. Reinhart und vielen jüngern Künſtlern nach Tivoli. Reinhart hatte ſeinen groben Jägerkittel an, worin er ſich auf der Jagd und bei maleriſchen Entdeckungsreiſen jeder Witterung ausſetzt. Er verkürzte uns den langen, anfangs einförmigen Weg durch die römiſche Wüſte mit Jägeranekdoten. „Ich ging einmal,“ erzählte er unter andern, „des Morgens mit zwei Freunden von Rom aus auf die Jagd. Kaum waren wir vor dem Thore, ſo ſahen wir einen Capuziner ſtehen, der uns mit verſchmitztem Lachen grüßte und hinzufügte: fate bona caccia (macht eine gute Jagd). Nun bedeutet es aber dem Jäger Unglück, wenn er überhaupt einem Mönch begegnet, und insbeſondere wird der Gruß, fate bona caccia, als eine Verwünſchung angeſehen, und nur der Jägergruß in bocca lupo (dem Wolf in den Rachen) iſt heilbringend. Die Römer glauben aber, man könne den böſen Zau-

ber ganz ſicher entkräften, wenn man dem Geiſtlichen, dem man begegnet, einen kleinen Streich gibt. Als nun mein Jagdgefährte wegen des Capuziners und ſeines Grußes mißmuthig wurde, ſagte ich: laßt mich nur machen! ging zu ihm hin, bat ihn um eine Priſe Tabak, und klopfte ihm, indem ich ihm mit einer vertraulichen Bewegung dankte, derb auf die Kutte. So hatte ich mich von den Folgen des böſen Wunſches befreit, und war ſo glücklich, gerade an dieſem Tag ein äuſſerſt ſeltenes Wieſenhuhn zu ſchieſſen, während meine Gefährten, bei denen die Bezauberung fortwirkte, nicht zum Schuſſe kamen oder beſtändig fehlten."

Indem man ſich dem Gebirge von Tivoli nähert, paſſirt man einen gelben, höchſt übelriechenden Schwefelbach. Gerade am Abhange der Berge liegt die groſſe Villa des Hadrian, unter ſchönen grünen Bäumen ihre zahlloſen Ruinen verbergend. Wir behielten ſie zur Rechten, und ſtiegen den Berg hinauf, auf deſſen Höhe zwiſchen der alten Villa des Mäcen und der neuen Villa d'Eſte das enge Thor von Tivoli uns entgegen gähnte. Das Städtchen iſt alt und ärmlich, die Bevölkerung war, obgleich an einem Sonntag, weniger geputzt und überhaupt weniger ſchön, als es ſonſt das Gebirgsvolk in der Nähe, z. B. in Frascati und Albano iſt. Inzwiſchen fanden wir in dem Gaſthaus am Sibyllentempel eine freundliche Aufnahme, und wurden auch bei der Zeche nicht als Ingleſi, ſondern als Maler tarirt. Hier bekennt man ſich ganz offen zu dieſer Unterſcheidung. Der Wirth ſagte: wenn ich die vielen Künſtler, die hieher kommen, um

die Cascatellen ꝛc. zu malen, übertheuern wollte, so würden sie nicht bei mir einkehren, und wenn ich von den Engländern und andern vornehmen Müssiggängern mich nicht tüchtig bezahlen lassen wollte, so würde ich nicht bestehen können.

Ich halte dieses Wirthshaus für den schönsten Punkt von Tivoli, und die Alten müssen ihn eben so geliebt haben, sonst hätten sie nicht den grazidsesten aller noch erhaltenen Tempel des Alterthums an diese Stelle gebaut. Der Sibyllentempel ist eine einfache kleine Rotunde von schlanken Säulen, aber so geschmackvoll als möglich, und unendlich reizend durch seine Lage am äußersten Abhange gerade über der Grotte des Neptun und gegenüber den schönen Wasserfällen. Aber was die Natur und die alte Kunst schön gemacht haben, das ist durch die moderne Barbarei und Industrie verhäßlicht worden. Die jetzigen Päpste sind gegen die Schönheit, der sie doch sehr viel verdanken, nicht dankbar. Zu dem ehrwürdigen Heiligenschein, der sie noch umgibt, trägt die Kunst und das Alterthum, ja ich möchte sagen, trägt selbst die Naturschönheit in Italien bei; es schmilzt dort alles in einen Zauber des Schönen zusammen, und der Papst sitzt im Widerschein von Gold und Abendröthe der untergegangenen und doch noch glänzenden Schönheitssonne. Aber die Sucht, mit der Zeit zu gehen, die diplomatische Abhängigkeit und die lächerlichen Versuche, mitten in der Faulheit Roms die bureaukratische Thätigkeit des Nordens nachzuahmen, sind im Begriff, jene alte Poesie, die das Papstthum umgibt, ganz zu zerstören. Da wollen die Weltüberwinder, die Herz und

Augen und Hände nur zum Himmel zu richten ſo eifrig waren, plötzlich Phyſiokraten, Induſtrielle, Nützlichkeitsmenſchen werden, und ganz am unrechten Orte. Während ſie die ungeheure Campagna wüſt liegen laſſen, hämmern und bauen ſie in Tivoli, um jeden noch übrigen Naturreiz, jede noch ſchön erhaltene Ruine des Alterthums zu zerſtören. Da haben ſie den prächtigen Waſſerfall gegenüber dem Sibyllentempel geſchändet. Den einen Theil haben ſie in ſteife gerade Mauern eingeſchloſſen und über ein Wehr geleitet, und eine moderne Brücke darüber gebaut, ſo abſcheulich ſteif und geſchmacklos, daß nicht nur der Waſſerfall, ſondern ſogar auch die ganze alte Stadt dadurch ihren pittoresken Eindruck, ihre Romantik verliert. Einen andern Theil wollen ſie noch abgraben, und haben bereits ſeitwärts von dem alten ſchönen, ſenkrecht herabſtürzenden Waſſerfall einen neuen, ſchräg abfließenden angelegt, der jeder Schönheit entbehrt. Bald wird die Grotte des Neptun, die ſich prachtvoll über den Abſturz der Gewäſſer wölbt, trocken liegen.

Der Fels iſt hier durchaus Verſteinerung, allmählich durch das Waſſer angeſetzt. Man ſieht unterhalb des Tempels den Abdruck eines ziemlich großen Wagenrades mitten im Geſtein, von dem es vor uralten Zeiten einmal muß überwachſen worden ſeyn. Noch jetzt ſtürzt ein Theil des Waſſers durch den Berg in die dunkle Grotte des Neptun herab, doch iſt dieſer unterirdiſche Waſſerfall ſehr dünn geworden. Man hat eine Sage von einem Bräutigam, der hier ſeinen Tod fand.

Der Bräut'gam tritt aus ſeiner Thür
Zu Tivoli heraus.
„Eine wilde Taube hol' ich mir
Heut' noch zum Hochzeitsſchmaus.

Dort in dem Felſen iſt das Neſt,
Dort koſen ſie im Nuß',
Dem Tauber geb' ich gleich den Reſt,
Dem Täubchen auch dazu."

Da löſ't ſich unter ihm ein Stein,
Er ſtürzt mit lautem Geſchrei
Tief in den Waſſerfall hinein.
Die Hochzeit iſt vorbei.

Drum, wer da küſſen will die Braut,
Laſſ' in die Täubchen gehn.
Wer ſelber ſich ein Neſt gebaut,
Der laſſ' es andern ſtehn.

Nach Tiſch ritten wir, eine große Cavalcade auf Eſeln, zur Villa des Hadrian. Die uralten, großen, wunderlich verwachſenen Oelbäume, deren ſchwarze Stämme durch das milde Grün des Laubes lebhaft hervortreten, ſind nicht die unbedeutendſte Zier des ſchönen Tivoli. Man ſieht dieſe Gattung von Bäumen hier maleriſcher als irgendwo. Die Gewohnheit, die Stämme künſtlich zu verkrüppeln, und das Holz aus der Rinde zu ſchneiden, damit der Baum durch die Rinde deſto mehr Säfte ziehe, trägt viel zu der größern Mannichfaltigkeit der Baumſtellungen und Gruppirungen bei. Was die Natur ſchon bei der Weide thut, dem hilft man hier durch Kunſt noch mehr nach. Uebrigens iſt der Oelbaum, trotz ſeiner oberflächlichen Aehnlichkeit mit der Weide, doch ſehr von derſelben verſchieden, und

der maleriſche Charakter beider Baumarten iſt keines-wegs derſelbe, wovon man ſich bald überzeugt. Weiden ſind einzeln und am Waſſer ſchöner. Oliven ſind als Wald im Trocknen ſchöner. Der Stamm der Weide hat nie das dunkle Schwarz, das Laub der Weide nie die Blätterfülle des Olivenbaums. Die Weide iſt am Kopfe knorpelig, am Fuße ſchlank; die Olive umgekehrt knorpelig von der Wurzel aus und um ſo ſchlanker, je höher hinauf.

Die Villa des Hadrian war mit grünen Bäumen und grünem Raſen überkleidet, und als die Ruinen hervortraten, waren auch dieſe wieder mit den traubenartigen und purpurfarbenen Blüthen eines wildwachſenden Geſträuchs dicht überwachſen. Hadrian baute ſich dieſe Villa in derſelben Abſicht, wie Ludwig XIV ſein Verſailles. Der Umfang der Villa iſt ungeheuer. Der Kaiſer hatte hier ſeine Kunſtwerke, ſeine Bäder und Gärten, ſeinen Regierungspalaſt und die Caſernen ſeiner Garden. Es war ein ächt-orientaliſches Serail, ins Römiſche überſetzt. Bekanntlich war Hadrian der erſte unter den Kaiſern, der den Orientalismus in Rom einführte, die Götter, die Religionsſyſteme, die Sitten und Künſte Aſiens. Sein Bau muß etwas ſehr Großartiges und geſchmackvoller geweſen ſeyn, als das Schloß in Verſailles. Man erkennt noch an den wenigen äußerſt graciöſen Bogen, die von dem Hauptgebäude übrig ſind, daß daſſelbe pyramidaliſch oder wie eine Brücke von zwei niedern Seiten allmählich zu der höhern Mitte emporgeſtiegen ſeyn muß, indem an die größern Bogen ſeitwärts ſich immer kleinere anfügen. Man ſieht noch die Decken und Niſchen der einzelnen Kammern und

Säle, die von Gold und Marmor mögen geſtrotzt haben. Die Schönheit dieſer Ruinen wird noch um Vieles durch die herrliche Ausſicht erhöht. Wir ſahen die Berge im blauem Duft der Ferne ſo magiſch beleuchtet, daß in der That der Norden nichts Aehnliches von Beleuchtungen aufzuweiſen hat.

Den ſchönen Abend dieſes Tages brachten wir auf der Villa d'Eſte zu. Sie iſt modern, obwohl verroſtet und verwittert. Das ſchöne Schloß wird nicht mehr bewohnt. Alle ſeine Säle ſind leer. Der Garten iſt verwildert. Moos wächſt auf den Treppen, auf denen ich mit meinem Eſel hinaufritt. Die vielen ſchlechten Statuen ſind verwittert, und die Springbrunnen laufen nur noch, weil des Waſſers hier ſo viel iſt. Auf ältern Kupferſtichen dieſer Villa, die ſehr verbreitet ſind, erblickt man eine Menge hohe Pinien, worunter junge niedrige Cypreſſen ſtehen. Jetzt ſind die Pinien alle fort, bis auf eine oder zwei, die Cypreſſen aber ſind herrlich aufgeſchoſſen und beinahe die einzige Zier des ſonſt nur aus Treppen, Statuen, Brunnen und einigen ſteif zugeſchnittenen grünen Mauern in franzöſiſchem Geſchmack beſtehenden Gartens. Aber die Ausſicht von den Altanen des Schloſſes iſt bewundernswürdig. Die ganze Ebene Roms liegt uns hier zu Füßen, und zur Seite das ſchöne Gebirge. Die Sonne ging prachtvoll unter, den Duft der Ferne ſah ich zauberiſcher als jemals. Jetzt kommen nach und nach die ſchönen Villen in und bei Tivoli wieder in die Hände der Mönche. Zwei ſchöne Villen hinter der Villa d'Eſte gehören bereits den Jeſuiten und Capuzinern.

In der Nacht weckte uns ein jäher Gewittersturm. Am Morgen schien aber die Sonne wieder völlig heiter. Wir machten nun einen gemächlichen Spaziergang durch das Thal, welches sich um die Bergstadt Tivoli hinten herumzieht, und in welches ausser den Wasserfällen beim Sibyllentempel noch mehrere andere und sogar noch größere hinabstürzen, denn die Fülle des Wassers, die hier von den Bergen strömt, ist außerordentlich. Man kennt diese berühmten Cascatellen aus Kupferstichen. Das Wasser zertheilt sich in drei Haupterme, von denen jeder wieder in Zweige sich theilt. So entstehen drei besondere Gruppen von Wasserfällen. Die erste um die Grotte des Neptun im hintersten Winkel des Thales, die ich schon beschrieben habe. Die zweite in der Mitte, die sich dadurch auszeichnet, daß vier oder fünf Wasserfälle zumal in ziemlicher Breite neben einander von der Höhe des Berges herabstürzen, in der Mitte durch einen terrassenartigen Absatz des Berges aufgehalten werden, und dann in noch breiterer Ausdehnung vollends ins Thal fallen. Diese Cascatellen, deren silberne Schaumwolken von der Morgensonne herrlich beleuchtet waren, sah ich aufs üppigste mit Grün überkleidet, besonders von einem breitblättrigen Kraut, das beständig von der Bewegung und Erschütterung des Wassersturzes zitterte. Gegenüber liegt die Villa des Varus. Warum blieb dieser Feldherr nicht lieber hier im lachenden Thale, statt sich im Teutoburger Walde von unsern groben Vorfahren todtschlagen zu lassen? Ich sah in dem alten Gemäuer seiner sehr ausgedehnten Villa die größte Eidechse, die mir in Italien vorgekommen ist, durchaus hellgrün, ohne eine Beimischung

von Schwarz. Auch fand ich manche mir fremde Blumen in den Ruinen blühen. Daneben lag die Villa der unglücklichen Königin Zenobia, der man dieſes immer noch ehrenvolle und reizende Aſyl angewieſen hatte, und die in dem Waſſerfalle gegenüber beſtändig ein Bild der Vergänglichkeit ſah.

Einige Schritte vorwärts, und man befindet ſich am Ausgange des Thales bei der dritten Gruppe der Waſſerfälle. Dieſe fallen durch die Villa des Mäcen, unmittelbar aus den hohen Wölbungen derſelben heraus. Aber von all der romantiſchen Schönheit, die man ehemals in dieſen Hallen des Mäcen fand, iſt jetzt nichts mehr zu ſehen. Der Epheu und das wilde Grün, das ſich an die Mauern rankte, iſt weggeputzt, die Mauern ſind zum Theil angeſtrichen, das Waſſer, das wild durch die Ruinen brauſ'te, iſt gefaßt. Neues Gemäuer, Bretterverſchläge, Mühlengeklapper, der ganze Apparat moderner Induſtrie hat den alten Zauber verdrängt.

Wieder einen beſondern Ausflug machte ich nach den Seen von Albano und Nemi. Auch dießmal war Herr Reinhart dabei, und der melancholiſche und doch ſo freundliche und liebenswürdige Pole Glowazki, ein Maler, der uns beſonders dadurch rührte, daß er ſo oft an ſeine entfernte Gattin dachte, deren Schönheit er uns wie ein ächter Pole pries. Ueberall ſind ſie ſich doch gleich, dieſe romantiſchen Seelen, die man ſo ſehr mit Unrecht die Franzoſen des Nordens genannt hat, als ob Franzoſen je ſo ſchön ſchwärmen könnten, wie Polen, und Franzöſinnen, wie Polinnen!

Wir ließen unſere Pferde in Albano und gingen zu

Fuß durchs Gebirge. Zuerſt nach dem Caſtell Gandolfo, wo man eben alle Kanonen löſ'te und (Morgens 9 Uhr) Feuerwerke abbrannte zu Ehren, ich weiß nicht mehr welches Heiligen. Von hier aus ſieht man gerade in den runden See von Albano hinab, der nichts Anderes iſt, als ein alter Krater, reizend von Wald umgeben. Man braucht nur einen kleinen Spaziergang durch den ſchönen großſtämmigen Wald zu machen, ſo iſt man ſchon in Aricio. Auch hier wurde der Heilige verehrt. Das ganze fromme Städtchen, in dem kein Haus iſt, über deſſen Thür nicht geſchrieben ſtände: viva il sangue di Gesu Christo, befand ſich in der Kirche. Wir fanden nur ein altes Mütterchen, das eben auch in die Meſſe gehen wollte, uns aber Brod gab und vor dem Zapfen ſitzen ließ, der uns einen vortrefflichen Wein gab. Von da gingen wir ſogleich wieder in den Wald und lenkten von der großen Hauptſtraße ab nach Nemi. Hier duftete alles von Narciſſen, deren weiße Sterne zu Tauſenden durch den Wald ſchimmerten, denn ſie wachſen hier wild. Auch fingen wir einen ſeltenen Schmetterling.

Bald blickten wir in den runden See von Nemi hinab. Auch er liegt in einem alten Krater. Gegen Norden iſt ſein Rand ſehr hoch, daher die rauhen Winde nicht an die Ufer des Sees gelangen, die ungemein fruchtbar ſind. Leider iſt der alte berühmte Pinienwald ob dem See umgehauen, weil er, wie die Mönche, denen er gehörte, behaupteten, die Luft verdorben habe. Doch ſahen wir am See große uralte Bäume entwurzelt quer über der Straße liegen, und neben und über ihnen rieſenhafte Felſenblöcke, die ſich in der letzten Nacht vom

Berg abgelöſt und mit den Bäumen herabgeſtürzt hatten. Wir wollten durch Nemi nur hindurcheilen, aber aus dem zweiten Stockwerke des anſehnlichſten Hauſes daſelbſt blickten zwei Mädchen ſo freundlich wie die Engel, riefen uns jubelnd zu, ſprangen raſch die Treppe herunter und ließen uns nicht mehr los. Es waren gute alte Bekannte vom Maler Reinhart. Ihr liebliches Geſchwätz, der Reiz ihrer ländlichen Unſchuld und die treuherzige Gaſtfreundſchaft ihrer Mutter hielten uns lange auf. Wir mußten auf demſelben nähern Wege zurückgehen, um uns nicht zu verſpäten.

Wir hatten indeß kaum wieder die Höhe des Berges erreicht, als wir ein junges Bauernweib händeringend und in Thränen fanden, die ihr Jammergeſchrei durch den Wald dringen ließ, um ihr erſt zweijähriges Kind zu ſuchen, das ſich hier verlaufen hatte. Wir halfen ihr lange ſuchen, doch vergebens.

Es war ſchon Abend, als wir wieder in Aricia ankamen. Dießmal kehrten wir bei einem Bauer ein, den Reinhart von früher her kannte, und der ſich ehemals durch die Ermordung vieler Franzoſen berüchtigt gemacht hatte. Er zeigte uns mit einem unnachahmlichen Ausdruck von Heimlichkeit und doch voll Stolz die mörderiſche Flinte. So martialiſch er ausſah, ſo gaſtfrei war ſein Benehmen. Seine auch ſchon alte Hausfrau trug uns mit mütterlicher Zuthulichkeit in der Geſchwindigkeit auf, was das Haus vermochte. Von dieſem Hauſe ſahen wir in das Thal hinab, in welches ſich der Weg, der nach Neapel führt, herunterſenkt. Auch dieſes Thal iſt ein Krater, nur nicht mit

einem See ausgefüllt, wie die Seen von Albano und Nemi. Als die Sonne unterging, nahmen die Wolken ein noch viel schöneres und reineres Blau an, als der Himmel. Es war das reinste Ultramarin der Wolken im Roth der Luft, während man sonst umgekehrt rothe Wolken in der blauen Luft sieht.

Achtzehntes Capitel.

Die Fremden in Rom — Engländer — Cartiſten — Diplomaten — Pilger — Muſik in der Sixtiniſchen Capelle — Oſterfeier — Segen des Papſtes — Beleuchtung der Peterskirche — Girandola.

Die Oſterzeit nahte heran, und Rom füllte ſich mit Fremden. Die groſſe Zahl der Reiſenden iſt in Italien ſo auffallend, wie in der Schweiz, und führt dieſelben Erſcheinungen und Uebel mit ſich. Oft unterſtützt und erfreut ein Reiſender den andern, noch öfter aber genirt einer den andern, was namentlich überall der Fall iſt, wo man mit den ungeſelligen Engländern zuſammentrifft. Die einheimiſche Bevölkerung aber wird durch die Fremden auf der ganzen Route, wo dieſelben gewöhnlich ziehen, verdorben, wie auch in der Schweiz, wie in unſern Bädern, wie überall, wo die eingeborne Armuth auf den vorüberreiſenden Reichthum ſpeculirt.

Die groſſe Maſſe der italieniſchen Reiſenden ſind Engländer. Sie herrſchen ſo ſehr vor, daß man in den Gaſthäuſern engliſch bedient wird, wenn man es ſich nicht ausdrücklich verbittet. Ich habe es niemals überflüſſig gefunden, merken zu laſſen oder beſtimmt zu erklären, daß ich kein Engländer ſey; denn es iſt unglaublich, für wie dumm man die Engländer in Italien hält. Man erlaubt ſich gegen ſie die gröbſten Indis-

cretionen und macht die unverſchämteſten Forderungen. Sollte man die Deutſchen auch nicht für verſtändiger halten, als die Engländer, ſo hält man ſie doch immer für ärmer und macht weniger Anſprüche an ſie. Ich bin mehr als Einmal von dem italieniſchen Geſindel gegen Engländer begünſtigt worden, bloß weil ich kein Engländer war. Ihr Hochmuth, ihre unbillige Knauſerei auf der einen, ihre unſinnige Verſchwendung auf der andern Seite, ihre oft wunderlichen, in einem fremden Land unerhörten Forderungen, und, wie man nicht zweifeln darf, auch ihre mit der italieniſchen ſo ſehr contraſtirende Phyſiognomie, ihre ſteife und eckige Haltung, ihre langen dürren Körper, ihre langen blonden Geſichter, ihre ſehr barocken Reiſecoſtumes und ihre vornehme Unwiſſenheit und Geſchmackloſigkeit, wenn ſie die Kunſtwerke und Alterthümer durchmuſtern, hat ſie in einen übeln Ruf gebracht, der unauslöſchlich ſcheint. Engliſche Carricaturen ſind bei den Italienern ſchon zu ſtehenden Masken geworden. Rom, Neapel, Florenz wimmelt von Engländern, die ſich eine Zeit lang förmlich dort niederlaſſen. Alle See- und Landwege ſind mit Reiſenden ihrer Nation bedeckt. In Livorno haben ſie einen großen und ſchönen Kirchhof. In allen Geſellſchaften, ja ſogar bei den religiöſen Feſten in Rom ſpielen ſie die erſte Rolle.

Ein zweite, in der Maſſe weniger zahlreiche, aber in den Perſönlichkeiten ausgezeichnetere Claſſe von Reiſenden ſind die vornehmen Emigrirten und Exilirten, Exkönige, Exminiſter, Exgenerale, Exfavoriten, Exmaitreſſen, entbehrlich gewordene Diplomaten, geſchiedene Frauen und Strohwittwen, kurz alles, was von

der vornehmen Welt, die ohnehin das Fett der Gesellschaft ist, wieder oben abschaumt, was sich auf irgend eine anständige Art, da es nichts Besseres zu thun hat, die Zeit vertreiben, was ein erträgliches politisches Exil oder wenigstens eine jeweilige Quarantaine aushalten will.

Von den Napoleoniden ist nur noch Napoleons Mutter hier, die in ihrem hohen Alter mit gebrochenem Beine das Haus hütet und von niemand gesehen wird. Ihr Bruder Fesch gehört als Cardinal zu den Einheimischen. Seit Spaniens alte Majestäten gestorben sind, ist aus diesem Reiche nur noch der Friedensfürst hier, der eine prächtige Villa mit der schönsten Aussicht auf das alte Rom besitzt. Nun sind aber neue Exilirte angekommen, Se. Ermajestät von Portugal, Don Miguel I, den ich schon in Deutschland zu sehen das Glück gehabt, der aber hier ein ziemlich zurückgezogenes Leben führte; desgleichen die Marschälle Bourmont und Marmont. Der letztere war eben aus Aegypten zurückgekommen, und es war Stadtgespräch in Rom, daß er wie ein Pascha mit von dort mitgenommenen jungen schwarzen Sklaven angekommen sey.

Die dritte Classe von Reisenden sind die Künstler, Kunstenthusiasten und Gelehrten. Sie sind verhältnißmäßig nicht die zahlreichsten, in jeder Hinsicht die bescheidensten, ganz gewiß die verständigsten und vielleicht auch die glücklichsten. Sie gehen zuweilen zu Fuß, sie kennen Italiens Schönheiten am besten und harmoniren mit dem Volke, bei dem sie sich nicht selten sehr beliebt machen.

Am Osterfest erblickt man in Rom auch fremde

Pilger. Ich ſah eine Schaar plumper deutſcher Bauern durch den Corſo ſtolpern. Seitdem dieſe Pilger, wie bekannt, bezahlt werden, um im Namen anderer reichen Sünder ihre armen Beine auf die Wanderſchaft zu ſchleppen, hat dieſes Pilgerweſen alle ſeine Poeſie verloren. Auch trugen dieſe Leute nur einen geſchmackloſen kurzen Kragen von Wachsleinwand, ſtatt des alten ſchönen Pilgermantels. Ganz anders und doch ächt romantiſch nahmen ſich dagegen die italieniſchen Pilgerinnen aus, die in großen Schaaren von den Gebirgen herabſtrömten. Häufig lagerten ſie auf den breiten Treppen vor den Kirchen, über ihre Pilgerſtäbe gebogen, in ihrem beſten ländlichen Putze maleriſch gruppirt, von der Hitze des Weges in Schweiß, mit klaren keuſchen Augen in das Gewühl der großen Stadt blickend oder die ſchönen Lippen bewegend in ſtillem Gebet. Es waren noch dieſelben Sabinerinnen, die vor beinahe dreitauſend Jahren in derſelben Stadt Rom bei einem ähnlichen Feſte gefangen und zu Müttern des größten Volkes der Erde gemacht wurden. Es waren noch dieſelben Geſtalten und Antlitze und Augen von Engeln, aus denen Raphael vor dreihundert Jahren die Idee des höchſten Schönen ſchöpfte.

O Italia, Italia, tu cui feo la sorte
Dono infelice di bellezza!

Der allerheiligſte Raum für die Kirchenfeierlichkeiten iſt die Sixtiniſche Capelle im Vatican, zunächſt an der Peterskirche. Dieſe Capelle iſt zwar nur ein Saal unter vielen andern, aber doch ſo groß wie bei uns eine mäßige Stadtkirche. Wände und Plafond enthalten ſehr ſchöne, aber von dem vielen Lampendunſt ge-

ſchwärzte Gemälde, beſonders von Michel Angelo, deſſen weltberühmtes Weltgericht die ganze Wand hinter dem Altar ausfüllt. Alle Draperien und Sitze ſtrahlen von Purpur und Gold. Der Chor iſt für den Papſt und die Cardinäle allein beſtimmt. Den übrigen Raum nehmen zur Hälfte die Damen, zur Hälfte die Herren ein. Nur die anſtändigſten Coſtumes, nur Vornehme und Fremde, oder um es noch beſſer zu ſagen, nur Ketzer werden zugelaſſen. Ein einfacher römiſcher Bürger oder eine Bürgerin dürfte es nicht wagen, in dieſes den Ladies und Dandies geweihte Heiligthum einzudringen. Schweizergarden im mittelalterlichen Coſtume, mit Hellebarden bewaffnet, wehren allem ab, was nicht vornehm iſt.

Hier ſah ich den Papſt zum erſtenmal, als er eines Sonntags der Meſſe anwohnte. Ein Biſchof las Meſſe, ein Dominicanermönch predigte lateiniſch, der Papſt aber nahm ebenfalls thätigen Antheil, weil ſich alle Cerimonien immer zuerſt auf den Altar mit der Monſtranz, und dann in zweiter Ordnung auf ſeinen ſeitwärts aufgerichteten Thron und ihn ſelbſt bezogen. Nur mein der Orcheſtrik beſſer kundiger Freund wäre im Stande geweſen, dieſe kunſtreichen Altarceremonien zu entwirren. Ich will nur die Hauptmomente angeben. So wie ein Cardinal eintrat, kniete er mitten vor dem Altar hin, erhob ſich wieder, machte vor jedem bereits anweſenden Cardinal eine tiefe Verbeugung und ſetzte ſich auf ſeinen Platz. Hier mußte er ſich wieder erheben, ſo wie ein anderer Cardinal eintrat. Unter dieſen Cardinälen waren einige wenige energiſche, einige feine und ſehr viele ſtumpfſinnige, altersſchwache und leere Geſichter zu ſehen. Der ſchönſte war der Capu-

zinergeneral, der ſich durch ſeinen ehrwürdigen Bart und durch ſein braunes Gewand auszeichnete. Alle andern Cardinäle hatten violettſeidene Kleider mit weißem Zobelkragen und trugen keinen Bart. Jeder, auch der Capuziner, hatte eine rothe Kappe. Man wirft dieſem Capuziner, der ſehr ſchöne, ſcharfe, feſte Augen hat, ſeine heilige Sittenſtrenge, ſeine unbeſtechliche Geſinnung, ſein rückſichtsloſes Eifern gegen die Weltlichkeit der übrigen hohen Geiſtlichkeit vor. In ihm würde ein Papſt ſtecken, wie ihn freilich unſere Diplomatie nicht mehr brauchen kann.

Als dieſe Cardinäle verſammelt waren, öffnete ſich am Altar eine Thür, und ein Biſchof mit goldner Mitra trat ein. Ich hielt ihn einen Augenblick für den Papſt ſelbſt, da ihn ein ſo großes Gefolge begleitete. Es war aber nur der Meßprieſter. Der Papſt kam erſt ſpäter mit großem Pomp vieler Lichter und zahlreichem Gefolge. Er iſt ganz ſo, wie ihn die Portraits zeigen. Die Maler können ihn gar nicht fehlen, ſo ſehr iſt Gregor XVI durch ſeine große Naſe und durch ſeine kräftigen und gutmüthigen Züge ausgezeichnet. Er geht ein wenig gebückt einher und hat ganz das Anſehen eines Großvaters im häuslichen Kleide. Als er ſich auf ſeinen Purpurthron zur Linken des Altars geſetzt hatte, kamen alle Cardinäle, einer nach dem andern, ihm unter weitläuftigem Ceremoniell die Hand zu küſſen. Der Capuziner hatte dießmal den geiſtlichen Adjutantendienſt, und blieb dem Papſt zur Seite. Nun begann die Meſſe. Es wurde von der päpſtlichen Capelle ſehr ſchön geſungen; der Prieſter las ſchlecht, der Papſt, dem das Buch auch gebracht wurde, weit beſſer vor.

Die Dominicanerpredigt währte ſehr kurz, deſto länger aber das übrige Ceremoniell. Alles lief hin und her, rechts und links, kniete nieder und ſtand wieder auf; wohl zwanzigmal wurde dem Papſte die goldene Mütze abgenommen und wieder aufgeſetzt, wobei er jedesmal mit eigner Hand nachhalf, weil ſie ihm zu weit nach hinten fiel. Eben ſo mußten die Cardinäle ihre rothen Mützen abnehmen und wieder aufſetzen. Einmal mußten ſie ſich alle den Bruderkuß geben; dann mußte ein Prieſter vor jeden Einzelnen hintreten, ein Compliment machen, den Cardinal mit Weihrauch anräuchern, dann wieder ein Compliment machen und ſo fort. Am meiſten maleriſch erſchienen mir die Diaconen, die theils am Altar, theils am päpſtlichen Thron und unter den Cardinalsſitzen auf den niedern Stufen in ſtudirter Nachläſſigkeit niederſaßen.

Am grünen Donnerſtag, Charfreitag und Oſterſonnabend hörte ich in derſelben Sixtiniſchen Capelle die berühmten Lamentationen und das noch berühmtere Miſerere von Allegri und noch ein zweites von einem neuern Capellmeiſter an. Meine Empfindung dabei war ſehr verſchiedenartig. Einige Theile des Geſanges, von einigen ſehr ſchönen Stimmen vorgetragen und in einem glücklichen Moment der Stille gehört, verfehlten nicht, mich magiſch anzuregen, wie Töne aus jener Welt. Aber dieſe Eindrücke ſchwanden bald wieder, denn einige Caſtraten ſangen einige Stücke ſo ſchrillend, daß man es bei gewiſſen Partien und bei einer gewiſſen Höhe der Noten kaum aushalten konnte, und der Lärm, den die Engländer machten, war unerträglich ſtörend. Die Capelle war überfüllt und ſo heiß, daß

man alle Augenblicke eine ohnmächtige Lady in die Seitencapelle tragen mußte, wo sie auf eine Leiter gelegt sich schnell wieder erholte, um einer andern Platz zu machen. Auch Mannspersonen drängten sich heraus, um nicht zu ersticken, und Andere, die zu spät kamen, wieder hinein; hier stritt man um den Platz, dort entschuldigte man sich; kurz es summte unter der Musik wie in einem Bienenkorbe. Ein Engländer, der einen verbotenen Eingang forciren wollte, und den wachthabenden Schweizer ohne Umstände thätlich mißhandelte, wurde von diesem arretirt. Andere Engländer und Schweizer mischten sich drein, es entstand ein förmliches Gefecht, wobei die Engländer den Kürzern zogen. Der Gefangene wurde mit blutendem Gesicht und zerrissenen Kleidern nach der Engelsburg gebracht. Obgleich man aber hoffte, der Papst werde einmal ein Exempel statuiren, um dieses zudringliche Ketzervolk in die Schranken des Anstandes zu weisen, so ließ derselbe doch den Gefangenen schon in der Nacht wieder frei.

Da die Fußwaschung in einem kleinen Saale stattfand, wo noch wenigere Menschen Platz hatten und das Gedränge ungeheuer war, so blieb ich davon weg.

Am Ostersonnabend gerade zu Mittag verkündete Kanonendonner von der Engelsburg das Ende der Fastenzeit. Dieser Augenblick ist ein Fest für Rom. In allen Gärten, aus allen Fenstern werden Flinten abgefeuert, alle Glocken läuten, alle Vögel Roms flattern scheu umher, und die Schüsse richten eine Metzelei unter Tauben und Schwalben an.

Am Ostertage zog der Papst in großer Procession durch das sonst verschlossene Hauptthor in die Peters-

kirche,

kirche, um daſelbſt das Hochamt zu halten. Alle Wege nach der Engelsburg und von da zur Peterskirche, und der ungeheure Platz vor dieſer Kirche wimmelten von Menſchen, beſonders von Landvolk aus den Gebirgen in ſeinen maleriſchen Trachten. Vor dem Thore der Kirche ſtanden die Schweizer, dießmal alle in Harniſchen und Helmen. Die Officiere ſahen wie ächte Ritter der alten Zeit aus, doch unter den Gemeinen befanden ſich einige, die den Helm ſo ſchlecht trugen, wie die Statiſten auf unſern Theatern. Dieſe Schweizer ließen niemand in die Kirche. Endlich erſchien die päpſtliche Proceſſion. Voran gingen Chorknaben mit vielen Lichtern, dann kamen die Cardinäle, alle weiß gekleidet mit weißen Biſchofsmützen, jeder mit einem beſondern Gefolge, und wieder alle mit brennenden Kerzen. Dabei befand ſich der katholiſche Patriarch Griechenlands, der katholiſche Patriarch Armeniens und ein ſchwarzer Biſchof aus Afrika, alle in eigenthümlicher Tracht. Der ſchwarze ſteckte ganz in Gold. Man coquettirt ein wenig mit dieſen Repräſentanten der fremden Welttheile. Zuletzt kam der Papſt unter einem hohen Baldachin getragen. Auch er hatte ein weißes Gewand mit goldner Stickerei und die dreifache Krone auf dem Haupte. Er ſaß ſehr ängſtlich da und drückte beſtändig die Augen zu, wobei er die Hand unaufhörlich ausſtreckte, um uns Umſtehenden den Segen zu ertheilen. Jeder Römer weiß, daß der heilige Vater dem Schwindel ausgeſetzt iſt, und daß ſeine ängſtliche Haltung ſich einzig hieraus erklärt. Ein Correſpondent der Allg. Zeitung glaubte gleichwohl die Sache ſo auslegen zu müſſen, als habe Se. päpſtliche Heiligkeit in Ihrer

Haltung eine tiefe Betrübniß über die Kränkungen ausdrücken wollen, unter denen jetzt die Kirche seufzt.

Der weite Raum der Peterskirche nahm diesen heiligen Zug und außerdem die gesammte vornehme, namentlich englische Welt auf. Inwendig in der Kirche war ein breites militärisches Carré gezogen, in dem nur die hohe Geistlichkeit und die Fremden zugelassen wurden. Das eigentliche Volk mußte sich in dem engen Raume zwischen den Soldaten und den Wänden drängen; es konnte daher nur ein sehr geringer Theil desselben in die Kirche gelangen, die große Masse blieb draußen und erfüllte den Platz und die umliegenden Straßen. Im Hintergrunde der Kirche nahm der Papst mit den Cardinälen Platz. Dann folgte ein Halbmond von Damen, meist blonden Engländerinnen, denen amphitheatralische Sitze bereitet waren. Neben und hinter diesen schloß eine ungeheure Wolke von schwarz gekleideten Herren, mit ausländischen Uniformen untermischt, das Allerheiligste ein. Den hintern Saum dieses großen Halbmonds bildeten die geharnischten Schweizer. Dann folgte das große militärische Carré, das bis hinab zum Thor der Kirche reichte. Innerhalb desselben gingen junge Engländer und ausländische Uniformen Arm in Arm, zum Theil in lautem Gespräche spazieren, wenn sie sich aus dem Gedränge vorn herausgerissen hatten, um wieder Luft zu schöpfen. Trotz der großen Menge Fremder war hier immer noch ein bedeutender Raum übrig, den aber das Volk nicht betreten durfte. Die Soldaten stießen jeden zurück, der nicht wie ein eleganter Fremder aussah. Selbst wohlgekleidete Römer fanden hier schwer Zugang, oder suchten ihn nicht, denn

ich sah und hörte nichts als Engländer, Franzosen, Deutsche. Es war buchstäblich ein Parterre von Ketzern, vor denen die römische Kirche ein Schauspiel aufführte. Ich, ein Protestant, wurde dadurch empört.

Ist es so weit gekommen, daß die tausend frommen Hirten und Hirtinnen, welche von den Bergen niedersteigen und nach Rom pilgern, die Nähe des heiligen Vaters nicht schauen dürfen, weil eine dichte Mauer vornehmer Ketzer und fremder Diplomaten ihn umringt, denen das große Fest der katholischen Christenheit doch im Grunde nur eine Komödie ist — so bitte ich das Lutherthum, dem ich so oft seinen Servilismus, seine politische Rücksichtlichkeit, seine Einverleibung in den Staatsdienst vorgeworfen habe, hiermit feierlich um Verzeihung. Muß ich auch in Rom sagen: tout comme chez nous, so darf ich nicht mehr einer oder der andern Confession vorwerfen, was allen gemein ist, die politische Profanation.

Nach dem Gottesdienste begab sich der Papst auf den hohen Balcon über dem Portale der Peterskirche, und ertheilte dem unten in ungeheurer Masse versammelten Volke den Segen. Ich sah diesen großen Segen zweimal, am grünen Donnerstag und am Ostermorgen. Das letztemal war er bei weitem feierlicher, die Menschenmenge zahlreicher und auch durch den Himmel mehr begünstigt. Das erstemal ging der Wind so heftig, daß die weißen Bischofsmützen umherflogen und kaum von ihren Besitzern auf dem Knof erhalten werden konnten. Die Segensprechung ist sehr majestätisch. Der Papst sitzt unter den Cardinälen auf einem erhabenen Sitz.

Hinter ihm ſtehen zwei Geiſtliche mit ungeheuren Federſchirmen, die aus langen weißen Straußfedern, untermiſcht mit bunten Pfauenfedern, wie Rieſenfächer zuſammengeſetzt ſind, und ſehr prachtvoll ausſehen. Wenn der Papſt den Segen ertheilt, ſteht er auf und hebt beide Arme hoch empor. Da ſtürzt alles Volk auf die Kniee. Von dem, was er ſpricht, kann man nichts hören, denn die Entfernungen ſind zu groß, und wer nicht ganz nahe ſteht, kann ſogar mit den Augen vom Papſte nichts weiter ſehen, als einen weißen Punkt zwiſchen andern weißen Punkten. Zuletzt wird auch der Bannfluch über alles, was die Kirche noch verdammt, ausgeſprochen und die Bannbulle vom Balcon herabgeworfen. Wer ſie auffängt, erhält, ich weiß nicht auf wie lange, Ablaß. Sie wird aber gewöhnlich in Stücken zerriſſen, weil jeder ſie haben will. Dieſe Ceremonie iſt heutzutage nur noch lächerlich, doch erweckt ſie in der Bruſt des Deutſchen ſehr ernſthafte Erinnerungen. Ein ſolches elendes Stück Papier, wie es da ſpielend im Winde auf die Köpfe der Menſchen herabflog, konnte ehemals ganz Deutſchland in wüthendem Kampf entzünden, uns unſere edeln Kaiſer hohenſtaufiſchen Geſchlechts und mit ihnen alle Herrlichkeit und Ehre rauben. Wäre ſtatt Gregor XVI Innocenz IV auf dem Balcon geſtanden, ich hätte gewiß nicht gelächelt. Welcher Contraſt! Sollen denn Kirche und Staat nie in ein richtiges Verhältniß zu einander treten? Soll immer entweder die Kirche den Staat zerrütten oder der Staat die Kirche entheiligen?

* Am Abend des Oſterſonntags wurde die Peterskirche beleuchtet. Als Kind ergötzte ich mich oft an

einer optiſchen Maſchine, in welcher unter andern auch die Illumination der Peterskirche dargeſtellt war. Wir pflegten alte gute Proſpecte von Städten und berühmten Gebäuden auf Pappendeckel zu ziehen, und dann die Fenſter und andere zu illuminirende Punkte mit kleinen Meiſteln auszuſchlagen und mit allerlei buntem in Oel getränktem Papier zu überkleben, was dann, wenn wir die Lichter dahinter ſtellten, einen prächtigen Anblick gab. Beſonders die Peterskirche hatte wegen ihrer großen, durch die Nacht leuchtenden Maſſe einen bleibenden Eindruck auf mich gemacht, und ich empfand ihn jetzt wieder. Die Nacht hat ihre eigene Magie, und Michel Angelo, der den Plan zur Illumination angegeben hat, wie er noch jetzt befolgt wird, hat die Sache verſtanden. In langen Parallellinien ſchweben die zarten Lichter (Oellampen) bis hoch an den Himmel hinauf, gleichſam frei in der Luft, denn man kann die Maſſe des Gebäudes, an der ſie befeſtigt ſind, von dem dunkeln Hintergrunde des Himmels nicht unterſcheiden. Mit dem Glockenſchlag acht verſchwinden plötzlich alle dieſe mildflimmernden blaßgoldnen Lichter, und an ihre Stelle treten die rothen, das Auge blendenden Flammen unzähliger Pechfackeln, die dem ganzen Gebäude plötzlich ein anderes Anſehen geben. Dieſe brennen dann fort bis tief in die Nacht, und ihr Schein iſt ſo ſtark, daß einige tauſend Schritt davon die ganze Kuppel St. Peters nur noch wie eine weit hin leuchtende Feuerkrone ausſieht.

Am Abend des Oſtermontags ſah ich die eben ſo berühmte Girandola, das große Feuerwerk, das von der Engelsburg abgebrannt wird und in der verüber-

fließenden Tiber ſich ſpiegelt. Ein Kanonenſchlag gibt das Signal; der ſchöne Halbzirkel der alten Burg erſcheint plötzlich illuminirt, doch die blauen Lichter brennen raſch ab. Nun beginnen ungeheure Feuerräder, romaniſche Lichter, Schwärmer ꝛc. ihr Spiel in ununterbrochener verſchwenderiſcher Pracht und ſchöner Mannichfaltigkeit, und zum Schluſſe ſteigen zweimal hintereinander 4000 Raketen zugleich auf, die eine ſehr ſchöne Feuergarbe bilden, doch mit dem Steinregen des Veſuv, den ſie nachahmen ſollen, nicht zu vergleichen ſind. Da ich den Veſuv vor kurzem erſt geſehen hatte, erſchien mir dieſes an ſich gewiß ſehr hübſche, ja ſogar großartige Feuerwerk doch nur kleinlich und matt.

Neunzehntes Capitel.

Abreise von Rom — Narni — Wasserfall von Terni — Spoleto — Foligno — Assisi — Altitalienische Kunst — der heil. Franciscus — Spuren des Erdbebens — Perugia.

Mein alter Reisegefährte war aus Sicilien zurückgekehrt. Ein Professor der Rechte aus Bonn und seine junge Frau, ein gutmüthiger Florentiner Kaufmann und ein junger in Europa Bildung suchender Wanderer aus den westindischen Inseln fanden sich mit uns zusammen, und der geräumige Wagen eines römischen Vetturins nahm uns auf, um uns auf dem weitern, aber auch schönern Weg über Spoleto nach Florenz zu bringen.

Die erste Abwechslung in der traurigen Campagna gewährt auf dieser Seite Roms das Städtchen Nepi mit seinen alten Mauern, seinem malerischen Aquäduct und seiner Fernsicht auf die blauen Sabinergebirge. Dann folgt wieder eine einförmige Landschaft bis nach Civita Castellana, das sich durch sein Castell und durch eine tiefe von einer Brücke kühn überwölbte Felsenschlucht auszeichnet. Von hier folgt man der Tiber und dann ihren Nebenflüßchen in die Gebirge. Die öde Campagna hört auf, es beginnt wieder die Region der romantischen Bergstädte.

Höher und höher ansteigend, behielten wir zur Linken ein tiefes grünes Waldthal, durch das sich die Nera mit ihrem schwefelgrünen Wasser schlängelt. Auf dem Gipfel des langgestreckten Berges trat uns dann majestätisch die alte Stadt Narni mit ihren hohen grauen Mauern entgegen. An ihrer Verödung ist der Deutsche nicht ohne Schuld. Schärtlin von Burtenbach erzählt in seiner merkwürdigen Selbstbiographie, wie es dem deutschen Heere, das unter Karl von Bourbon Rom erstürmt, weiter ergangen sey: „Im Julio sind wir sterbens halben heraus und in die Marca gezogen, den bösen Luft zu verändern, und als uns die von Narnia nicht wollten einlassen, auch ums Geld keinen Proviant gaben, sind ich und ein Hauptmann, genannt Antoni von Feldkirchen, verordnet worden, zu stürmen, haben wir mit 2000 Knechten den Sturm ohne Beschießen angetreten, die Stadt und Schloß erobert aus den Gnaden Gottes und ob tausend Personen darin zu tod geschlagen, Weib und Mann. Die Weiber thäten uns mit werffen und heißem Wasser Zugießen großen Schaden, doch haben wir viel darinnen (durch Plünderung) gewonnen.“ An solche Rohheiten müssen sich die deutschen Reisenden erinnern, wenn sie in den Städtchen der Romagna nicht alles nach ihrem Wunsche finden. Hätte Herr Nicolai auf seiner empfindsamen Reise an das Elend gedacht, das die Deutschen über Italien zu mehr als Einer Zeit gebracht haben, er würde sich in tiefster Seele haben schämen müssen, sich über die kleinen Unbequemlichkeiten in den Wirthshäusern der verarmten Ortschaften, und über den bösen Willen ihrer zerlump-

ten Bewohner zu beklagen. Oder ſteht etwa nicht das heutige Elend der Italiener noch in einem genauen Zuſammenhange mit jenen alten Barbareien?

Hinter Narni ſteigt man den Berg jäh hinunter und kommt an das Ufer der Nera, über die eine prachtvolle Römerbrücke (die größte, die ich ſah), drei koloſſale, nun halbzerſtörte Bogen wölbt. Merkwürdig iſt bei dieſem Bau die gänzliche Verſchiedenheit eines Bogens vom andern. Von hier hat man zugleich eine herrliche Ausſicht über ein fruchtbares, damals blüthenvolles Thal nach den Gebirgen, denen man zueilt, um an ihrem ſteilen Abfall den berühmten Waſſerfall von Terni zu ſehen.

Terni iſt ein altes, doch ziemlich freundliches Städtchen noch im ebenen Thale am Ausgange der Bergſchluchten liegend. Hier gaben die Päpſte einſt den lombardiſchen Königen den Judaskuß, um ſie an Frankreich zu verrathen. Man hat die Kämpfe und Friedensſchlüſſe zwiſchen dem Papſt und den Lombarden in jener vorfränkiſchen Zeit noch nicht hinlänglich gewürdigt. Sie waren das Vorbild der ſpätern großen Kämpfe zwiſchen Papſt und Kaiſer, Guelfen und Ghibellinen. Man hat ſich gewundert, warum die Hohenſtaufen ſich ſo viel mit Italien beſchäftigt haben und beſtändig dem Papſt auf dem Nacken geſeſſen ſind. Man hätte ſich dieß aber aus dem ganz ähnlichen Verfahren der alten Lombardenkönige erklären können. Es war eine Nothwendigkeit. Die Lombarden konnten ihr Ziel, die Einheit Italiens, und die Hohenſtaufen konnten ihr Ziel, die Einheit des welt-

lichen Kaiſerſtaats nicht erreichen, wenn ſie nicht zuvor den Papſt bewältigt und ſich untergeordnet hatten.

Von Terni aus ritten wir auf Eſeln das ſchöne Thal entlang zum Waſſerfall. Bei dem Ruinendorf Papigno ſteigt der Berg auf. Gegenüber am andern Ufer des Flüßchens erblickt man eine kleine Villa, berüchtigt durch die Königin von England, Gemahlin Georgs IV, die hier mit ihrem geliebten Pergami lebte. Als wir auf dem Berge über dem Waſſerfall angekommen waren, ſtiegen wir zuerſt in eine ausgezeichnet ſchöne Tropfſteinhöhle hinab, die erſt vor acht Tagen entdeckt worden war. Sie war von allen andern Höhlen dieſer Art durch die Größe und eigenthümliche Rundung der Tropfſteine unterſchieden und noch jungfräulich ungeſchwärzt von Rauch und unzerſchlagen vom Hammer der Mineralogen. Sie bricht oben am Gipfel des Berges zu Tage, und iſt ſchmal, etwa nur 30 Fuß tief, aber ſchön und merkwürdig durch die Form. Man glaubt engumſchloſſen in verſteinerten Wolken zu ſtehen.

Auch weiter hinab im ganzen Bereich des Waſſerfalls iſt der Berg von unzähligen kleinen Höhlungen durchlüftet, und durchaus eine bloße Anhäufung von Verſteinerungen, die das Waſſer abgeſetzt hat, genau ſo wie das Gebirge bei Tivoli. Allein die Verſteinerungen haben hier in Terni eine eigenthümlich vegetabiliſche Bildung. Man ſieht ganz große Felswände, die durchaus nur aus einem leichten porösen Geſtein von gelbgrauer Farbe beſtehen, welches nichts als verſteinertes Moos zu ſeyn ſcheint. Da man ſich aber ſo dichte Maſſen aufgehäuftes Moos nicht denken kann,

ſo weiß ich mir auch die eigentliche Entſtehungsart dieſer durchlufteten pflanzenhaften Verſteinerungen nicht zu erklären. Ueberall ſieht man auf den Ueberhängen dieſer ſteinernen Pflanzenwelt ein friſches Grün, und die lebendigen Bäume wurzeln in den Kronen der todten. Man glaubt in dieſen von der Natur ſo zierlich gearbeiteten Wänden, Pfeilern und Säulen indiſche Tempel zu erblicken.

Der Waſſerfall ſelbſt iſt einer der ſchönſten. In einer ungetheilten Maſſe ſtürzt das Waſſer aus einer bedeutenden Höhe herab, platzt dann auf dem Felſen auf und zerſplittert ſich in viele kleine Cascatellen auf der unterſten Terraſſe des Berges. Mit Recht beklagen ſich alle Fremden, daß ihnen der Genuß dieſer Naturſchönheiten durch die Zudringlichkeit von beinahe hundert Menſchen geſtört wird, die an den verſchiedenen Standpunkten, von wo aus man den Waſſerfall am beſten ſehen kann, und an jeder Wendung des Weges, an jedem Läckchen, kurz überall vertheilt, jeder Einzelne ein Trinkgeld verlangen. Man braucht ihnen zwar nichts zu geben, aber man kann doch nicht machen, daß ſie abweſend ſind, oder nur daß ſie ſtillſchweigen, und ihre Gegenwart, ihr Betteln iſt auf den engen Pfaden wirklich läſtig für den, der nicht Luſt hat, neben der Betrachtung der Natur zugleich ſeine Menſchenkenntniß zu vervollkommnen. Hier lernt man den italieniſchen Pöbel in allen Phaſen binnen zwei Minuten kennen. Wir ſprangen z. B. unten im Thal von Stein zu Stein über den Bach. Da vertrat uns ein alter Kerl mit einer affectirten Würde und ſeribſer Amtsmiene den Weg, ſagte, er ſey der

Cuſtode und forderte ein Weggeld wegen Paſſirung des Bachs. Wir ſtieſſen ihn auf die Seite und ſagten ihm, er bekäme nichts. Nun wurde er zornig und drohte; da er aber ſah, daß wir ihn nur auslachten, lief er uns mit abgezogenem Hute nach und bettelte uns flehentlich an, ihm doch etwas zu ſchenken. Da er nichts bekam, fing er wieder an in ſich zu fluchen, und endlich wünſchte er uns lachend und mit aller Artigkeit eine glückliche Reiſe, ohne etwas bekommen zu haben. Das unterſcheidet den italieniſchen Pöbel vorzüglich, daß er auch nach der heftigſten Aufwallung, oder nach einer niederträchtigen Handlung ſogleich wieder beſonnen und anſtändig ſeyn kann, wie der Schauſpieler, der nur eine Maske ablegt. Dieſer Pöbel iſt nie ſo roh, daß man nicht an etwas Beſſeres in ihm appelliren könnte. Auch bemerkt man, daß die Italiener unter ſich nicht ſo ſchlecht ſind, als gegen Fremde. Sie glauben noch immer, wir ſind Barbaren, und es iſt ganz traditionell bei ihnen, uns noch wie ſonſt als die ſtärkern und rohern Feinde zu behandeln, die man mit Liſt und Unterwürfigkeit betrügen muß. Daher wird auch die Haltung eines Vetturin, eines Facchino, ſelbſt eines Bettlers augenblicklich anders, wenn er ſich überzeugt, der Fremde ſey kein Neuling mehr in Italien. Aus dem lauernden Serviliſmus wird ſogleich eine mit Anſtand verbundene Vertraulichkeit, und der Mann, der ſich über uns glaubte, indem er ſich heuchleriſch vor uns bückte, ſetzt ſich mit uns auf den in Italien üblichen Fuß der Gleichheit, er ſey vornehm oder gering.

Unter dem Bettelvolk von Terni befand ſich ein

ſehr ſchönes Mädchen mit Augen ſo dunkelbraun umſchattet wie die Madonna di S. Siſto. Als ich ſie frug, warum ich ihr, einem ſo großen Mädchen, die arbeiten könne, etwas geben ſolle, antwortete ſie lächelnd: per caritate (nicht carita). Hier hörte ich zum erſtenmal den lieblichen, herzgewinnenden Ton, der allen Bewohnern der Gebirge bis Florenz eigen iſt, und von dem man bei den Römerinnen doch nur in guten Stunden eine Ahnung bekommt. Wenn je etwas in der Welt ſüß heißen darf, ſo iſt es die Stimme dieſer jungen weiblichen Geſchöpfe.

Wir hielten uns lange am Waſſerfall auf und nahmen erſt in der Dämmerung im Thal unter hohen Bäumen und dann durch einen großen Orangengarten den Rückweg. Im Gaſthof Europa war die Küche ſo ſchlecht beſtellt und der Koch ſo unverſchämt, daß ich ihm die Thüre wies. Doch muß ich dem Wirthe die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er ſich unter vielen Entſchuldigungen beeilte, die Tafel zu verbeſſern.

Am folgenden Tage fuhren wir im Regen über die Apenninen nach Spoleto. Wir ſahen von den mit Wolken verhangenen Bergen nicht viel, doch ergötzten uns die Engelsſtimmen und zuweilen auch die ſchönen Geſichter der bettelnden Kinder, von denen die Heerſtraße wimmelte. Sie warfen uns um die Wette Blumen in den Wagen. Welches Elend in dieſem ſchönen Gebirge und unter einem Volke, deſſen bloße Sprache beweiſt, daß es hoher Bildung fähig, eines beſſern Schickſals würdig iſt!

Das berühmte alte Spoleto beherrſcht ein reizen-

des Thal. Noch ragt ſeine ſtolze Herzogsburg auf der Höhe, mit dem gegenüberliegenden Berge durch eine kühne Waſſerleitung verbunden. Wichtiger als das ſogenannte Thor des Hannibal und die Gräber der Borgias im Dom war mir die Erinnerung, daß hier die letzte ihrem Princip nach ächtdeutſche und ghibelliniſche Oppoſition der Lombarden gegen das mit dem Papſte verbündete Frankreich und Griechenland unmittelbar in ihren reinen Gegenſatz, nämlich in die antideutſche, wälſche, guelfiſche und papiſtiſche Oppoſition gegen die deutſchen Kaiſer umſprang. Dieſer merkwürdige Wendepunkt der italieniſchen Geſchichte knüpft ſich an Spoleto, deſſen Herzoge damals die erſte Rolle in Italien ſpielten. Seine Lage, recht im Herzen Italiens und unter den kräftigen Gebirgsbewohnern, war auch ganz geeignet, ihm ein Uebergewicht über die Städte der Ebene zu geben. Jetzt aber iſt von dem Glanze Spoleto's nichts mehr übrig, als alte Mauern.

Das Wetter hellte ſich wieder auf und bei ſchönem Sonnenſchein fuhren wir durch ein langausgedehntes und weites Thal, indem wir die Gebirge und auf einem ihrer Abſätze die ſchöne Bergſtadt Trevi zur Rechten ließen. Gegen Abend nahm uns Foligno in ſeine alten Mauern auf. Die Gaſſen der Stadt ſahen wie bedeckte Gänge aus, denn überall waren ſtarke Balken in der Höhe von zwanzig bis dreißig Fuß von einem Hauſe zum andern quer über die Straße gezogen. Nur auf dieſe Weiſe hatte man nämlich bisher den völligen Einſturz der Häuſer verhindern können, die vor zwei Jahren von einem Erdbeben mäch-

tig erſchüttert, noch jetzt groſse Riſſe und Defecte zeigten, obgleich das Meiſte ſchon wieder ausgebeſſert oder neu gebaut war. Ein wahrhaft trauriger Anblick, der in Verbindung mit der Armuth und dem Schmutz, die allen päpſtlichen Städten gemeinſchaftlich ſind, nicht zu dem ſchönen Bilde der Phantaſie paſsten, das unwillkührlich in uns entſteht, wenn wir an die Maria von Foligno denken. Doch hat nach alter Sage niemals ein Engel wo gewandelt, ohne ſeines Fuſses Spur in irgend einem ſchönen Erinnerungszeichen zu hinterlaſſen. So wurde ich hier in der Frühe des andern Tages durch ein ſo harmoniſches Glockengeläut geweckt, wie ich es nie zuvor gehört. Haben die Glocken dieſe Süſsigkeit von der Menſchenzunge entlehnt, oder tönt in den ſchönen Stimmen dieſes Volks nur der heilige Glockenton wieder? Das iſt der Zauber dieſer Gegenden. Ueberall klingt im Ohr der ſüſse Ton wieder.

An dem Gebirge, das immer zur Rechten bleibt, folgt auf Foligno abermals eine herrlich gelegene Bergſtadt, Spello, unter der wir nur weiterfuhren, und dann Aſſiſi, die Felſenſtadt mit dem berühmten Bergkloſter, von dem der groſse Orden der Franciscaner ausgegangen iſt. Gegenüber zur Linken hebt ſich die Ebene des Thals empor, und verliert ſich in eine beträchtliche und breite Höhe, von deren Rücken Perugia herabblickt. Dieſe Gegend iſt ſo ſchön als eigenthümlich. Vor allem aber feſſelte mich Aſſiſi.

Die Stadt Aſſiſi liegt auf einem Vorſprung des noch höhern Gebirgs, und das berühmte Franciscanerkloſter bekrönt den ſchroffen Felſen, der auf der Nordſeite ſcharf gegen die Ebene abſchneidet. Seine in den Fels

gehauenen Fenſter gleichen denen an der Villa des Mäcen. Wenn man hinaufſteigt, ſieht man oben nur eine verhältnißmäßig niedrige Kirche, in gothiſchem Style, mit einem ſchönen Portal und einer großen Fenſter-Roſette von herrlicher Arbeit. Inwendig aber wird man überraſcht, indem man unter dieſer Kirche noch zwei andere findet, die in den Felſen ausgehauen, ſenkrecht aufeinander ſtehen und durch Treppen verbunden ſind.

Dieſer merkwürdige Bau iſt gothiſch und eines deutſchen Meiſters Werk wie der Mailänder Dom, aber in ganz anderm Geiſt aufgefaßt. Wie am Mailänder Dom alles weiß, licht und klar, ſo iſt hier alles dunkel, farbig und glühend. Der Mailänder ſcheint ganz der Plaſtik, der reinen Marmorwelt, dieſer Bau dagegen ganz der Malerei, der dunkeln Farbenpracht anzugehören.

Die obere Kirche iſt verhältnißmäßig die hellere, doch auch ſie hat nur ein magiſches Licht, das durch die unvergleichlich ſchönen Glasmalereien der Fenſter auf die durchaus mit Fresken von Cimabue und Giotto übermalten Wände fällt. Zum erſtenmal ſah ich hier die Art von Glasmalerei, die in Perugia, in Arezzo und noch in Florenz wiederkehrt, und die mir das Vollkommenſte zu ſeyn ſcheint, das dieſe Kunſt je erreicht hat. Die tiefe Gluth jeder einzelnen Farbe, die Wahl und Zuſammenſetzung derſelben, die ausdrucksvolle Zeichnung der Geſichter und der nicht ſelten lebensgroßen Figuren, und endlich die Harmonie zwiſchen dieſen Glasfenſtern und den Fresken im innern Raume der Kirche; dieß alles zuſammengenommen macht einen unbeſchreiblichen Effect. Alle dieſe Fenſter bis nach Florenz verrathen einen und denſelben Meiſter, der ohne Zweifel auch ein Deutſcher

ſcher war. Einigemal ſah ich auf einem groſsen Fenſter auch nur eine bibliſche Geſchichte oder allegoriſche Handlung dargeſtellt; in den meiſten Fällen aber waren die Fenſter durch Rahmen abgetheilt, und jede Scheibe hatte ihre beſondern Figuren.

Die alterthümlichen Fresken von Cimabue und Giotto ſind hier ſo zahlreich und mannichfaltig, daſs Keiner, der altitalieniſche Malerei kennen lernen will, Aſſiſi vorbeigehen darf. Wenn man ſchon die moderne verdorbene Malerei Roms hinter ſich hat, ſo erwecken dieſe alten Bilder, die man erſt auf dem Wege nach Florenz kennen lernt, ganz eigene Empfindungen. Die bis zu Raphael aufſteigende Kunſt iſt zwar nur eine Kunſt in der Kindheit, aber das Kind iſt ſo heilig und liebenswürdig, daſs wir uns gern an ſeinem Anblick weiden, und uns daran erholen von dem Ekel und der Langenweile, den uns die coquetten Verkürzungen, pretiöſen Draperien, geilen Andachten und theatraliſchen Affecte der Malerei nach Raphael in Rom eingeflöſst haben. Man ſieht, wie Raphael ſelbſt ſeine herrlichſten Blüthen nur aus der Wurzel dieſer altitalieniſchen Kunſt treiben konnte. Wie viel höher er auch ſteht, etwas von ſeiner frommen Schönheit hatten ſchon jene Alten. Es fehlt mir nicht an Patriotismus, und ich bin mit eiferſüchtigen Augen in Italien umhergereiſ't; doch ſcheint es mir, nachdem ich beides geſehen, die altdeutſche und die altitalieniſche Malerei, der Preis komme dieſer letztern zu. Ihr Geiſt iſt freier, ihre Bewegung natürlicher, ihre Frömmigkeit heiterer, ihr Lächeln ſeliger.

Oben im Chor ſieht man ſehr ausdrucksvolle Portraits in Holzmoſaik, die ſich unter allen ähnlichen Künſteleien durch ihren Geſchmack auszeichnen.

Die mittlere Kirche iſt niedrig und ſehr dunkel, ein von dicken Säulen getragenes, buntbemaltes und vom bunten Licht matt durchſchimmertes Gewölbe, ſo reich ausgeſchmückt, daß man überall, wo das Dunkel dem allmählich ſich orientirenden Auge weicht, Bildwerk und die auch hier vortrefflichen alten Fresken an den Wänden und ſchöngewölbten Plafonds entdeckt. Es wurde gerade Meſſe geleſen, und vieles Landvolk war in den dunkeln Hallen verſammelt. Ein Pater Franciscaner, der früher preußiſcher Huſar geweſen war, und den wir hier ganz zufällig fanden, zeigte uns alle beſondern Merkwürdigkeiten, unter denen ein Altarbild in einer Seitencapelle das Intereſſanteſte war. Um es näher zu ſehen, mußten wir uns auf den Altar ſtellen. Es war notoriſch aus der Schule des Perugino und von einem ſeiner beſten Schüler, vielleicht von Raphael ſelbſt, da eine der weiblichen Figuren links auffallende Aehnlichkeit mit einer Figur in dem berühmten Bilde Raphaels hat, das die Verlobung Maria's und Joſephs darſtellt. Es iſt aber bekannt, und in Perugia findet man den Beweis, daß Raphael in ſpätern Jahren mehreres ausführte, wozu er in Perugino's Schule den erſten Entwurf gemacht. Daß jenes Altarbild (mehrere Heilige neben einander darſtellend) vortrefflich gemalt iſt, braucht nicht erſt geſagt zu werden; nicht weniger ſchön ſind die Fresken des Plafonds in derſelben Capelle.

Die unterſte Kirche oder Capelle iſt erſt vor wenigen Jahren entſtanden. Ein Mönch des Kloſters wurde

plötzlich ohne Veranlaſſung wie angedonnert, vom Schrecken wie von einem Blitze durchzuckt, und im Lichte dieſes Blitzes ſah er in das Innere der Felſen, auf denen das Kloſter ſteht, und entdeckte das Grab des heiligen Franciscus, das bisher niemand gekannt, das ſeit Jahrhunderten ſein Orden vergeblich geſucht hatte. Man grub ſogleich nach und fand das Grab wirklich, und ließ es ganz ſo, wie es war, ohne es (wie die Gebeine Raphaels in Rom) zu entheiligen, den Fels umher aber höhlte man aus und umgab das Grab mit einer unterirdiſchen prachtvollen Capelle, deren Pfeiler weißer Marmor ziert, durch den ſich Goldadern ziehen.

So ruht denn die ganze dreifache Kirche auf dem Grabe des Heiligen, und der ſchöne, farbige, wunderbare Bau ſcheint aus ſeinem Herzen aufzuſteigen. Dieſer Bau iſt des Franciscus würdig und ganz in ſeinem Charakter ausgeführt, eine heilige, in tiefglühenden Farben ſich entzündende Nacht.

Der heilige Franziscus von Aſſiſi zeichnet ſich unter allen neuern Heiligen durch ſein poetiſches Feuer und zugleich durch ſeine Milde und Sanftmuth aus. Er war vorzugsweiſe ein poetiſcher Träumer und Dichter. Dadurch unterſcheidet er ſich ſehr von dem gleichzeitigen heiligen Dominicus in Spanien, bei dem alles praktiſcher war. Darum neigten ſich auch die Franciscaner zur Myſtik und zu Reformationsideen, die Dominicaner aber wurden trockene Scholaſtiker und die grauſamſten Ketzerverfolger. So ſpricht ſich in dieſen beiden Orden der alte chriſtliche Gegenſatz aus, die Liebe und der Zorn, Platonismus und Judenthum, Johannes und Petrus.

Man ſagt von dem heiligen Franciſcus, daß er mit der Natur in einem Rapport geſtanden habe, wie einſt Adam im Paradieſe, weil er die Unſchuld wiedergewonnen habe, die Adam verloren. Man ſagt, die Thiere des Waldes und die Vögel des Himmels ſeyen zu ihm gekommen, ihn zu liebkoſen, und er ſelber hat uns ein Gebet hinterlaſſen, worin er Sonne, Mond und Sterne und alle Creaturen ſeine Schweſtern und Brüder nennt:

Altissimo, omnipotente, bon Signore, tue son le laude, la gloria, la honore, et oqui benedictione. A te solo se confano, et nullo homo e degno de nominar te.

Laudato sia Dio mio Signore con tute le creature, specialmente messer lo *frate sole;* il quale giorna et illumina nuï per lui, et ello è bello, e radiante con grande splendore: de te Signore porta significatione.

Laudato sia mio Signore, per *suor luna* e per le stelle: il quale in cielo le hai formate chiare e bello.

Laudato sia mio Signore per *frate vento* e per laire, e nuvolo e sereno, e ogni tempo, per le quale dai à tutte creature sustentamento.

Laudato sia mio Signore per *suor aqua*, la quale è molto utile, e humile, e preciosa, e custa.

Laudato sia mio Signore per *frate fuocho*, per lo quale tu alumini la nocte, e ello e bello, e jocundo, e robustissimo, e forte.

Laudato sia mio Signore per nostra *madre terra*, la quale ne sostenta, e governa, e produci diversi fructi, e coloriti fiori, e herbe.

Wer ſich die Werke des heiligen Franciſcus nicht verſchaffen kann, leſe die ausgezeichnete Abhandlung über ihn in den vermiſchten Schriften von Görres, wo viele ſeiner Liebeslieder überſetzt ſind.

Warum den Verwundeten tödten, o liebende Liebe du?
Mir lodert in ewigen Flammen das mir entriſſ'ne Herz,
In Flammen der Liebe.

Oder:

Schelte den Liebenden doch niemand,
Wenn des Denkens entblößt er den Liebenden ſieht.
Kein Herz ja vermag der Wunde der Liebe,
Ach, den Banden der Liebe kein Herz zu entfahn.

Oder das unüberſetzbare glühende Lied:

Amor, amor, tanto amo de ti.
Amor, amore, ben credo morire,
Amor tanto presto m'hai
Amor, amor, fami in te transire,
Amor dolze languire,
Amor mio desioso,
Morir si dilettoso,
Amor mio dilettoso,
Anegami in amor.

In dem Canonicus Cimini, dem kindlichſten Greiſe, den ich je geſehn, lebte noch ein Reſt jener ſchwärmeriſchen Liebe, in Taubenſanftmuth gemildert. Als er die uns begleitende Dame ſeguete und von der „ſüßeſten Maria" ſprach, die er dort zu ſehen hofft, und wir proteſtantiſchen Weltkinder vergeblich einer Heuchelei nachſpürten, und nur den Ausdruck des reinſten kindlichen

Gemüthes fanden, da begriffen wir die Zeit, in welcher der Heilige lebte, und den Heiligen ſelbſt.

Unſer Landsmann mußte noch eine Meſſe leſen, der alte Canonicus dagegen, ein Freund Overbecks, begleitete uns durch die Stadt. Hier ſieht man noch den Vordertheil eines antiken Minervatempels mit ſechs ſchönen corinthiſchen Säulen. Dahinter iſt eine Capelle angebracht, worin eine lebensgroße Puppe der Mutter Gottes in einem kurzen weißſeidenen Röckchen aufgeſtellt war, die vollkommen ſo ausſah wie eine erſte Ballettänzerin, was aber unſerm frommen Begleiter keinen Anſtoß gab. In der Capelle der heiligen Katharina und in der Kirche der heiligen Clara ſieht man vortreffliche Fresken aus Perugino's Schule, und weiht ſich in den Geiſt dieſes liebenswerthen Malers ein.

Vor Aſſiſi ſaß eine alte Bettlerin, die nach einander die ſchönſten lateiniſchen Kirchenlieder declamirte, ohne aufzuſehen, ganz in ihre Andacht verſunken.

Unter Aſſiſi an der Landſtraße liegt St. Maria degli angeli, eine große, aber durch das letzte Erdbeben bis auf das Chor zuſammengeſtürzte Kirche. Wir ſahen noch die Trümmer und die neuen Baugerüſte. Im Chor ſteht die kleine Capelle des heiligen Franciscus, ganz mit Gold und Silber, Zierrathen und Bildern überdeckt. Ueber die Thür dieſer Hütte hat unſer deutſcher Maler Overbeck, vor dem der alte Canonicus Cimini mit der wärmſten Liebe ſprach, ein ſchönes Bild gemalt, und dicht davor iſt die ganze große Kirche niedergeſtürzt, ohne das Bild und die santa casa zu beſchädigen. Die Ruinen waren voll Menſchen, da es gerade Sonntag war, und man zog in Proceſſion durch

die kleine Capella. Im Gasthof sehr guter Wein, sehr hübsche Kinder. Unter dem Volke sah ich einige ungewöhnlich wilde Italienerinnen, wahre Banditenmädchen mit Augen wie Dolche und grausam schönen Zügen. Im Uebrigen aber war die Mehrzahl des hiesigen Volkes nicht besonders schön.

Wir fuhren nun langsam die schiefe Bergfläche aufwärts nach Perugia. Je höher man kömmt, desto mehr tritt die Schönheit der Gegend, aus der wir eben herkamen, hervor. Das Thal rundet sich ab, die Berge hinter Assisi steigen scheinbar immer höher und breiter hervor. Es ist eine der eigenthümlichsten Berggegenden, die man sehen kann.

Perugia ist eine alte schöne Stadt. Man muß ziemlich hoch aufsteigen, um endlich durch das antike, mit jonischen Säulen gezierte Thor ins Innere der Stadt zu gelangen, die gleichwohl noch weiter aufsteigt. Man sieht hier vierzig Kirchen, ein schönes altes Rathhaus, einen großen kunstreich gearbeiteten Stadtbrunnen ꝛc., und glaubt sich in einem italienischen Nürnberg zu befinden. Hier ist alles mittelalterlich, romantisch. Wie in Assisi, befinden sich auch hier in den Kirchen die herrlichsten Glasmalereien. Besonders bewundernswürdig ist das große Fenster in der Kirche St. Dominico. In dem sehr reichen Benedictinerconvent zu St. Pietro vor dem Thore findet man alle Wände voll zum Theil unschätzbarer Bilder, besonders heilige Bilder von Perugino, der hier zu Hause war; eine schöne Madonna mit einem Jüngling (in welchem Raphael portraitirt ist) von Odoni d' Assisi. Raphaels Schüler; eine nicht

minder schöne Madonna, die ihr Kind lesen lehrt, von Parmigianino; ein St. Mauro und einige sehr schöne weibliche Köpfe von Sassa Ferrato ꝛc. Ein paar Kinderköpfe aus Raphaels frühester Periode haben nur für die Kunstgeschichte Werth. Leider war ich durch dringende Geschäfte gezwungen, meine Rückreise nach der Heimath zu beschleunigen. Sonst hätte ich mich hier in Perugia, wie später in Florenz gern länger aufgehalten. Hier wird man des italienischen Mittelalters erst froh. Die größte Zierde Perugia's sind die sogenannten Kammern des Perugino, ganz ausgemalt mit Bildern von ihm und seinen Schülern, unter andern auch von Raphael. Kindliche Einfalt, lächelnde Liebe, jene zarte nur dem Mittelalter bekannte „Gottesminne", ein seliges Vertrauen, eine glückliche Ruhe spricht aus allen diesen Bildern. Oben an der Decke ist Gott Vater als lächelnder Greis unter einer Menge kleiner kindlicher Engel abgebildet. Dieser Zug allein charakterisirt den Geist der Schule. Man sieht hier Helden, Könige, Weise, Propheten, Sibyllen, Apostel und auch einige größere Compositionen, unter denen Christus auf dem Oelberge von Perugino die ausgezeichnetste ist. Diese alte Malerei war Gluth in Ruhe, die spätere Malerei wurde Kälte in Bewegung. Man kann den Contrast nicht lebhafter erkennen, als an einem Bilde von Barocci in der Kathedrale von Perugia. Dasselbe stellt eine Kreuzabnahme vor, die Madonna ist in Ohnmacht gefallen, und alles zappelt und winselt durch einander, wo tiefe Ruhe seyn sollte. Aber die Unruhe, die coquetten und theatralischen Stellungen und Bewegungen, sind von

der Malerei nach Raphael unzertrennlich und werden auch bei Gegenſtänden angebracht, wo ſie durchaus nicht hingehören. — Eines der ſchönſten Bilder in Perugia iſt die kleine Madonna, die das Kind leſen läßt, von Raphael, im Privatbeſitz des Conte Coneſtabile de Staſa. Der berühmte Kupferſtecher Amsler hat es geſtochen.

Zwanzigſtes Capitel.

Der traſimeniſche See — Eintritt in das Toscaniſche — Wohlſtand — der kleine Improviſator — Arezzo — Florenz — die Galerie — der Palaſt Pitti — der Dom — Michel Angelo's Tageszeiten — die Gräber des Macchiavelli, Alfieri, Dante und Michel Angelo — das Muſeum und der Volksgarten.

Von Perugia wendet man ſich nach dem Toscaniſchen. Der Weg führt durch waldige Hügel an einem unheimlichen alten Thurme vorüber zum großen Lago di Perugia oder traſimeniſchen See, an deſſen Ufern Hannibal die Römer ſchlug. Der See iſt ſehr ausgedehnt und hat ein paar reizende kleine Inſeln. Die hinter ihm liegenden Berge erſcheinen der Ferne wegen nicht mehr hoch. Nur ein Berg erhebt ſich majeſtätiſch über den andern, in ſehr weiter Ferne gegen Weſten. Es iſt der Monte Cetona. In Paſſignano am See tractirte man uns mit delicatem Aal. Sobald die Landſtraße vom See ablenkt, kommt man an die toscaniſche Gränze. Wir gaben eine Kleinigkeit, und es wurde nichts unterſucht.

Zwar lag uns aufs neue eine ſchöne Bergſtadt, Cortona, gegenüber, an deren Fuß der Weg vorüberführt, im Ganzen aber iſt die Gegend von nun an ebener als bisher. Es fällt auf, daß ſie ſo gut angebaut iſt. Man glaubt ſich wieder in Deutſchland zu befin-

den. Alle Dörfer haben rothe Ziegeldächer, die aus dem Grün der Saaten hervorſchimmern; ein ſonſt in Italien ganz ungewohnter Anblick. Man fühlt, hier wird ſeit geraumer Zeit auf deutſchem Fuß regiert. Fleiß, Wohlſtand, Reinlichkeit begegnen uns hier, ganz wie bei uns.

Nur an der Gränze fanden wir noch Bettler. In dem erſten oder zweiten toscaniſchen Dorf unterhalb Cortona liefen uns einige abgeriſſene Jungen nach. Darunter befand ſich einer von etwa acht Jahren und auffallend geiſtreicher Phyſiognomie, der uns ſogleich in den wohlklingendſten italieniſchen Verſen etwas improviſirte, und mit immer ſteigendem Affect fortfuhr. Als wir ihm ein artiges Geſchenk machten, bat er flehentlich um ein Buch, da er ſo gern mehr leſen wollte und nichts beſaß als ein ſchon ganz zerleſenes lateiniſches Gebetbuch. Wir konnten ihm ſeinen Wunſch nicht gewähren, und er wollte traurig weggehen, als ihn unſer Vetturin noch einmal zurückrief und aufforderte, ihm in einer neuen Improviſation eine glückliche Reiſe zu wünſchen. Der Knabe hielt ihm eine kleine ſonore Standrede, verbeugte ſich und kehrte um. Wer es vermöchte, ſollte ſich dieſes ſeltenen Kindes annehmen.

Wir übernachteten in Caſtiglione ſo vortrefflich und billig als möglich. Alles iſt hier beſſer als in den päpſtlichen Staaten. Nur die Tracht der Frauenzimmer wollte mir nicht behagen. Sie bedienen ſich außer dem Hauſe großer runder Mannshüte mit Federn, und im Hauſe ſchwarzer weit vorragender Turbans. Am folgenden Tage kamen wir, immer durch fruchtbare Gegenden, nach Arezzo, wo wir im Dom wieder ſchöne

alte Glasgemälde fanden. Das Rathhaus dieſer Stadt iſt mit vielen kleinen Säulen bis oben hinauf verziert, mehr originell als geſchmackvoll. Leider fing es hier zu regnen an und regnete fort bis zur Hauptſtadt.

Florenz iſt, was Schönheit und Kunſtreichthum anlangt, die dritte Stadt Italiens. Sie liegt ſehr reizend an beiden Ufern des Arno, der in ſchnurgerader Richtung durch die ſchönen, mit mehreren Brücken verbundenen Häuſerreihen hindurchfließt. Umher ſind üppig bewachſene Hügel, mit Landhäuſern, Gärten und Parks, und einige ſchöne Berge. Ordnung, Fleiß, verhältnißmäßige Reinlichkeit geben dem Innern der Stadt ein gewiſſermaßen deutſches Anſehen. Wir nahmen unſere Wohnung bei der Madame Humbert, und wurden beſſer, als irgendwo, und nicht unbillig bedient.

Die berühmte Florentiniſche Galerie iſt reicher an Gemälden, als jede andere in Italien. Dazu kommt noch die Galerie im Palaſt Pitti, die auserleſen iſt. Man ſieht in Rom und Neapel mehr Statuen, aber in Florenz mehr und ſchönere Bilder. Hier iſt das Elyſium der Malerkunſt.

Wenn inzwiſchen nicht ſo viel Antiken hier ſind, ſo gehören die vorhandenen doch zu den herrlichſten, denn hier iſt die berühmte Niobe mit ihren Kindern, die mediceiſche Venus, der Schleifer ꝛc. zu ſehen. Ich maße mir nicht an, etwas Neues über ſie zu ſagen.

Unter den Gemälden findet man eine unglaubliche Menge vom erſten Range, beſonders viele Raphaels. Wie lieblich ſind deſſen beide Pendanten in der Galerie, zwei Madonnen, einfach im rothen Kleide, mit den kleinen Kindern; dann im Palaſt Pitti die ſchöne Ma-

donna von der Tonne, die mit der Dresdener um den Vorrang ſtreitet; die heilige Familie dell' impannata, ein Familiengemälde, den Beſuch der Maria darſtellend, von unvergleichlichem Liebreiz; die Madonna del Baldachino, ein Bild von unendlich zartem und weichem Ausdruck, obgleich von der Zeit verdorben; das Portrait der Magdalena Dori ꝛc. Hier wird man hingeriſſen und ſüß betäubt von der Wirkung des Schönen.

Auch Tizian hat hier Meiſterſtücke geſchaffen. Zwei liegende Geſtalten, denen man den Namen der Venus gegeben, haben zwar nichts Göttliches an ſich, aber alles, was die Sinne reizen kann. Die eine, welche die Hand im Schoß liegen hat, zeichnet ſich durch ein ſo hübſches Geſicht aus, wie Tizian ſie ſelten malt. Die andere iſt weniger üppig, hat aber einen gemeinen Geſichtsausdruck. Hier muß man dem Körper und der ſchönen Sinnlichkeit ihr Recht laſſen. Einen höchſt unangenehmen Eindruck macht aber die Magdalena Tizians im Palaſt Pitti. Es iſt eines ſeiner ſchönſten Bilder; die blonde Heilige, deren nackter Körper von ihrem goldnen Haar überwallt wird, bezaubert; aber indem ſie betend gen Himmel blickt, nimmt ihr Antlitz vollkommen den Ausdruck hinſterbender betäubter Wolluſt an, daß der Contraſt Ekel erregt. Man kann wohl eine Leda mit dieſem Ausdrucke malen, aber nicht eine Heilige. Auch die berühmte Flora von Tizian reicht uns hier ihre Hand voll Roſen dar.

Unter den Bildern, die mir ſonſt noch auffielen, bemerke ich nur einige. Man ſieht in der Galerie zwei Meduſen, die eine von Leonardo da Vinci, auf dem Schlangenhaar liegend, todt, aber im Tode tödtend;

und eine andere von Caravaggio, lebendig mit großen Augen und weit offnem Munde, aus dem kleine Giftzähnchen blicken, die eben ſo erſchrocken ſcheint, als ſie erſchreckt, beides merkwürdige Bilder. — Eine ſchöne Judith von Chriſtoph Alori zeichnet ſich durch den ſchmerzvollen Ausdruck ihres Geſichts aus. Es iſt eine ſchwere Aufgabe, bei einem ſolchen Heroismus das weibliche Zartgefühl zu retten, und in dem Ausdrucke der Kraft und ſchönen Wuth und Schwärmerei den Zug beleidigter Schamhaftigkeit nicht zu vergeſſen, aber ſie ſcheint mir hier ſehr glücklich gelöſ't zu ſeyn. Dieſe ſchönen triumphirenden Augen weinen, und indem ſie ihres Volkes Ehre gerettet, weiß ſie die ihrige verloren. Sie iſt nicht Amazone, ſie iſt nur ein ſchönes, ſchwärmeriſches Mädchen. — Wunderbar iſt eine Madonna mit dem Kinde von Morillo. Auf den erſten Blick gefällt ſie nicht, je länger man ſie aber anſieht, deſto ſchöner, lebendiger, wirklicher tritt ſie aus der Leinwand hervor, und ſieht uns mit den liebenden Augen einer Gattin oder Mutter an. — Auf einem Bilde von Bronzino iſt Chriſtus dargeſtellt, wie er die Seligen aus der Vorhölle abholt. Ein Greis, dem er die Hand reicht, iſt bewundernswürdig gemalt. Dieſer Ausdruck von Hingebung iſt unnachahmlich. — Guido's berühmte Cleopatra hat mir nicht zugeſagt, auch ſeine Madonna in der Galerie iſt zu weich und der untere Theil des Geſichtes zu voll. Dagegen ſieht man einige ſchöne Madonnen von Andrea del Sarto hier, ein ſchönes Portrait von Leonardo da Vinci, eine ſehr ſchöne Madonna von Perugino, eine hübſche Herodias von Bernardino Luigi Milaneſe, ein ſehr anziehendes weibliches Por-

trait von einem unbekannten Maler im Palaſt Pitti (Saal der Erziehung Nro. 245), in weißem Kleid und Schleier, aber mit eigenthümlich dunklen Schatten; einen ſehr hübſchen Knaben von Lotto Laurent ꝛc. Wer kann alles behalten auf einer ſchnellen Reiſe! In der Galerie ſind zwei Säle mit lauter ſelbſtgemalten Portraits berühmter Maler angefüllt, eine der würdigſten Zierden von Florenz.

Der Palaſt Pitti, in dem jetzt der Großherzog von Toscana wohnt, iſt aus ungeheuren rohbehauenen Steinen ungemein geſchmackvoll erbaut. Seine Schönheit liegt in dem richtigen Verhältniß der Länge zur Höhe und in dem terraſſenförmigen Aufſteigen des Baues. Den modernen Fresken von Sabatelli, Benvenuti ꝛc. muß man Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Die Liberalität, mit der man im Palaſt, wie überall in den öffentlichen Kunſtſammlungen von Florenz, zugelaſſen wird, kann nicht genug gerühmt werden. Den Dienern iſt bei Strafe der augenblicklichen Entlaſſung jede Forderung an den Fremden unterſagt.

In der Akademie erblickt man eine ganze Suite altitalieniſcher Bilder, ſo daß man das allmähliche Aufſteigen der Kunſt deutlich darin wahrnehmen kann. Erſt kommen byzantiniſche Bilder, denn die chriſtliche Malerei kam erſt von Conſtantinopel nach Italien, wie nach Flandern. Dann tritt als der erſte Italiener der kindlich fromme Cimabue auf; dieſem folgt Giotto, in dem ſich ſchon unverkennbar eine Tendenz zum Schönen, Graziöſen und Idealen erkennen läßt, im Gegenſatz gegen die nordiſchen Schulen, die mehr zur Wahrheit als Schönheit tendirten; dann Orgagna,

der noch mehr auf Schönheit ſah, und der liebliche Fieſole, aus deſſen Bildern die Engel lächeln und uns ſagen zu wollen ſcheinen, wie ſüß der Himmel iſt. Verrocchio macht den Uebergang zu Leonardo da Vinci, und Perugino zu Raphael, denn dieſe waren ihre Schüler, wie es auch ſogleich aus der Aehnlichkeit der Manieren erkannt wird. Es ſind mehrere Peruginos hier von ganz vorzüglicher Schönheit. Auch eine Verkündigung von Mariotto al Batinelli verdient Bewunderung. Oben iſt Gott unter Engeln, unten erſcheint die Jungfrau auf einem Wege begriffen, und wird von den Engeln überraſcht und angehalten. Auf einem Bilde von Fra Paolino da Piſtoja, eine Verklärung der Maria darſtellend, erblickt man ebenfalls ſchöne Geſichter. Von Fra Bartolommeo befindet ſich hier ein Portrait des berühmten Florentiniſchen Propheten Savanorola, kräftig und edel, und von demſelben eine ſehr reizende heilige Katharina. Auffallend iſt ein großäugiges Portrait von Correggio und das Portrait der Bianca Capello von Bronzino, endlich eine ſchöne Madonna des Francesco Francia. In einem Nebenſaale ſind viele Bilder von Fieſole beſonders aufgehäuft. Auf einem derſelben iſt der Himmel als ein Garten dargeſtellt, in welchem Paar und Paar die Prieſter im Ornat mit weiblichen Engeln ſpazieren gehen. Alle lächeln, und einige küſſen ſich.

In der Akademie iſt auch eine große Moſaikfabrik. Wir ſahen einige koſtbare Stücke, die gerade in der Arbeit waren, unter andern eine Weintraube, deren Beeren aus großen, künſtlich nach der Farbe, Schattirung und Größe ausgewählten Amethyſten geſchnitten waren.

Der

Der Dom von Florenz iſt ein ſehr großes, ſchönes, wunderbares Gebäude. Da wo er den ſchönſten Proſpect darbietet, ſind ihm gegenüber ganz neu die koloſſalen Marmorſtatuen ſeiner Erbauer, Arnulfus und Bruneleschi, ſo aufgeſtellt worden, daß ſie an ihm hinaufblicken und ſich ihres Werkes zu freuen ſcheinen. Die Maſſe des bräunlichen Baues iſt impoſant, und ſeine Form ſeltſam und fremdartig, orientaliſch. Getrennt von ihm, ganz allein, wie der chineſiſche Porzellanthurm, ſteht ſein ſchwarz und weiß geſcheckter Glockenthurm, und wieder beſonders das Baptiſterium mit der berühmten Bronzethür, welche Ghiberti mit ſo kunſtreichen Erzbildern geziert hat, daß Michel Angelo ſie die Pforte des Paradieſes nannte. Im Dom, wie in mehreren andern Kirchen von Florenz, befinden ſich auch ſehr ſchöne Glasmalereien, ganz denen ähnlich, die ich zu Aſſiſi, Perugia, Arezzo geſehen. Ein ganz beſonderer Reiz dieſer Florentiniſchen Kirchen iſt das Glockengeläute. Es ſchien mir noch ſchöner und voller, als das in Foligno. Auch hier wurde ich davon erweckt und in Entzücken verſetzt. Solche Töne müſſen es ſeyn, die uns aus dem Todesſchlafe zum Paradieſe rufen.

In der Lorenzokirche zeigt man die capella degli principi, einen achteckigen Thurm, inwendig mit geſchmackloſer Pracht angefüllt. Unten befinden ſich die Gräber der Mediceer, oben in ungeheurer Höhe wird jetzt ein goldner Plafond gemacht. Die langen Seitenwände ſind durchaus von Marmormoſaik, ſehr bunt, ſehr koſtbar, aber nichts darſtellend als Wappen und viereckige und oblonge Platten, angepaßt der unäſthetiſchen achteckigen Form des Ganzen.

Sola natia bassezza a ciò il sospinge,
D'altrui pensieri usurpator veloce;
Dotto in latrare, ove il latrar non nuoce,
Degli affetti non suoi se stesso finge.

Timido, incerto, intorno a se sogguarda;
Lontani addenta, e prossimi lambisce
I Grandi, ognor con libertà bugiarda.

L'occhio, il contegno, il dir, tutto tradisce
Del reo liberto l'anima codarda,
Cui *Schiavo* in fronte la Viltà scolpisce.

Dieſe herrlichen und wenigen Worte Alfieri's machen ihn würdig, neben dem großen Dante zu ruhen. An deſſen Sarkophage trauert die Muſe, aber Italien zeigt mit Stolz auf ihn. Des lorbeergekrönten Sängers Büſte drückt einen Schmerz aus, der mehr jene Trauer als dieſen Stolz zu billigen ſcheint. Ich hätte gewünſcht, Dante in einem mittelalterlichen, gothiſchen, nicht in einem antiken Grabe zu finden.

Michel Angelo ruht zu ſeiner Linken. Auf ſeinem Sarkophage trauern drei allegoriſche Figuren, welche die Baukunſt, Plaſtik und Malerei darſtellen. Sie haben wohl Urſache zu trauern, denn ſie beweiſen, daß die Schüler, von denen ſie gemacht ſind, den Meiſter nicht erreichten. — In dieſer Kirche Sta Croce ſieht man noch eine Kanzel mit außerordentlich ſchönen Basreliefs und Fresken von Giotto, auch ein ſchönes Portrait von Giotto ſelbſt.

Die Kirche Maria Novella enthält große Frescobilder von Orgagna. Auf der einen Seite ſieht man die Hölle mit unzähligen Kammern und beſondern Martern, die oft ſinnreich ausgedacht ſind. Unter

andern müſſen ſich einige Verdammte ihre zerſtreuten Glieder ſuchen, ihrem eignen Kopf nachſpringen ꝛc. Auf der andern Seite hat man dagegen den Himmel voll unzähliger ſanfter weiblicher Figuren, die wirklich ganz allerliebſt ſind. Eine andere Capelle iſt von Cimabue ausgemalt.

Die Kirche zum heiligen Geiſt hat grandioſe Granitſäulen, wie die Kirche Maria Maggiore in Rom. In der Kirche St. Annunciata befinden ſich mehrere ſchöne Bilder von Andrea del Sorto, die man endlich durch Glasfenſter gegen das Wetter verwahrt hat, und ein großes Deckengemälde, den Himmel vorſtellend, wo mehrere Chöre von Engeln im Kreiſe dergeſtalt in der Ferne hinter einander zu ſtehen ſcheinen, daß man in eine endloſe Tiefe des Himmels hineinzuſehen glaubt. Ich ſah dieſe artige Idee auch in einer andern hieſigen Kirche wiederholt. Die Michaelskirche zeichnet ſich nur durch ſehr ſchöne Roſetten mit Glasmalereien und einen kunſtreichen alten Altar aus.

Im palazzo vecchio ſind außer Freskken von Naſari und einigen meiſt neuen Statuen recht intereſſante hiſtoriſche Portraits zu ſehen, unter denen beſonders Johann Medici durch ſeine außerordentliche Aehnlichkeit mit Napoleon auffällt. Ein zweites Portrait deſſelben findet man auch in der Galerie.

Ich gerieth auch ins Muſeum und ſah die Präparate, die Naturalien aller Art. Sehr ausgezeichnet ſind die Wachsarbeiten. Man findet hier nicht nur alle anatomiſchen Theile des menſchlichen Körpers, ſondern auch eine große Menge ausländiſcher Pflanzen auf das kunſtreichſte in Wachs nachgebildet. Unter

den mir unbekannten Pflanzen fiel mir besonders die Iris susiana auf, eine ungeheuer große Schwertlilie, einfach von grauer Farbe mit schwarzen Strichen untermischt, die großen Blätter zart und weich, traumhaft, nächtlich, unheimlich. Gleich neben dem Museum ist ein großer Garten mit lebendigen Blumen und einem reichen Gewächshaus, das uns wirklich eine fremde Welt vorzaubert. Dieser Garten dehnt sich in einen weiten herrlichen Park hinter dem Palast Pitti aus, und führt, obgleich er dem Großherzog gehört, den populären Namen, Garten del popolo. Man übersieht von da die Stadt und das schöne Thal des Arno.

Einundzwanzigstes Capitel.

Die Apenninen — Aussicht auf das adriatische Meer — Napoleons Maske — Bologna — Ferrara — Rovigo — die euganeischen Berge — Padua — Rückkehr durchs wälsche Tyrol — deutsche Eigenthümlichkeiten — Botzen — Meran — Innsbruck — der Wallersee — Heimkehr.

In einem bescheidenen Einspänner, der freilich auf besseres Wetter berechnet war, fuhren wir unter strömendem Regen aus Florenz. Erst gegen Abend zertheilten sich die Wolken, und wir konnten die schwarzbeschatteten Apenninen vor uns liegen sehen. Schritt vor Schritt aufwärts steigend, kamen wir endlich tief in die Nacht hinein. Unser Vetturin hielt mitten in einem Stalle, in dem wir von Schafen umblöckt wurden. Wir wußten nicht, was das bedeuten solle, erfuhren aber, daß der Stall zu einem einsamen Hause gehöre, in dem man uns gut aufnehmen werde. So war es auch. Wir fanden eine ländliche Familie und wurden von Frau und Tochter gastfreundlich nach deutscher Weise so gut bedient, als wir es in diesen Gebirgen nicht erwartet hatten. Der Ort hieß Monte Carelli.

Am folgenden Morgen brachen wir sehr früh auf, um die Höhe der Apenninen vollends zu erklimmen. Um die Häupter der Berge flogen noch Nebel, aber die

Tiefen waren klar. Wir blickten in ein ſchönes, von einem Fluſſe maleriſch durchſchlängeltes Thal, das uns zur Rechten blieb. Endlich jenſeits Pietra mala erreichten wir den höchſten Gebirgsrücken, die Waſſerſcheide zwiſchen dem Po und Arno, die hohe Gränze, welche das ſüdliche Hügelland Toscana's und des Kirchenſtaats von der ſpiegelglatten unermeßlichen Ebene der Lombardei trennt, in die wir jetzt wieder hinunterſahen. Die Aecker und Weinberge von Pietra mala reichen bis zum Sattel des Gebirges, und dieſe Zeichen der Cultur machen auf einer ſolchen Höhe einen angenehmen Eindruck. Doch ſahen wir aus Windmauern und aus einer Inſchrift am Wege, daß hier zuweilen furchtbare Stürme wehen müſſen.

Es gibt hier eine berühmte Stelle, von wo aus man über die ganze Breite von Italien hinüber zugleich ins mittelländiſche und adriatiſche Meer ſehen kann. Die Ausſicht auf das erſtere blieb uns aber dießmal durch die großen Wolkenmaſſen verſperrt, die wie ein fliehendes Heer am ſüdweſtlichen Himmel herunterzogen. Nur die Nordoſtſeite des Himmels, der wir gerade entgegenfuhren, blieb frei und gewährte uns die entzückendſte Ausſicht über das in den mannichfachſten und ſchönſten Formen allmählich in die Ebene hinunterſteigende Gebirg und über die Ebene ſelbſt, und die öſtlich ſich ihr anſchließende Spiegelfläche des adriatiſchen Meeres.

In Filigano, dem nächſten Ort jenſeits des höchſten Bergrückens, betritt man wieder das päpſtliche Gebiet, was wir ſogleich durch die ſchlechte Wirthſchaft inne wurden. Das ganze Zoll- und Gränzperſonal be-

fand ſich in der Meſſe, und wir mußten eine Stunde warten, bis die Päſſe viſirt wurden. Auch wurden wir hier ſogleich wieder von zerlumpten Bettlern angegangen, was im Toscaniſchen nicht mehr der Fall geweſen war. Der Wirth des Orts hat eine große Menge hübſche, unter andern auch blonde Töchter. Aus ſeinen Fenſtern ſieht man in ein Thal, das wieder von einem Fluß durchſchlängelt in eine tiefe Ferne ſich verliert, und über dem am äußerſten Horizont der Spiegel des adriatiſchen Meeres ſilbern hervorſchimmert. Hier hörte ich von einem italieniſchen Bauer eine Aeußerung des tiefſten Haſſes gegen Papſt und Geiſtlichkeit.

Man hat von dieſer Höhe noch eine halbe Tagfahrt bis herunter nach Bologna, und der Weg gehört zu den ſchönſten in der Welt. Zur Linken ziehen ſich die Apenninen mit ihren zahlloſen Gipfeln und Zacken in der ſchönen Linie hin, in welcher ſie den Golf von Genua umſchließen, und die wir jetzt von der Rückſeite ſahen. Eine Reihe Berge lag über der andern, durch die Beleuchtung ſcharf unterſchieden. Vor den fernſten in tiefem Blau dunkelnden Reihen lagen nähere, hellgrau, beinahe ſilbern ſchimmernde Felſenwände. Die niedern Berge gerade vor uns waren anfangs auch noch blau, je mehr wir uns ihnen aber näherten, deſto mehr traten ſie in ihrer natürlichen Farbe, als braungelber Sandſtein, hervor. Einer dieſer Berge lag, als wir von Filigano herausfuhren, in weiter Ferne noch tief unter uns als eine kleine ſchwarzblaue Felſenmaſſe, die grell gegen alle übrigen Berge und Hügel abſtach und vollkommen einer liegenden Maske Napoleons glich. Stirn, Naſe, Kinn waren aufs deutlichſte und ähnlichſte aus-

gedrückt. Als wir weiter hinabkamen, dehnten ſich dieſe Formen aus und verſchoben ſich. Endlich kamen wir unter dem Berge ſelbſt vorbei und erfuhren, daß er Monte delle Donne genannt werde. Der Pendant zu dieſem Berg iſt ein ſpitzer Kegel, weiter rechts gelegen, auf deſſen Spitze das Kloſter St. Luca ſteht. Alle dieſe Berge liegen in einem breiten gelbbraunen Bande von Sandſtein, das ſich durch dieſe Gegend am Fuße der Apenninen hinzieht, und das durch Waſſersgewalt in ſeinen kühnen Formen ſcheint zerklüftet worden zu ſeyn. Noch tiefer unter dieſen Bergen erblickt man in weiter Ferne ein tempelartiges Gebäude, gerade am äußerſten Rande des Gebirges, wo die Ebene beginnt. Dieß iſt der Punkt, nach welchem der Reiſende, der von Florenz kommt, ſich zu richten hat, denn es iſt eine auf dem Berge liegende Kirche, unter welcher Bologna liegt. Ueber alle dieſe Gebirgspartien dehnt ſich noch eine unermeßliche Fernſicht aus. Die lombardiſche Ebene und das adriatiſche Meer ſteigen bis zu einer beträchtlichen Höhe am Horizont empor, und mit Fernröhren muß man die Alpen ſehen können. Wir ſahen nur das euganeiſche Gebirge, einen kleinen Vorſprung der Alpen zwiſchen Ferrara und Padua.

Als wir unter den Sandſteinfelſen des Monte delle Donne durchpaſſirt waren, begegneten uns kurz nach einander ein Zug wandernder deutſcher Handwerksburſchen und ein Wagen mit deutſchen Studenten, alle friſche blühende Leute mit einer roſigen Jugendlichkeit, wie man ſie in Italien zu ſehen nicht gewohnt iſt. Bald darauf gelangten wir in ein großes Thal, das ein ſehr ſchöner kleiner Fluß durchſtrömt. Es war Sonntag,

und in allen Dörfern wurden die Glocken geläutet, Böller gelöſ't und die geputzten Marienbilder in feierlicher Proceſſion um die Kirchen getragen. Alles lag auf den Knieen, ſelbſt auf der Straße und in weiter Entfernung. Kirchen und Häuſer waren mit Blumen bekränzt. In einem Dorfe war vor einem Wirthshauſe mitten in der Straße das Bild einer großen Glocke mit Inſchriften in Blumenmoſaik ausgelegt. Wir erfuhren, es ſey das Maifeſt, das man feiere. Der Menſchenſchlag iſt ſchön. Ich ſah ſehr liebliche Mädchengeſichter. Unter andern bemerkte ich beim langſamen Durchfahren durch ein Dorf, im Hintergrund eines dunkeln Zimmers durch das offene Fenſter einen weißen Schimmer, und als ich ſchärfer zuſah, entdeckte ich ein junges Landmädchen, deſſen weiße Zähne ſo hell durch die Finſterniß glänzten.

Endlich lag Bologna mit ſeinen zwei ſchief gegen einander geſtellten, höchſt geſchmackloſen Thürmen vor uns. Unſern von der Stadt begegnete uns der gegenwärtig in Bologna regierende Cardinal ſpazierengehend und vom Kopf bis zu den Füßen feuerroth gekleidet. Sonſt konnten wir, da der Abend ſich ſchon neigte, und wir in der Stadt irrefuhren, nichts bemerken, als daß Bologna mit ſeinen hellen Laubengängen eine recht freundliche Stadt iſt und ſchöne Leute hat. Unſerm Goſthof gegenüber gab man ein Concert, deſſen Muſik wir bis tief in die Nacht hörten.

Am andern Morgen beſahen wir den Dom, die Gemälde ꝛc., und fuhren unter den Strömen des wiederbegonnenen Regens mit der Poſt weiter. Mit den päpſtlichen Poſten mag ſich jeder Reiſende in Acht neh-

men. Mir wurde mein Gepäck, das der Vetturin unter einer Strohdecke trocken erhalten hatte, durch die Liederlichkeit des Poſtperſonals ganz durchnäßt. Der Weg war übrigens vortrefflich, da das Land ganz eben iſt, und wir kamen früh nach Ferrara. Dieſe Stadt iſt ſehr groß, hat lange und weite Straßen mit ſchönen Häuſern, iſt aber menſchenleer. Außer dem alterthümlichen Dom fiel mir beſonders die eigene Bauart der Caſa villa auf. Auf der Piezza nuova ſteht Arioſts Bildſäule, ein hübſches modernes Werk, und nicht weit davon wird dem Fremden Taſſo's Kerker gezeigt. Ich ging zur Geſellſchaft mit hin, obgleich ich kein Freund von ſolchem Reliquiendienſt bin, der nur der lieben Dummheit bei ihrer Vornehmthuerei und Schönthuerei unentbehrlich iſt.

Des Morgens regnete es ſchon wieder. Der Po war ſtark angeſchwollen. Er macht hier die Gränze zwiſchen dem päpſtlichen und kaiſerlichen Gebiete. Die öſterreichiſche Mauth benahm ſich mit einer exemplariſchen Artigkeit. Von Rovigo konnte ich nicht viel ſehen, da es immerfort in Strömen regnete. Erſt nach Mittag, als wir in die euganeiſchen Berge kamen, verzogen ſich die Wolken, und wir konnten dieſe ſchönen Berge genau in der Nähe ſehen. Am reizendſten nimmt ſich der Monte ſalice mit ſeiner Burg und ſeinem prächtigen Pinienwalde aus. Dann folgen noch mehrere grünbewaldete Berge von ſchönen Umriſſen mit lachenden Thälern. Auch ſieht man hier viele Villen von reichen Venetianern gegründet, die aber jetzt groſſentheils leer und verödet ſind.

Padua macht denſelben Eindruck wie Ferrara.

Es iſt eine große, geräumige, aber ſichtbar in Verfall gekommene und verödete Stadt. Leer und verroſtet ſteht der große mit Fresken verzierte Saal des Rathhauſes, verroſtet das alte Univerſitätsgebäude, deſſen innere Galerien mit unzähligen Wappen behangen ſind. Jedermann kennt den heiligen Antonius von Padua, der einſt den Fiſchen predigte. Seine Kirche enthält alte Fresken von Giorgio, aber ſein Grab daſelbſt iſt ziemlich geſchmacklos mit Reliefs von Tullius Lombardus und mit einer großen Menge moderner Votivtafeln ausgeſchmückt, auf denen alle möglichen Unglücksfälle abgemalt ſind, aus denen das Gebet jenes heiligen Antonio die Leute gerettet haben ſoll. Es regnete auch in Padua. Von der ſchönen Welt war nicht viel zu ſehen. Die Mädchen trugen hier alle Blumen im Haare. Zufällig geriethen wir in ein deutſches Bierhaus, wo uns eine ſteyermärkiſche Kellnerin mit ihrem freundlichen: was ſchaffens? empfing. Oeſterreichiſche Civilbeamte und Officiere haben hier ihren Vereinigungspunkt.

Nach wenig Stunden fuhren wir mit dem Eilwagen weiter. Der Regen hörte auf, wir paſſirten das alte Vicenza mitten in der Nacht, und wiegten uns auf der herrlichen Straße in ſanfte Träume, während wir Verona zueilten. Eine Menge Nachtigallen erfüllten die ſtille Nacht mit ihrem lauten Geſang, und ich dachte an Romeo und Julie.

Auch durch Verona eilten wir des Morgens nur hindurch und ſahen bald beim heiterſten Wetter die ſchönen Berge wieder, die das Thal der Etſch einengen. Der weit großartigere Charakter der Alpen fällt

auf, wenn man aus den Apenninen kommt. Die Nähe der deutschen Heimath erweckt alte Gefühle, die lange schlummerten, und mit Neugierde betrachtet man jeden Gegenstand, der nicht mehr ächt italienisch, der schon wieder mehr deutsch erscheint.

War es Täuschung, oder haben es andere Reisende auch bemerkt. Italien hat eine gewisse trockene Luft, die man nicht mehr athmet, so wie man in die deutschen Berge eintritt.

Ich konnte jetzt erst die Schönheiten Tyrols genießen, bei guter Jahreszeit und hellem Wetter, da ich sie auf der Herreise nur im Schnee, Nacht und Nebel durcheilt hatte. Die Perspective der Berge, die von beiden Seiten die Etsch einschließen, wie Coulissen (gleichsam eine Allee von Bergen), gehört wohl zu den schönsten Landschaftsbildern, die man finden kann. Doch ist das schöne Thal gar zu lang und bleibt sich viele Tagereisen beinahe immer gleich. Das ganze lange Tyrol hindurch fährt man in diesem tiefen Graben und sieht vom übrigen Lande nichts. Nur bei Roveredo, Trient, Botzen und Brixen, überall wo eben größere Städte Platz finden konnten, öffnet sich das Thal etwas, um sich bald hinter diesen Städten wieder zu schließen.

Auf dem Herweg hatte ich die Bevölkerung immer häßlicher gefunden, je weiter ich vorwärts kam; jetzt hatte ich das Vergnügen, sie eben deßhalb immer schöner zu erblicken, je weiter ich bergauf kam. Die wälschen Tyroler sind überhaupt schon schöner und kräftiger als die Italiener der Ebene, sie werden aber am schönsten da, wo sie unmittelbar an die deutschen

gränzen. Zwiſchen Trient und Botzen iſt der ſchönſte Schlag der italieniſch-redenden Menſchen, ſo wie zwiſchen Botzen und Brixen der ſchönſte der deutſch-redenden.

Wir fuhren von Verona aus ſehr billig und bequem mit einem Einſpänner und nahmen das erſte Nachtlager in dem kleinen Borghetta, wo wir recht anſtändig bewirthet wurden; das zweite in Salurn, wo uns zum erſtenmale wieder die deutſche Sprache empfing. Die Nacht bei Salurn unter den kühnen Felſen, über die bei heftigem Sturm der klare Mond emporſtieg, werde ich nie vergeſſen.

Am andern Morgen hielten wir in einem Dorfe, wo eben ein armer Bauerknecht begraben wurde, deſſen Träger alle Blumen auf die Hüte geſteckt hatten. Warum rührt uns der Tod eines Unbedeutenden mehr als der Tod eines Großen? warum rühren arme ländliche Begräbniſſe mehr als die prächtigſten Exequien in großen Städten?

Ein öſterreichiſcher Wegbeamter, der an den Schlag des Wagens trat, zerſtörte uns vollends die italieniſchen Illuſionen. Eine ſolche deutſche Amtsmiene, ein ſolches Pflichtgefühl mit beſcheidener Würde verbunden, eine ſolche Berufstreue, einen ſolchen Dienſtſtolz hatten wir ſeit einem Vierteljahre nicht mehr geſehen, und wir befanden uns plötzlich in einer andern Welt. Ja, von dieſem deutſchen Beamtengeiſte, von dieſer Standesphyſignomie iſt nichts in Italien zu ſehen. Ein einziges ſolches Geſicht ſcheidet zwei große Nationen.

Bald kamen auch deutſche Bauerngeſichter zum Vorſchein mit jenem eigenthümlichen Ausdrucke von

Dummheit, der ebenfalls in ganz Italien nicht zu finden iſt, mit jenen offen ſtehenden Mäulern und hölzernen unbeweglichen Muskeln und ſtumpfen grauen Augen, die der vollkommenſte Contraſt zu den ſcharfgeſchnittenen und geſchloſſenen Lippen, zu dem lebhaften Mienenſpiel und den großen ſchwarzen Augen der Italiener ſind.

Endlich zeigten ſich auch kleine bürgerliche Honoratioren und einige Stutzer. Da fiel mir der Contraſt noch mehr auf. Dieſe Gattung von Deutſchen zeichnet ſich merkwürdig aus durch ihre Affectation im Gang und in jeder Gebärde. Obgleich wir in Deutſchland die Beobachtung an jedem Sonntag Nachmittag machen können, achten wir doch nicht darauf, weil ſie uns zu gewöhnlich iſt. Nur wenn wir aus einem fremden Lande kommen, wo alles natürlich geht und ſteht und ſpricht, kann man ſich nicht genug über die alberne Ziererei unſerer Honoratioren verwundern. Zu dieſer weiten Claſſe gehört alles, was einen runden Hut trägt und ſich über den Bauer erhaben glaubt. Da ſieht man einen Schneidergeſellen, einen jungen Barbier, einen Schreiber, einen Commis mit einem coquetten Stutzbärtchen die Manieren eines Cavaliers nachäffen, und im Gang, in der Haltung des Kopfs, im Blick, in einer ſtudirten Nachläſſigkeit, mit der ſie das Stöckchen in der Hand tragen, ſich eine Wichtigkeit beilegen, die nur dann nicht lächerlich erſcheint, wenn man die Sache ſchon gewohnt iſt. Dann die ältern Herren, die oft einhergehen, als müßten ſie über das Wohl aller fünf Welttheile nachdenken, oder als ſeyen ſie des Großmoguls Sonnenſchirmträger. Und endlich die zimperlichen

Schönen,

Schönen, die Frauen mit ſchlappen Zügen und nergelnden Alltagshöflichkeiten, die Töchter mit eckigen Ellenbogen und an denen die Modekleider wie Löffel am Galgen hängen. Das alles ſieht man nur in Deutſchland. In Italien herrſcht unter allen Ständen Einfachheit und Natürlichkeit vor. Man ſtolzirt nicht, man braucht es auch nicht. Die Phyſiognomien der Italiener ſind zu klug, als daß ſie nöthig hätten, einen dummen Ausdruck durch Wichtigthun imponirend zu machen. Und was ihre Kleidung betrifft, ſo behängen ſie ſich nicht ungeſchickt mit guten Kleidern, die ihnen nicht paſſen, ſondern tragen, was ihnen gut ſteht, und wenn es auch nur Lumpen wären.

Die Affectation, das Gravitätiſchthun, Dickthun, Vornehmthun, Süßthun, Kleinthun, Großthun iſt ſehr alt in Deutſchland und wechſelt nur von Zeit zu Zeit die Manier, während die Sache bleibt. Das gibt uns jenes linkiſche Weſen, das man ſchon ſo lange und mit Recht an uns tadelt. Ohne alle Tournure wollen wir die Galanten und Vornehmen ſpielen, und indem wir ein fremdes Weſen erkünſteln, verlieren wir darüber unſer eigenes natürliches Weſen. Gar mancher Bauer, der noch natürlich iſt, beſonders in Tyrol, beſchämt in Haltung und Gang und Mienen die ſogenannten Honoratioren, die ſich ein Air zu geben ſuchen und ſich nur lächerlich machen.

Will man gerecht ſeyn, ſo kommen die Deutſchen gleichwohl bei einer Vergleichung mit den Italienern nicht zu kurz, denn es iſt eben ſo gewiß, daß die ſchöne Männlichkeit, der edle freie Ausdruck in den Geſichtern, die mit höchſter Kraft gepaarte Reinheit und Un-

ſchuld nur in deutſchen Geſichtern zu finden iſt, und nirgends in den italieniſchen. Jünglingsgeſtalten treten uns unter den deutſchen Tyrolern entgegen von ſolcher reinen Schönheit, daß man Engel zu ſehen glaubt; Männer von ſo gediegener Herzhaftigkeit und Treue, daß man ſagen muß, ein ſolches Volk iſt das erſte der Welt. Dagegen kommen nun die feineren, geiſtreichen, aber zu wenig kräftigen und zu wenig offenen Italiener nicht auf. Bei allem Geiſt fehlt ihnen der Seelenadel deutſcher Männer.

Wenn alle Deutſchen ſo wären, wie die Tyroler Bauern, ſo männlich, frei, ſchön und treu, wir wären die Herren der Welt.

Als wir in das ſchöne Thal kamen, in welchem die Eiſack in die Etſch ſich ergießt, und wir von fern den grünen Kirchthurm von Botzen erblickten, begegnete uns ein Mädchen barfuß und mit bloßem Nacken, groß und ſchön wie eine Juno, trotz der heißen Sonne dieſes Thales von ſchneeweißem Teint, mit einem Schwanenhals und kleinen Kopf und Zügen, deren geiſtreiche Feinheit dem erſten Salon Europa's anzugehören ſchien, während die Unſchuld dieſes Engelgeſichts nur in den Gebirgen von Tyrol heimiſch ſeyn konnte. So außerordentliche Schönheiten ſind nicht gar ſelten hier. Weiter oben im Gebirge wird das weibliche Geſchlecht kleiner und nimmt zugleich eine häßliche Tracht an. Beſonders die dicken Spitzmützen von Wolle ſind abſcheulich, obgleich ein junges Mädchen, das mit ſittigem Gang über das Gebirge geht, und ihr lachendes kleines Geſichtchen aus dem dicken ſchwarzen Turban hervorſteckt, auch in die-

ſer entſtellenden Tracht beweiſt, daß der Jugend, Schönheit und Sittigkeit alles wohl anſteht.

Die Kaiſerkrone in Botzen iſt einer der ſtattlichſten und angenehmſten Gaſthöfe in Tyrol, wo man eine liebevolle Aufnahme findet, mehr wie ein Freund, als wie ein Gaſt. Hier erſcheint die liebenswürdige Gutmüthigkeit der deutſchen Tyroler gepaart mit Bildung und geſellſchaftlichen Talenten. Dem Reiſenden werden Bekanntſchaften, wird Umgang nie hier fehlen, wo zugleich die Natur ihre zauberiſchen Schönheiten in der reichſten Fülle ausgeſtreut hat.

Wir unternahmen eine Spazierfahrt nach Meran, das Etſchthal aufwärts. Der Weg zieht ſich links an den Waldbergen hin, deren Häupter von alten Burgen gekrönt ſind. Nahe bei Botzen ragt ein hoher grauer Felſen ſcharf wie ein Meſſer aus dem Walde hervor, und iſt bekränzt mit einer alten, aber noch blendend weißen Burgmauer, zu der jetzt niemand mehr hinaufkommen kann. Etwas tiefer am Wege liegt das berühmte Schloß Maultaſch, wo die Margaretha Maultaſch hauſte. Man ſieht noch den Ausgang des unterirdiſchen Ganges, der hinauf zum Schloſſe führte. Dann kommt man dicht an einem rothen Kirchenthurm vorüber, der wie der Thurm zu Piſa ſchief ſteht und jeden Augenblick fallen zu wollen ſcheint. Hier wendet ſich der Weg rechts, und man ſchaut in das Thal von Meran, das von ungeheuern Gletſchern ringsum überragt iſt. Unterhalb der Schnee- und Waldlinien ſind die Höhen dieſes ganzen Thales von Botzen an mit zahlloſen alten Burgruinen geziert. Man bemerkt hier einen Reichthum an alten Schlöſſern, wie man ihn ſonſt nur

am Rhein und in einigen Gegenden der Apenninen wiederfindet. Hier iſt auch das alte Stammſchloß Tyrol, nahe über Meran. Die Bauern dieſer Gegend ſind ſchöne Leute von deutſcher Kraft und italieniſchem Feuer. Wir fuhren erſt in der Nacht zurück. Der Mond ging über den Bergen auf, in der Ferne und Nähe ſchimmerte der Schnee der Gletſcher, während um uns Nachtigallen ſchlugen. Nebelwolken ſtiegen auf und verſchwanden plötzlich, wenn ſie eine gewiſſe Höhe am Himmel erreicht hatten.

Am andern Morgen entließen wir unſern Veroneſer Einſpänner und nahmen einen andern aus Botzen. Der Knecht, der uns fuhr, kannte die Localitäten und die Geſchichte des Landes genau, und wußte uns viel zu erzählen. Das Wetter war überaus ſchön, eine ungeheure Menge große gelbe Schmetterlinge (der Schwalbenſchwanz) durchflatterten das heiße Thal und flogen uns zuweilen in den Wagen. Ueberall auf dem Wege ſah man wohlhabende Dörfer, Schlöſſer, Klöſter. In dem Nonnenkloſter Seben, das wir links am Weg auf einem hohen Berge herabſchauen ſahen, ſoll eine keuſche Nonne, um den Franzoſen, die bereits das Kloſter erſtürmt hatten, zu entgehen, ein Fenſter geöffnet und ſich in den Abgrund geſtürzt haben.

Zu Mittag ſahen wir den mohrenköpfigen Thurm von Briren im freundlichen grünen Thale hervorragen. Dießmal ſchenkte ich der neuen Feſtung eine noch genauere Aufmerkſamkeit. Sie iſt vortrefflich angelegt und ſperrt den Paß der Gebirge vollkommen. Etwas weiter aufwärts kommt man über die berühmte Eiſackbrücke, wo die Franzoſen und Bayern 1809 eine

furchtbare Niederlage erlitten. Bis hierher hatte man sie aus Innsbruck heranrücken lassen, und hier auf Einmal, wo sich die Berge ganz verengen, stürzten die Tyroler Bauern eine ungeheure Menge Felsblöcke und Steine auf sie herunter, zerschmetterten Mann und Roß und Kanonen, und zwangen sie zu einem traurigen Rückzug, auf dem sie noch großen Verlust erlitten. Von hier an ist das ganze Thal bis auf den Brenner und von da bis Innsbruck ein fast ununterbrochenes Schlachtfeld.

Wir übernachteten recht anständig in Mauls und stiegen am folgenden Morgen zu Fuß den Brenner hinauf. Es war Sonntag, und in Sterzing, das in einem ziemlich kahlen Bergthale liegt, sammelte sich das Landvolk im ländlichen Putz zur Kirche. Bald standen wir am Ursprung, einem Wasserfalle, der sich, sobald er auf dem Boden auffällt, in zwei Bäche theilt, wovon der eine als Eisack nach Italien, der andere als Sill nach Deutschland hinabfließt. Dem letztern folgten wir raschen Schrittes. Bald waren wir an dem schlachtenberühmten Berge Isel, bald in der Hauptstadt Tyrols.

Innsbruck liegt außerordentlich freundlich in dem Innthale, das seinen grünen Spiegel zwischen den Schneebergen ausbreitet. Ueber der Stadt am linken Innufer ragt die berühmte steile Martinswand hervor, unter der Stadt am rechten Ufer das eben so berühmte Schloß Ambras. In Innsbruck selbst zeichnet sich der Dom durch die vielen Erinnerungen an den Kaiser Max und durch die neue Marmorstatue des Andreas Hofer aus. Da vor kurzem erst August Lewald in seinem vortrefflichen Buch über Tyrol alle diese Dinge beschrieben hat, übergebe ich sie hier.

Als wir am andern Tag über den hohen Zirlberg kamen, fielen uns Bettler an, die ſich förmlich auf die aus Italien zurückkehrenden Reiſenden eingerichtet haben, denn ſie radebrechten italieniſch und forderten italieniſche Münzen, die wir etwa noch übrig hätten und hier zu Lande nicht mehr brauchen könnten. Ganz ſo betteln die Kinder in Velletri und Albano um neapolitaniſche Münzen.

Durch die Scharnitz und Mittenwald ins Königreich Bayern wiedereintretend, wandten wir uns dießmal zum Wallerſee. Der Tag war wolkig und ſtürmiſch, über den einſamen, vom ſchwarzen Wald umhegten Bergſee flogen Raben. Im Poſthaus erfuhren wir, daß der rieſenhafte Poſthalter, nachdem er nächtlich auf dem Grabe ſeiner wahrſcheinlich gewaltſam umgekommenen Frau zugebracht, endlich im Wahnſinn geſtorben ſey, da er, wie es hieß, die Idee, ſeine wenigen Nachbarn auszukaufen, den ganzen See allein zu beſitzen, vor jedermann abzuſchließen und in dieſer Einſamkeit allein mit ſeinem Fluch zu hauſen, nicht habe ausführen können. Dieß alles machte einen ſchauerlichen nordiſchen Eindruck.

Noch ein Bergabhang mit ſchönem Walde, noch ein See, und wir kamen zur fruchtbaren Ebene des Bayerlandes herab. In Benedictbeuren fanden wir gutes bayeriſches Bier und ſchlechte bayeriſche Journale, die von einander unzertrennlich zu ſeyn ſcheinen. In München blieb ich nur eine Stunde, und im obſtreichen Schwaben empfingen mich alle Bäume in voller Blüthe, nachdem ich den Frühling ſchon drei Monate lang ununterbrochen in Italien genoſſen hatte.

Anhang.

I. Beurtheilung des Werkes „Italien, wie es wirklich ist" von Nicolai.

II. Ein kleiner literarhistorischer Nachtrag zu Forkel's Handbuch für Reisende in Italien.

II.

Beurtheilung des Werkes: Italien wie es wirklich iſt. Bericht über eine merkwürdige Reiſe in den heſperiſchen Gefilden, als Warnungsſtimme für alle, welche ſich dahin ſehnen. Von Guſtav Nicolai, k. preuß. Diviſionsauditor. Zwei Theile. Berlin, 1834. Zweite Auflage. 1835.

Dieſes Werk des Herrn Nicolai hat Aufſehen erregt. Da ich unmittelbar nach ihm, beinahe durchaus denſelben Weg reiſ'te, konnte ich am beſten urtheilen, ob er die Wahrheit geſagt habe oder nicht, und ich hielt mich für verpflichtet, dieß mein Urtheil ſchon in meinem Literaturblatt öffentlich auszuſprechen, weil

1. die Unwahrheit ſchon an ſich, und

2. noch mehr die ungroßmüthigen Verunglimpfungen eines unglücklichen Volkes, endlich

3. die hofmeiſternde, gleichſam vormundſchaftliche Manier, in welcher dieſe Unwahrheiten vorgetragen wurden, mir eine ſtrenge Rüge verdient zu haben ſchienen.

Man thut väterlich, man will die lieben Kinder warnen, daß ſie doch ja nicht in die böſe Welt hinausreiſen, daß ſie hübſch daheimbleiben und nie ahnen, es

gäbe ein ſchöneres Ufer in der Welt, als das der Spree, und höhere Berge, als die von Köpenick.

Oder iſt das nicht die verſteckte Abſicht? Hat man ſich nicht durch ſolche politiſche Wiegenlieder verdient machen wollen? Wenn nicht, ſo iſt es genug, daß wir wiſſen, der Verfaſſer iſt ein Berliner, und er verachtet alles, was nicht Berliniſch iſt, und am meiſten das, was Berlin am unähnlichſten iſt. Die Oppoſition gegen das ſchöne Italien konnte nur aus der häßlichen Sandhaide von Berlin hervorgehen. Wie nur ein Walliſer den armen Mann, der keinen Kopf hatte, bedauern konnte, ſo kann nur ein Berliner das arme Italien wegen ſeiner häßlichen Gegenden, wegen ſeiner häßlichen Mädchen, wegen ſeines ſchlechten Weins und wegen ſeines Mangels an Citronen und Pomeranzen beklagen.

Auch gereicht dem Verfaſſer ſeine Individualität zur Entſchuldigung. Er gibt ſich in ſeinem Buche ſelbſt als ein durch und durch unpraktiſcher Menſch und als der unbeholfenſte Reiſende zu erkennen, der je mit Paßbehörden, Domanen, Gaſtwirthen und Poſtillonen zu thun gehabt hat. Er verhehlt nicht, daß ihn eine wahre Knabenangſt vor dieſen kleinen Beläſtigungen Tag und Nacht auf der ganzen Reiſe verfolgt hat. Er geſteht mit merkwürdiger Naivetät ein, wie wenig Muth und Verſtand er denſelben entgegenſetzt und wie derb er ſich überall hat prellen laſſen. Wie darf man ſich nun wundern, daß er blind für alle Reize Italiens geweſen iſt, da er das ſchöne Land immerwährend mit Seelenangſt, ja, wie er ſelbſt geſteht, mit „Verzweiflung" durchreiſ'te, und bei der ſchönſten Ausſicht immer nur an die Trinkgelder dachte, die ihm wieder bevorſtünden. Wer mit ſolchen Beklem-

mungen behaftet iſt, der kann freilich nur wie auf dem Schub oder wie ein Kolikkranker reiſen, den muß freilich ſelbſt ein Paradies anekeln.

Eben ſo entſchuldigt den Verfaſſer ſein Patriotismus. Wie der Grönländer, in den üppigen Süden verſetzt, unter den ſaftigſten und würzigſten Früchten hungert und nach ſeinem ſtinkenden Thran verlangt, ſo ſeufzt Herr Nicolai in der üppig grünenden, wie ein unermeßlicher Garten prangenden Lombardei, in den zauberiſchen Appenninen, unter den Waſſerfällen, Burgruinen, phantaſtiſchen Bergklöſtern, unter den Rieſendenkmalen des Alterthums, die auch in Trümmern noch ſchön ſind, am dunkelgrünen Meere, in dem ſich mit der Marmorſäule oder dem alten Normannenthurme das grüne Rebengitter widerſpiegelt, und am flammenſchwangern Veſuv, im mit Orangen vergoldeten Sorrent — ſeufzt Herr Nicolai nur nach der Haſenhaide, nur nach ſeiner lieben ſandigen Mark und findet die letztere viel ſchöner. Das iſt, wenn nicht grade geſchmackvoll, doch patriotiſch, und da man von niemand fordern kann, er ſolle Geſchmack haben, wohl aber, er ſolle patriotiſch denken, ſo läßt ſich dagegen nichts ſagen.

Uebrigens darf man von einer ſo ausgezeichnet beſchränkten Provinzial-Natur, wie ſie ſich hier ſchriftſtelleriſch offenbaren zu müſſen geglaubt hat, nicht verlangen, daß ſie ein großes Volk aus einem höhern geſchichtlichen Geſichtspunkt betrachten ſolle. Ein wahrer Repräſentant des deutſchen Volks würde ſein Urtheil über das italieniſche etwas ſtrenger abwägen. Bevor ein Deutſcher das Verdammungsurtheil über den Italiener ausſpricht, darf er wohl überlegen, wie viel Deutſchland zum

Ruin Italiens beigetragen hat. Wenn irgend ein inhumanes Urtheil einer Nation über die andere Entſchuldigung verdiente, ſo wäre es das Urtheil der Italiener über uns, denn über uns haben ſie ſich zu beklagen. Wir aber, die wir ſeit beinahe zwei Jahrtauſenden ſie tyranniſirt und durch Eroberung oder durch Nährung ihrer innern Zwiſtigkeiten ſie entnervt und zu dem gemacht haben, was ſie ſind, wir dürften wohl unſer Urtheil mäßigen, oder uns wenigſtens nicht wundern, wenn uns jenſeits der Alpen, wo ſo lange Jahrhunderte der Wälſche unter der Eiſenhand des nordiſchen Barbaren ſeufzte, Verworfenheit und Tücke begegnen. Nur darüber ſollten wir uns wundern, daß ſich dieſes wälſche Volk immer noch ſo viele nationelle Tugenden bewahrt hat. Doch daran denkt Herr Nicolai nicht. Für das große Elend, das die mehr als tauſendjährige Verbindung Deutſchlands mit Italien über das letztere Land brachte, hat Herr Nicolai keinen Sinn; er malt uns nur das kleine Elend, das er unter den italieniſchen Mücken und Flöhen, Poſtillonen und Camerieren ausgeſtanden hat; das dünkt ihm viel erhabner und wichtiger; nur ſeine Philiſterangſt, nur ſeine kleinen Reiſeunbequemlichkeiten, nur das ungeheure Verbrechen, daß ein wälſcher Floh an einer deutſchen Wade ſaugt, ſcheint ihm eines Werkes in zwei Bänden werth, durch welches er das Urtheil der Deutſchen über Italien von Grund aus umkehren und eine ganz neue welthiſtoriſche Anſicht begründen will. Wahrlich, man muß als Deutſcher erröthen, wenn ſolche Stimmen über Italien unter uns laut werden. Vernimmt ſie der Ausländer, ſo muß er uns nicht nur den Geſchmack, ſondern auch das nationelle Ehrgefühl abſprechen.

Zuerſt von den landſchaftlichen Schönheiten Italiens. Herr Nicolai will keine gefunden haben, er findet die italieniſche Natur faſt durchaus häßlich. Er ſagt Theil I. S. 107, nachdem er ſchon ganz Oberitalien über Venedig und Bologna durchreiſt ſey, habe er jenſeits der Appenninen vor Florenz „zum erſten Mal in Italien eine grüne Wieſe" geſehen. Ich bin glücklicher geweſen. Ich habe von den Alpen abwärts die ganze Lombardei bis hinauf zu den Appenninen und dann wieder im noch ſchönern Mittelitalien jenſeits der Appenninen und an der neapolitaniſchen Weſtküſte jenſeits der Abruzzen überall an Wäldern, Gärten, Weinbergen, Wieſen und Saaten das ſchönſte und ſaftigſte Grün geſehen und ſelbſt die wüſte Campagna, welche Rom umgibt, war wenigſtens ein grüner Teppich von Gras und Geſträuchen. S. 128 ſagt Herr Nicolai: „Vergebens ſuchten wir in der grauen Oede der Appenninen den violetten Duft, welcher die grünen Häupter unſerer nördlichen Gebirge umhüllt." Ich habe dagegen die Appenninen auf demſelben Wege nach Florenz und überhaupt alle italieniſchen Berge in einem violetten Duft geſehen, wie man ihn ſo ſchön in Deutſchland niemals ſieht. Gerade das iſt ein längſt anerkannter Hauptreiz der italieniſchen Landſchaften, durch den ſelbſt die öde Campagna Roms eine ſo maleriſche Berühmtheit erlangt hat. Möchte auch in Italien, in der Nähe beſehen, Vieles an Reiz verlieren, ſo würden doch immer ſeine blauen Fernen unſer Herz mit neuer Sehnſucht erfüllen. — Seite 131 beſchwert ſich der Verfaſſer über die Schönheit der Epheu- und über die Nützlichkeit der weinumrankten Bäume. „Sehr häufig bemerkten wir hier den Stamm der Bäume

bis zu den unterſten Zweigen rings in Epheu eingehüllt. Ueberhaupt haben wir dergleichen Schmarotzerpflanzen in Italien viel geſehen. Man läßt ſie fortwuchern; ja, der Landbau Italiens iſt auf dieß Syſtem gegründet. Denn wo ſich nicht wild eine Schlingpflanze erzeugt hat, rankt man den Weinſtock an den in regelmäßiger Entfernung auf den Feldern ſtehenden Bäumen empor, und ſäet Mais auf die Zwiſchenräume. So entzieht der Mais und die Rebe dem Baume einen guten Theil ſeiner Kraft, und eine natürliche Folge iſt, daß ſich der Baum nie zu einer Höhe wie in den nördlichen Gegenden erheben kann, und daß er in der Regel ſchwach belaubt iſt. Ich habe ſchon erwähnt, daß Italien im Ganzen wenig Bäume hat; dieſe Bäume ſind alle nur klein oder doch von ſehr mäßiger Höhe, und abgeſehen davon, daß die Färbung der Blätter bei den meiſten Arten todt erſcheint, trägt auch das dürftige Laub dazu bei, eine italieniſche Gegend öde zu machen. Außer der immer grünen, richtiger i m m e r ſ c h w a r z e n, Eiche, mit länglich runden, geriſpeten und vorn zugeſpitzten Blättern, gibt es hier zwar auch die bei uns einheimiſchen Eichenarten mit helleren und ausgezackten Blättern; allein welch ein klägliches Surrogat ſind dieſe Bäume für die hohen, mächtigen Eichen Deutſchlands! Ihr Blatt iſt kleiner als das unſerer Eichen, nicht von ſo lebhafter Farbe, und die ganze Höhe eines ſolchen Baums beträgt etwa 24 Fuß. Die gerühmte außerordentliche Vegetation Italiens beſteht alſo wohl nur in Hervorbringung von Unkraut und Schmarotzerpflanzen?" Hat Herr Nicolai die hohen Ulmen bei Capua und Nocera geſehen, an denen ſich der Wein 40 Fuß hoch hinaufrankt, ſo wird er begreifen, erſtens daß die Bäume nichts

weniger als klein und niedrig, und zweitens, warum ſie nur ſchwach belaubt ſind. Die üppige Rebe erſetzt hinlänglich das fehlende Baumlaub, und ein ſolcher mit Reben durchflochtener hoher Ulmenwald iſt doch wohl unendlich maleriſcher, als ein Weinberg, in dem die Reben an kahlen und niedern Stecken aufgezogen ſind. Hier iſt alſo Nützlichkeit und Schönheit in überraſchendem Einklang. Außerdem aber fehlt es in Italien an Rieſenſtämmen in den Wäldern keineswegs. Welch mächtige Bäume ſtehen bei Aricia und am See von Nemi, nichts nachgebend unſern gewaltigſten Eichen! — Seite 134 ſagt Herr Nicolai weiter: „Die Pinie (italieniſche Kiefer) iſt durchaus von der deutſchen Kiefer verſchieden. Sie hat einen langen, geraden Stamm, und eben viel aufwärts gekrümmte, nackte Aeſte, die in einem breit abgeſtumpften Büſchel von ſchwarzgrünen Nadeln zuſammenlaufen. Auch ſie trägt dazu bei, den Charakter einer italieniſchen Gegend zu verdüſtern, der Landſchaft das Anſehen einer unfruchtbaren Einöde zu geben.“ Wenn ſich der Verfaſſer die Mühe gegeben hätte, Frascati und Tusculum zu beſuchen, ſo würde er auf eine Ausſicht geſtoßen ſeyn, deren Hintergrund die Sabinergebirge, deren Vordergrund einige ungeheure Pinien bilden, und wenn er dann noch nicht den Charakter und Werth der italieniſchen Pinie als integrirenden Theil einer Landſchaft erkannt hätte, dann würden wir ihm gern nach der Haſenhaide folgen, um dort die Landſchaft zu ſtudiren. — Auf Seite 138 ſagt Herr Nicolai: „Je tiefer wir in das Innere Italiens vordringen, je mehr überzeuge ich mich, daß mein Urtheil über Land und Volk vollkommen begründet iſt. Auch das Land, als Landſchaft betrachtet,

iſt keineswegs ſchön. Einzelne Oaſen in der Wüſte machen die Wüſte nicht zu einer reizenden Flur.“ Er befindet ſich auf dem Wege nach Siena, dem einzigen, der in Italien wirklich einförmig und langweilig iſt; aber wie kann er vom ganzen Lande behaupten, was nur von dem Wege nach Siena gilt? Soll man etwa auch von dem Wege zwiſchen Züllichau und Frankfurt oder Potsdam und Wittenberg einen Schluß auf ganz Deutſchland machen? — Auf der folgenden Seite ſagt Herr Nicolai: „Welch ein klägliches Bild gewährt eine ſolche auf der Höhe liegende Ortſchaft!“ Damit verdammt er alle die herrlichen Landſchaften, deren Hintergrund eine jener in Italien ſo zahlreichen bergkrönenden alten Städte iſt, denn dort ſieht man faſt ſo viele Städte auf den Bergen, als bei uns Burgen. Aber wenn es wahr iſt, daß ſehr viele dieſer Städte, in der Nähe beſehen, ärmlich und ſchmutzig wie Räuberhöhlen ſind, ſo gewähren ſie nichtsdeſtoweniger, als Landſchaftsgemälde betrachtet, aus einiger Ferne ein entzückendes romantiſches Bild. — Auf Seite 153 behauptet der Verfaſſer: „Was doch die Leute hier für Begriffe von einem Walde haben! — Wälder, in unſerm Sinne, gibt es, ſo weit wir in Italien gekommen ſind, gar nicht. Stehen etliche Hundert kleiner, laubloſer Bäumchen in weiten Zwiſchenräumen von einander auf einem Hügel, ſo nennen es die Italiener Wald.“ Dieſe Lüge iſt wirklich ein wenig frech. Es gibt begreiflicherweiſe in Italien weniger Wald, als bei uns, weil das heiße Klima ſteinerne kühle Häuſer nöthig und mithin beinah alles Bau- und Brennholz entbehrlich macht, weil bei der ältern außerordentlichen Cultur des Landes die Wälder meiſt in Felder und Gärten verwandelt, weil ſie an an-

dern

dern Orten der in ihrer Nähe ſich häufenden feuchten und ungeſunden Luft wegen aus demſelben Grunde ausgerottet wurden, wie dieß noch heute in den tropiſchen Ländern geſchieht, und endlich, weil man von den italieniſchen Adminiſtrationen auf keine Weiſe eine ſo wohlgeordnete Forſtcultur zu erwarten berechtigt iſt, wie etwa von den deutſchen. Gleichwohl aber gibt es wirklich noch Wälder in Italien, recht ſchöne, dichte, hochſtämmige Wälder, die ſeine niedern Gebirge krönen, und die mit ihren grünen Armen in die Thäler hinabgreifen und die Seen umarmen, wie in der Schweiz. — Seite 222 behauptet Herr Nicolai ferner noch: „Wer daher eine ächt italieniſche Gegend vor ſich ſehen will, braucht ſich nur Schilffelder und Hügel mit Weidenbäumen zu denken.“ Unter den Weidenbäumen verſteht er die Oelbäume, die ſich aber von den Weiden ungefähr ſo unterſcheiden, wie die maleriſche italieniſche Pappel von unſrer ſteifen. Der Oelbaum iſt in Farbe und Geſtalt unendlich maleriſcher als die Weide, und nur wo in einer flachen Gegend und bei matter Beleuchtung lauter Oelbäume bei einander ſtehen, erſcheinen ſie einförmig und traurig, überall aber, wo ſie mit dem friſchen Grün andrer Obſt- und Waldbäume oder mit dem dunklen Schwarz der Cypreſſe, Ceder oder Pinie vergeſellſchaftet ſind, oder die blauen Berge, das blaue Meer über ſie herüberragen, dienen ſie dem landſchaftlichen Colorit zur Folie und geben den italieniſchen Gegenden einen Zauber des Feinen und Zarten, wogegen unſre allzuſaftgrünen und grellen Landſchaften wirklich gemein ausſehen. Dieß erprobt ſich beſonders auch durch die Staffagen. Eine allzugrüne deutſche Landſchaft erfordert auch wieder grelle Staffagen, rothe Ziegeldächer, blen-

dend weiße Mauern ꝛc., und ſo wird ſie papagaienartig bunt, und die Farbe herrſcht über die Form vor. Daher wählen auch die beſſern deutſchen Maler für ihre Landſchaftsgemälde immer Jahres- und Tageszeiten und Gegenden, wo das Grelle der grünen Farbe gemildert erſcheint und die deutſche Landſchaft ſich ausnahmsweiſe dem beſtändigen Charakter der italieniſchen nähert. Ich muß aber gegen Herrn Nicolai noch überdieß bemerken, daß die Gegenden, wo man einförmig nur Olivenbäume und Schilf ſieht, in Italien äußerſt ſelten ſind, und daß dieſes Land vielmehr, nach allen Richtungen von pittoresken Gebirgen durchkreuzt und von allen Seiten mit Meer umgeben, auch mit Ausnahme weniger leerer Stellen überall dem Auge die reizendſten und mannichfaltigſten Proſpecte darbietet. — Seite 232 wagt Herr Nicolai die ſchamloſe Behauptung: „Bei Fondi angekommen, ſahen wir zum erſten Mal Pflanzungen von Citronen und Orangen in den Gärten, welche die Stadt umgeben.“ Als ob nicht ganz Oberitalien, Toscana, der Kirchenſtaat von Orangen und Citronen wimmelte. Fondi, deſſen See unter andern vom ſchönſten hochſtämmigen Walde reizend umgeben iſt, liegt jenſeits Rom ſchon auf neapolitaniſchem Gebiete, und bis ich nach Fondi kam, hatte ich ſchon ſo viele Citronen und Orangen im obern Italien mit eigenen Augen geſehen, daß ich alle Straßen Berlins damit hätte pflaſtern wollen. Da grade Citronenernte war, ſah ich ſie unter andern bei Terracina in den Gärten berghoch aufgethürmt. Die römiſchen Citronen ſind überdieß wegen ihrer Größe durch ganz Italien berühmt,

und Herr Nicolai will die Leute glauben machen, nordwärts von Fondi würden keine Citronen und Orangen gepflanzt. Italien liegt uns so nahe, so viele tausend Deutsche haben es gesehen, und Herr Nicolai unterstebt sich, eine so dumme Lüge in den Tag hinein zu schreiben! Aber in seiner Wuth über die Postillone und Cameriere hat Herr Nicolai nichts gesehen, nichts sehen wollen. So bezeichnet er Theil II. Seite 184 den Garten des Palastes Doria in Genua: „Ein baumloser Garten mit einem Springbrunnen, den eine schlechte Marmorstatue Neptuns ziert.“ In eben diesem Garten habe ich unter unzähligen Rosen und blühenden, von Bienen umschwärmten Myrten einen der schönsten Frühlingsmorgen im Februar zugebracht, und hier befindet sich unter andern Bäumen auch einer der größten und schönsten Lorbeerbäume von ganz Italien. — In dieser lügenhaften Weise spricht Herr Nicolai von allem. So schildert er die Apenninen Theil I. Seite 99: „Zwar ist ihre Form schön und malerisch, da sie sich in mächtigen Wellenlinien am Horizonte hinziehen, allein nur an ihrem Fuße zeigt sich Vegetation; schon in geringer Höhe bis zum Gipfel kahl und schauerlich öde, erscheinen sie in der Nähe schwarzgrau, in der Entfernung graurothlich gefärbt; es sind gewaltige Riesengräber auf braunen, verbrannten Ebenen in dem Lande der Ruinen.“ Ich habe die Apenninen auf derselben Straße gesehen und sie voll Wälder bis zu einer sehr bedeutenden Höhe und sehr häufig bis zum Gipfel gefunden, denn das südliche Klima gestattet der Vegetation ein höheres Niveau. Und gerade auf dem Wege zwischen Fili-

gare und Pietramala, wo Herr Nicolai seine Bemerkungen gemacht hat, befinden sich auf dem höchsten Gebirgspaß, den man übersteigt, nicht nur Bäume, sondern sogar Aecker und Weinberge.

Eben so lügenhaft, wie über das Land, spricht Herr Nicolai auch über das Volk. Sein Auge suchte schöne Mädchen, schöne Trachten, aber er will keine gefunden haben. Nachdem er schon Bologna passirt hat, das sich durch die Menge seiner schönen Mädchen auffallend auszeichnet, von denen er aber nichts bemerkt hat, sagt er auch von Florenz: „Hübsche Gesichter scheint es auch hier nicht zu geben.“ Liebenswürdige Florentinerinnen, tröstet euch mit euern Schwestern in Rom, denn Herr Nicolai sagt Theil I, Seite 185: „Wir erblickten bei dieser Gelegenheit die Blüthe der weiblichen Bewohner Roms, allein nirgends ein hübsches Gesicht!“ Auch die zärtlichen Gesichter der Livorneserinnen hat er durchaus häßlich gefunden.

Nur in Neapel will er einige hübsche Mädchen gefunden haben, und bemerkt ausdrücklich: „Die Schönheiten Italiens bleiben uns aber unsichtbar, nach wie vor. Ueberall finden wir ganz gewöhnliche Gesichter. Wenn aber irgend in Italien erträgliche Gesichter unter dem weiblichen Geschlecht angetroffen werden, so ist es gerade in Neapel, und von dieser Stadt berichten die Reisenden im Gegentheil, sie habe die häßlichsten Weiber.“ Auch ich gehöre zu diesen Reisenden, denn ich habe überall sehr viele schöne Weiber und Mädchen in Italien gesehen, in Neapel aber nur sehr wenige. Die ungalanten Meinungen des Verfassers erklären sich vielleicht aus dem Umstande, daß

er eine deutſche Dame bei ſich hatte, und da ich ſelbſt ſehr reizende Berlinerinnen kenne und überhaupt die Berlinerinnen ungleich mehr liebe, als die Berliner, ſo glaube auch ich beſſer zu thun, in ihrer Gegenwart von den ſchönen Italienerinnen zu ſchweigen. Herr Nicolai geſteht indeß ſchüchtern, daß er einmal ſogar zwei hübſche Mädchen in Italien zugleich geſehen habe, und er drückt ſich über dieſes Wunder folgendermaßen aus: „Der Anblick zweier hübſcher Mädchen auf Einmal iſt in Italien ein zu merkwürdiges Ereigniß, als daß es nicht beſonders erwähnt werden müßte!“

Wenn Herr Nicolai auf die Schönheit des Geſchlechts Verzicht leiſtete, ſo wollte er doch wenigſtens die nationellen Trachten deſſelben ſehen; aber auch hierin behauptet er, betrogen worden zu ſeyn. So ſagt er von Rom, Theil I, Seite 135: „Ueberall ſahen wir franzöſiſche Tracht, wie bei uns, nirgend Nationalcoſtume, die doch auf keinem der Bilder fehlen, in welchen man uns Leichtgläubigen die heſperiſchen Gefilde vor die Augen zu bringen pflegt; höchſtens trugen die Bäuerinnen, welche vom Lande hereingekommen waren, das weiße, viereckige, zuſammengelegte Tuch auf dem Kopfe, welches hinten ſchleierartig herabhängt, und einige junge Mädchen den blanken Metallpfeil hinten im ſchwarzen Haar.“ Theil II, Seite 73 ſpricht er von ganz Italien: „Ein Heft Kupferſtiche enthielt die reizenden italieniſchen Frauentrachten, welche wir auf unſern Theatern bewundern; allein auch dieſe bekommt man in Italien nicht zu ſehen.“ Ich habe dagegen alle dieſe Nationaltrach-

ten in den Gegenden geſehen, wo ſie zu Hauſe ſind, und nur die nicht, in deren Heimath ich nicht perſönlich gekommen bin; doch wurde mir das Vergnügen, zum Oſterfeſt in Rom auch aus entfernten Gegenden, die ich nicht ſelbſt beſuchen konnte, Pilgerinnen in den mannichfachſten und reizendſten Coſtumen zu ſehen. In Rom ſelbſt und in der Umgegend trägt die niedere Claſſe allgemein jenes Coſtume, das zu den ſchönſten der Welt gehört und von der Haarnadel bis zum Schuh herab eigenthümlich iſt. In Albano, Velletri, Aricia, Frascati ꝛc. ſieht man ohne Ausnahme jedes Frauenzimmer in der vollen, ſeit dem Mittelalter unveränderten Nationaltracht, die in dem Kopftuch, der Haarnadel, dem Korallenhalsband, dem rothen, im Nacken weit ausgeſchnittenen, in den Aermeln engen Jäckchen, den bunten ſeidenen Achſelbändern (die noch ganz altrömiſch ſind), dem ſteifen Mieder, dem bunt beränderten Rock ꝛc. beſteht und ſich von allen andern Trachten in der Welt unterſcheidet. Noch fremdartiger für das deutſche Auge iſt die Tracht von Solino, und ſo manche andere. Ueberall aber durch ganz Italien wechſelt die Eigenthümlichkeit der ländlichen Trachten ab, jeder Reiſende überzeugt ſich davon, und der Einfluß der franzöſiſchen Trachten auf die Mittelclaſſen iſt hier weit ſchwächer, als z. B. bei uns. Herr Nicolai hat alſo auch in dieſer Beziehung auf die kraſſeſte Weiſe gelogen.

Dieß möchte noch hingehen, denn was liegt an den Kleidern, aber er hat auch die Leute verleumdet. Ueber das ganze Volk und ſeinen ſittlichen Charakter ſpricht er das Verdammungsurtheil aus, und will überall nur Bettler oder Betrüger geſehen haben. Ohne daß es ihm jemals einfiel, ſich mit italieniſchen Familien zu befreun-

den und das Volk da aufzusuchen, wo es nicht bloß auf den Heerstraßen und vor den Gasthäusern dem Zuge der Fremden auflauert, nahm er frischweg das Gesindel der Cameriere, Postillone, Douaniers und Facchini für das ganze italienische Volk, als ob es außer diesen keine redlichen Leute mehr auf wälschem Boden gäbe. Ich habe die Landstraßen verlassen, bin in ländliche und städtische Familien eingetreten und habe darin so viel Herzlichkeit, Gastfreundschaft, häusliches Glück und häusliche Tugend gefunden, als irgendwo im deutschen Lande, und dabei eine Urbanität und ein feines Ehrgefühl, was so allgemein in Deutschland nicht gefunden wird, wenigstens nicht in den untern Ständen. Ich will damit nicht sagen, daß dem Italiener nicht Manches mangelte, was der Deutsche in reicherem Maße besitzt; es sieht bei ihm nie so wohnlich aus, als in unsern Winterstuben, denn er kommt nie aus seiner Sommerwohnung, also auch nie aus einem gewissen ländlichen Cynismus hinaus, den auch bei uns das Landleben und die heiße Jahrszeit entschuldigen. Er kommt uns an Bildung und vorzüglich an Sentiment nicht gleich, dafür aber hat er mehr schnellen praktischen Blick und belebt jede Unterhaltung mehr durch seine Leidenschaftlichkeit. Er erscheint uns oft demüthig oder tückisch heuchlerisch, aber dieß sind nur Zeichen eines öffentlichen Mißgeschicks, trotz dessen er voll Ehrgefühl ist. Der Pole macht es eben so. Gedemüthigter, verbissener Nationalstolz zeigt sich immer so. Und wenn es wirklich eine Menge Schurken unter diesen Wälschen gibt, die auf die Einfalt der Fremden speculiren und den Vorwurf der Niederträchtigkeit auf die Nation laden, so gibt es solcher Speculanten ja in allen Ländern, und in Italien

iſt ihre allerdings auffallende Mehrzahl eine natürliche Folge der Verwahrloſung des öffentlichen Wohlſtandes. Unter den beſſern Regierungen, insbeſondere in der Lombardei und Toscana, wird der Reiſende von dieſem Auswurf der Nation weit weniger geplagt, nur weiter ſüdlich nimmt das Geſindel mit der ſchlechten Verwaltung zugleich überhand. Aber das Unglück darf dem Nationalcharakter nicht zum Vorwurf gereichen, und wenn ſolche Geſchwüre ſich auf dem kranken, aber urſprünglich ſchönen Körper des italieniſchen Volks anſetzen, iſt es dann nicht unſeres Mitleids, unſerer Entſchuldigung würdig?

Ich kenne das Geſindel auch, und es iſt mir ſo überläſtig geweſen, als irgend einem andern Reiſenden in Italien, doch begeht Herr Nicolai nicht nur großes Unrecht, indem er das ganze italieniſche Volk nach dieſem Maßſtab mißt, ſondern er übertreibt auch in ſeiner Weiſe bei der Schilderung des Geſindels ſelbſt. Die größte Plage ſind die Bettler, weil ſie den Reiſenden oft haufenweiſe mit ihrem Geſchrei verfolgen und, wenn er zu Fuß iſt, ſogar mit ihrer ekelhaften Berührung bedrohen. Aber der müßte doch ſehr ſchwachnervig ſeyn, den ſie, wie Herr Nicolai Theil I, Seite 88 ſagt, „zur Verzweiflung brächten.“ Man kann ſich ſehr bald von ihnen befreien, wenn man ihnen — nichts gibt. Mich haben ſie immer ſehr bald gehen laſſen, denn ich habe nie ein Wort, noch viel weniger einen Bajok an ſie verloren. Der gute Nicolai! Mitleidlos fällt er über die edle italieniſche Nation her und häuft auf ſie jede Art von Beſchimpfung; aber dem elenden Geſindel der Tagdiebe, den bettelnden Faulenzern, den verſtellten Krüppeln und Kranken, denen ein Almoſen zu geben beinahe Sünde iſt, dieſen hat Herr

Nicolai's mitleidige Seele nicht widerſtehen können, denen hat er mit vollen Händen gegeben. Und dann wundert er ſich noch, daß ihn die Canaille auf Schritt und Tritt verfolgt hat. Theil I, Seite 96 ſagt er: „Je mehr Almoſen wir austheilten, je mehr Bettler zeigten ſich aus der Entfernung im Anmarſch.“ Ei, das verſteht ſich ja von ſelbſt, und eben deßhalb hätte Herr Nicolai nicht ſo freigebig ſeyn ſollen, wenn er ſich die zudringlichen Fratzen vom Leibe halten wollte. Er ſagt Seite 104, die Bettler ließen den Fremden nicht eher los, bis er ihnen Geld gegeben habe; das iſt aber nicht wahr, im Gegentheil, ſie entfernen ſich bald, wenn ſie merken, daß ſie nichts bekommen, und mich haben ſie alle losgelaſſen, ohne daß bei mir auch nur ein Einziger ſeine Abſicht erreicht hätte. Wenn ich ſo dumm geweſen wäre, etwas zu geben, hätte ich ſie freilich alle viertelſtundenlang hinter mir gehabt, wie Herr Nicolai. Und bei alledem kann er ſich nicht einmal ſeines Mitleids rühmen, denn wenn er ihnen gab, ſo wollte er ihnen nicht wohlthun, er wollte ſie nur losſeyn, er wünſchte ſie in die Hölle. Er war wohlthätig aus Furcht und Unklugheit, nicht aus chriſtlichem Gemüthe.

Die Bettler ſind wirklich eine Plage in Italien, weil ſie uns ſo oft im Genuß der Naturſchönheiten und Kunſtwerke ſtören. Doch ihretwegen gar nichts ſehen wollen, wäre lächerlich, und man darf ſich nur die kleinen Zeichen aneignen, durch welche ſich die Eingebornen vor ihnen ſichern, z. B. in Neapel die Lüftung des Halstuchs am Kinn, die jedem Bettler ein ſicheres Zeichen iſt, daß er es mit einem ächten Neapolitaner, d. h. mit einem Mann zu thun hat, der ganz gewiß nichts gibt.

Das Paß- und Douanenweſen, das Herr Ni-

colai als ſo unleidlich ſchildert, iſt eine verhältnißmäßig ſehr unbedeutende Plackerei, zehnmal unbedeutender als in Deutſchland. Wenn Herr Nicolai ſagt, man habe ihm an den Thoren mit Brutalität, ja zuweilen brüllend den Paß abgefordert, ſo muß ich das bezweifeln. Mir iſt er jederzeit mit der größten Artigkeit abgefordert worden, indem der betreffende Beamte mit höflichem Gruß an den Schlag des Wagens trat. Und worüber beſchwert ſich Herr Nicolai? Er erzählt ſelbſt, Theil II, Seite 113: „Gegen Mittag erreichten wir Aquapendente. Ein päpſtlicher Gensdarm verlangte am Thore rauh und kurz unſere Päſſe. Da wir noch mit Verdruß an die uns in dieſer Stadt widerfahrene Prellerei dachten, ſo hatten wir beſchloſſen, lieber in einer elenden Dorfkneipe unſere Mittagsmahlzeit einzunehmen, als hier zu bleiben, und da wir mithin nur durchfahren wollten und überdieß aus der Hauptſtadt, aus Rom ſelbſt, kamen, ſo verweigerte ich die Päſſe. Augenblicklich flammten die Augen des Gensdarmen, und mit Hintanſetzung aller Höflichkeit gebot er die Vorzeigung derſelben. Mit gleicher Heftigkeit verweigerte ich ſie nochmals, und befahl den Poſtillonen, augenblicklich nach der Poſt zu fahren. Wiewohl nun in der Regel das italieniſche Geſindel von einer unrechtmäßigen Forderung zurücktritt, ſobald man zeigt, daß man die beſtehenden Verordnungen kennt und ruhige Beſonnenheit entgegenſetzt, ſo wird man doch häufig den Kürzern ziehen müſſen, wenn man dieſer leidenſchaftlichen Nation mit Heftigkeit begegnet. Der Gensdarm ſchäumte vor Wuth; wäre ich mit ihm allein geweſen, hätte er mich zuverläſſig auf der Stelle niedergehauen. Er flog an Händen und Füßen, und eilte, da die Poſtillone

meinem Befehl gehorchten, neben dem Wagen her, um uns zu verhaften. Vor dem Posthause verließ er uns, um obrigkeitliche Hülfe zu holen. Von allen Seiten strömte die Hefe des Volkes herbei, um den Ausgang dieses Ereignisses zu erwarten. Ich schrie der versammelten Menge zu, daß ich den Paß nicht vorzeigen würde; wir kämen, setzte ich hinzu, aus Rom, ihrer Hauptstadt, und seyen durch die höchsten Behörden und Gesandtschaften legitimirt; wir hätten nur die Absicht, durch Aquapendente durchzufahren; dieses Städtchen sey ja keine Festung; man habe es nur darauf abgesehen, Geld für das Visiren des Passes zu gewinnen. Die Menge lachte höhnisch und schwieg. Inzwischen war ein anständig gekleideter Mann an den Wagen getreten und bat höflich um unsere Pässe. Ich wiederholte sehr artig das Gesagte. Mit außerordentlicher Höflichkeit bedauerte er unsern Verdruß und versicherte uns, es sey Befehl der Regierung, hier die Pässe der ein- und ausgehenden Reisenden zu visiren, da Aquapendente Gränzstadt an Toscana sey. Hiegegen ließ sich freilich nichts einwenden. Ich erwiderte sogleich, wenn ein so achtbarer Mann mir versichere, daß der Befehl der Regierung, nicht Willkür, die wir so oft in Italien erfahren hätten, der Abforderung unserer Pässe zum Grunde liege, so wäre niemand bereiter als wir, uns den gesetzlichen Anordnungen zu unterwerfen. Und wir gaben die Pässe, die dieß Mal, wohl zu bemerken, unentgeltlich visirt wurden." Was folgt hieraus? daß die päpstliche Behörde sich äußerst human, Herr Nicolai aber äußerst ungeschickt benahm. In manchem deutschen Staate würde man den Herrn Reisenden ohne Weiteres auf die Wache geführt haben. — Wenn Herr Nicolai die

Behörden in Rovigo beſchuldigt, Geld für die Viſirung des Paſſes genommen zu haben, ſo muß ich dagegen bemerken, daß mir in Rovigo, wie überall in den k. k. Staaten, der Paß gratis viſirt wurde. Wenn ferner Herr Nicolai in Radicofani für die Paßviſirung einen ganzen Piaſter zahlte, ſo hat er ſich dieſe Thorheit nur ſelbſt zuzuſchreiben. Welcher vernünftige Menſch wird denn dem habgierigen Geſindel geben, was es widerrechtlich zu verlangen ſich hin und wieder erfrecht? Herr Nicolai ſagt Theil I, Seite 144: „Sehr bald ſahen wir Pontecentino, ein Dorf wie in den Abgrund eingeengt, vor uns liegen. Hier hieß es abermals „i passaporti"; außerdem ſtürzten die päpſtlichen Douaniers zitternd vor Geldgier herbei, wir zogen die Geldbeutel, verſtreuten nach allen Seiten Paolis und Piaſter, und glaubten bereits alle Unannehmlichkeiten überſtanden zu haben, als wir mit Schrecken bemerkten, daß uns ſechs Poſtpferde vorgelegt wurden und ſich drei Poſtillone in die Sättel ſchwangen. Nach unbeſchreiblichem Aerger mit dem Stalliere (Stallknecht) und mit dem Poſthalter mußten wir uns abermals der Willkür unterwerfen." Das Alles iſt ſehr begreiflich. Wer die Thorheit begeht, nach allen Seiten Piaſter auszuſtreuen, der darf ſich nicht wundern, daß er auch von den ſchlauen Italienern für einen Thoren angeſehen und als ſolcher behandelt wird. Und iſt denn dem Geſindel zu verdenken, daß ſie einen einfältigen Fremden rupfen, wenn ſie merken, daß er ſo reich und verſchwenderiſch als einfältig iſt? Man wird ihnen doch kein moraliſches Zartgefühl zutrauen wollen, das ſie davon abhalten ſollte? Noch öfter erwähnt Herr Nicolai, den Zollbeamten mehr als einen Scudo gegeben zu ha-

ben. Welche Verschwendung! Alle, mit denen ich zu thun gehabt, sind mit einem halben neapolitanischen Carolin oder römischen Paolo zufrieden gewesen; weil ich ihnen eben — nicht mehr gegeben habe. Nur einige Mal, wo ich große Eile hatte, erhielten sie das Doppelte. Eine solche Kleinigkeit kann man ihnen aber wohl für die Gefälligkeit geben, mit der sie uns unser Gepäck unberührt lassen. Die italienischen Doganas sind weit entfernt, die Fremden zu belästigen, da man überall mit einem unbedeutenden Geldstück unvisitirt durchkommt. Nur die deutschen und französischen und russischen Mauthen sind lästig, weil man bei deren pedantischer und nicht selten boshafter Visitation Zeit und Geduld verliert. Jeder Reisende wird mir beipflichten, daß es sich in dieser Beziehung nirgends angenehmer und bequemer reist, als gerade in Italien.

Auch über die Postillone klagt Herr Nicolai. Es ist wahr, sie sind nächst den Bettlern die lästigsten Forderer in Italien, allein man lernt doch sehr bald sie befriedigen. Der Verfasser sagt Theil I, Seite 137: „Die Postillone fahren nach wie vor außerordentlich schnell, galoppiren die Anhöhen hinauf, und sind und bleiben unzufrieden mit Trinkgeldern, die ein deutscher Postillon für fürstliche Geschenke erachten würde. Nur wenn wir uns entschließen, noch ein zweites kleines Trinkgeld zuzulegen, äußern sie ihre Zufriedenheit durch ein bon viagg' (buon viaggio, glückliche Reise)!" — Dieß will ich dem Herrn Nicolai erklären. Die Postillone sind (wie die Cameriere in den Wirthshäusern) verpflichtet, das eigentliche Trinkgeld in die gemeinschaftliche Dienercasse abzugeben, und nur das zweite nachgeforderte kleine Trinkgeld (per be-

vere) gehört ihnen allein für ihre Perſon. Daher verfehlen ſie nie, dieſes letztere zu fordern und legen einen viel größern Werth darauf, als auf das erſtere. Mithin thut man aber auch wohl, bei dem erſten allgemeinen Trinkgelde nie die gewöhnlich mäßige Tax zu überſchreiten, und lieber beim zweiten Trinkgeld eine Kleinigkeit zuzulegen. Gibt man z. B. zuerſt ⅗ Piaſter Taxe und dann noch ⅗ Piaſter per bevere, ſo iſt der Poſtillon zufriedener, als wenn man ihm gleich einen Piaſter auf Einmal gibt.

Herr Nicolai hat überall entweder ohne Kenntniß der Verhältniſſe unbewußt ſich betrügen, oder ſich muthlos ſelbſt den erkannten Betrug gefallen laſſen. Ueberall aber war er ſelber Schuld, und wie mag er ſich dann noch beklagen! Wenn er erzählt, wie er ſich zu Fondi bei Auswechslung zweier Napoleonsd'or um volle zwei Piaſter habe betrügen laſſen, ſo kann man nur ſagen: warum haben Sie ſich nicht vorher im erſten beſten Handbuch oder beim erſten beſten Wechsler nach den neapolitaniſchen Münzen erkundigt? Unter Andern erzählt er auch Folgendes, Theil 1, Seite 150: „Einer von uns, der die Caſſe führte, gab nun dem Cameriere vier Napoleonsd'or zum Wechſeln; gleichzeitig trug er ihm auf, ein Duzend Apfelſinen holen zu laſſen, um ſie zur Stillung des Durſtes mitnehmen zu können. Während der Cameriere ſich zu dieſem Behufe entfernt hatte, ſtiegen wir in den Wagen, vor dem wir, wie zu erwarten war, nicht drei Pferde, aber auch, zur Ehre des Poſtmeiſters in Aquapendente ſey es geſagt, nicht ſechs, ſondern vier Pferde und zwei Poſtillone erblickten. Der Cameriere kam

zurück, brachte die Apfelsinen und zahlte unserm Cassenführer das für die Napoleonsd'or eingewechselte Silbergeld in die Hände. Unser Reisegefährte forderte den Cameriere auf, sich das Geld für die Apfelsinen (die, beiläufig gesagt, nicht etwa in Aquapendente gewachsen waren, denn auch dort gibt es noch keine Orangengärten) gleich abzuziehen. Dieß geschah, und da wir, aufgebracht über die uns widerfahrene Behandlung, dem Cameriere kein Trinkgeld zahlen wollten, so machten wir Miene fortzufahren. Plötzlich rief nun der Cameriere: „Die Apfelsinen sind noch nicht bezahlt!" Wir wandten befremdet ein, daß er den Betrag dafür ja schon abgezogen habe. Er bestritt dieß, und um keine Weitläufigkeiten zu haben, bezahlten wir die Apfelsinen noch einmal, befahlen aber nun ärgerlich den Postillonen, zuzufahren. Der Cameriere sah kaum, daß der Wagen anrückte, und daß er kein Trinkgeld erhalten sollte, als er bebend vor Wuth ausrief: e niente per il cameriere? (und nichts für den Kammerdiener?) — Wir warfen ihm zuletzt 2 Paoli zu. Die Geringfügigkeit dieser Summe vermehrte die Wuth des Italieners; der Wagen fuhr ab; eine Secunde lang stand der Kerl sprachlos; — er sah, daß wir ihm in der nächsten Minute aus den Augen seyn würden; — der Augenblick drängte; seine Bosheit sann und fand blitzschnell ein Mittel, sich zu rächen und uns zu prellen. — „Halt, halt!" rief er uns nach, und der versammelte Pöbelhaufen, der Zeuge des Vorfalls gewesen war, begann sich mit ihm in Lauf zu setzen; „halt! Sie haben einen Napoleonsd'or zu viel bekommen!" — „Einen Napoleon zu viel,"

brüllte die Menge, „haltet den Wagen!“ Wir hielten, oder richtiger die Poſtillone hielten; denn dieſe Nation lebt, wie ich mich immer mehr überzeuge, in ſtillſchweigender Verbrüderung gegen alles, was Fremder heißt. Der Cameriere forderte jetzt mit flammenden Augen einen Napoleonsd'or zurück. Er war ſo wüthend, daß ihm faſt die Stimme verſagte. Rings um uns Vagabunden und Sansculotten mit wilden, drohenden Mienen! Jeder Aufenthalt mußte uns verhaßt ſeyn; wir wollten heut noch nach Rom. Einwendungen waren vergebens. Der Kerl verſicherte, ſich verſehen zu haben; und — ein Napoleon glitt in die Taſche des triumphirenden Betrügers! — Dahin ſauſte nun der Wagen durch die Straßen, und lautes Hohngelächter ſchallte hinter uns her.“ Das iſt freilich eine ſehr klägliche Geſchichte, aber warum hat Herr Nicolai ſich dabei auch ſo unbegreiflich feig benommen? Nachdem er ſich dazu hergab, die Apfelſinen zweimal zu bezahlen, mußte der Cameriere wohl denken, daß er es mit einem einfältigen Verſchwender zu thun habe, und daß er ſich ſchnell entſchloß, auch noch einen Napoleonsd'or zu fangen, iſt dem habgierigen Italiener um ſo weniger zu verdenken, als ihn dieſe Speculation auf den Verſtand und Muth des Herrn Nicolai keineswegs betrogen hat. Wenn der Letztere den Napoleonsd'or *nicht* gegeben hätte, ſo würde ihm kein Haar gekrümmt worden ſeyn, dafür will ich ihm meinen Kopf verwetten.

Theil I, Seite 284 erzählt er mit Wohlgefallen, wie er in Capua vom Balcon herab Geld unter das Volk geworfen und dafür die Ehre gehabt habe, für

einen

einen preußiſchen Prinzen gehalten zu werden. Dergleichen muß man freilich unter dem italieniſchen Bettelvolk anfangen, um von ſeiner Zudringlichkeit nicht beläſtigt zu werden.

So beklagt ſich der Verfaſſer auch über die Unverſchämtheit ſeines römiſchen Cicerone, dem er die kleinen Trinkgelder bei Betrachtung der Sehenswürdigkeiten Roms zu zahlen überlaſſen, und der dafür in einem Zeitraum von zweimal zwei Tagen zweimal zwölf Piaſter angerechnet hat. Dergleichen muß man freilich einem Cicerone überlaſſen, um nicht betrogen zu werden! Und Herr Nicolai wundert ſich noch über den Betrug, da er ſich doch nur über ſeine eigene Einfalt verwundern ſollte. Daß er durch ſein Benehmen die italieniſchen Bedienten wirklich frech gemacht, und daß ſie ſeiner Schwachheit gegenüber ſich Dinge erlaubt haben, die ſie ſich gegen keinen Andern unterſtehn würden, iſt begreiflich. So erzählt er uns ganz naiv, daß er nicht nur dem Cicerone, ſondern ſogar auch dem Cameriere ein Theaterbillet habe bezahlen müſſen, und da er es wirklich bezahlt hat, ſo mag der Cameriere auch wohl in ſeinem Geſichte etwas haben leſen können, was ihn zu dieſer ſonſt unerhörten Unverſchämtheit berechtigte. Unter dieſen Umſtänden wundert es mich auch nicht, daß ſich Herr Nicolai von dem Gensdarmen auf dem Veſuv einen Piaſter hat abfordern laſſen. Mein Pferd hat dieſer gute Mann auch bewacht, aber — gratis.

Wenn man die ungeheuren Zechen lieſt, die Herr Nicolai bezahlt zu haben eingeſteht, ſo müßte einem freilich vor einer italieniſchen Reiſe grauen, ſofern man kein Crösus wäre. Aber ich kann alle Reiſeluſtigen verſichern,

daß man in Italien billiger bedient wird als in Deutschland, der Schweiz oder Frankreich. Von Florenz sagt Herr Nicolai: „Sehr heitern Sinnes und nun schon an Uebertheurungen gewöhnt, zahlten wir ohne Aerger dem Wirthe 620 Paoli (etwa 62 Piaster) und außerdem 20 Piaster an Trinkgeld für die Bedienung. Für das Heruntertragen des Koffers und einiger Kleinigkeiten mußte dem Facchino ein Piaster gezahlt werden!" Und das alles für 4 Personen in 2 oder 3 Tagen! Ich habe in Florenz bei Madame Humbert täglich für Wohnung, Frühstück und Essen nur 1 Piaster bezahlt, und war fürstlich bedient. Einem Facchino zahlt man aber in ganz Italien nie mehr als höchstens einen Paolo, oder einen halben, wenn man von zwei Facchini's bedient wird. Ist ihr Gepäck schwer, ist der Weg lang ꝛc., so gibt man aus Großmuth vielleicht etwas mehr; wer sich aber einen Piaster von ihnen abfordern läßt, der verdient nicht nur, daß er ihn verliert; sondern daß er auch noch obendrein ausgelacht wird.

Theil I. Seite 143 klagt er, für ein elendes Essen unterwegs à Person 1 Piaster haben zahlen zu müssen. Er hätte es aber für den dritten Theil besser haben können, wenn er vorher — accordirt hätte. In Aquapendente mußte er für ein elendes Nachtlager 9 Scudi zahlen. Warum hat er nicht vorher accordirt? Er sagt zwar Theil I. S. 239: „Zum Abendbrod setzte uns unser Wirth, wie nicht zu zweifeln ist, 13 Schüsseln vor. Wir hatten ausdrücklich bloß Suppe und Braten verlangt; allein dann hätte sich ja keine große Rechnung machen lassen. Man glaube nicht, daß man in Italien

in den Gasthöfen accordiren könne; es ist dieß eine allgemein verbreitete, allein unrichtige Meinung. Denn es läßt sich kein Wirth mehr darauf ein.“ Aber das ist nicht wahr. Ich habe überall accordirt, und jeder Gastwirth in ganz Italien fand das höchst natürlich. Darum habe ich auch überall gut gespeist, gut getrunken, gut geschlafen für weniger Geld, als ich in Deutschland gebraucht haben würde. Ich muß dabei bemerken, daß der Italiener, wenn er auch gern in Betreff nicht veraccordirter Nebendinge betrügt, doch seinen Accord allemal aufs pünktlichste einhält, der Reisende darf mithin nur vorsichtig seyn, um überall gut zu fahren. Ich habe in Neapel im Croce di Malta am Largo di Castello ein sehr schönes Zimmer, von wo aus man den ganzen schönen Platz übersehen konnte, für täglich ½ Piaster, die sehr gute Mittagstafel, je nachdem ich größern oder geringern Appetit hatte, für ¾ bis ⅞ Piaster accordirt und für einen 14tägigen Aufenthalt dem Cameriere 1 Piaster Trinkgeld gegeben, wofür er mir mille grazie wünschte. Herr Nicolai hat zu 4 Personen in 9 Tagen in Neapel 168 Piaster dem Wirth bezahlt, ungerechnet die Trinkgelder, die ihm, wie er selbst sagt, in Rom während 4 Tagen 25 Piaster gekostet haben. Warum hat er nicht accordirt? Er sagt Theil I, S. 106 von Florenz: „Auch hier bediente uns ein Cameriere. Zuvörderst trug er eine Suppe auf, welche aus Hammelbrühe bestand, worin sich mietige Fadennudeln befanden. Dazu gab es multrigen Parmesankäse. Hierauf folgte halbgahres Hammelfleisch, Hühnerleber in Baumöl gesotten, knorplichter Ziegenhals in einer Sauce von Rothwein, Baumöl und englischem Gewürz,

und der frischgeschlachtete, zähe und noch ganz nach Hühnerfedern riechende Hühnerbraten. Der gewöhnliche saure Kloß vertrat die Stelle des Brodes. Als Dessert wurden Kirschen und Aprikosen gereicht. Diese Früchte mußten uns sättigen. Das Couvert dieser Göttermahlzeit kostete 1 Piaster; einen andern Preis kennt man in Italien nicht.“ Armer Nicolai! Ich habe in Florenz für den dritten Theil eines Piasters köstlich gespeis't, und ich kann Sie versichern, daß mich die theuerste Mahlzeit, die ich in Italien verzehrt, nicht mehr als ¾ Piaster gekostet hat. Wie wollen Sie behaupten, daß man keinen andern Preis kenne, als 1 Piaster? Aber ich merke wohl, Sie werden sagen, ich sey eben ein armer Teufel, der mit dem Vetturin gereist sey. Ich bin allerdings mit dem Vetturin gereis't, nachdem ich zuvor mit Extrapost und Eilpost gereis't war, weil ich mit dem Vetturin wirklich besser fuhr. Der bescheidene Reisende bekommt nur 4, aber gute Schüsseln für ¼ bis ⅓ Piaster. Uebrigens ist es nicht wahr, daß sich der Vetturin dem Reisenden aufdrängt. Er setzt sich nie zu diesem, sondern nimmt bescheiden in der Küche Platz.

Der Leser möge mir verzeihen, daß ich mich so weitläuftig über diese Dinge auslasse, aber sie sind in der That einem Reisenden von Wichtigkeit, und bei dem beständigen Verkehr zwischen Deutschland und Italien ist es wohl der Mühe werth, die durch Herrn Nicolai verbreiteten Irrthümer bis ins Detail zu berichtigen.

Man speis't sehr gut in Italien, und im Durchschnitte besser als in Deutschland, denn wegen der vielen

Fremden findet man auch in abgelegenen Gegenden und unter einer ärmern Bevölkerung gut eingerichtete Wirthshäuser. Freilich, wenn der Wirth auf dem Lande seinen Gast vornehm bedienen will, und ihm alt gewordene Leckereien versetzt, oder in die feinere Kochkunst der Hauptstädte hineinzupfuschen versucht, so läuft es oft genug krähwinkelmäßig aus, wie unter ähnlichen Umständen bei uns. Aber wer ausdrücklich Hausmannskost verlangt, der bekommt sie auch sehr gut und billig. Es ist lächerlich, wenn Herr Nicolai in dem üppigen Italien überall gehungert haben will. Das Brod, sagt er, sey nicht zu genießen. Er ist schon mitten in Toscana und sagt noch Theil I, S. 143: „Das, was wir in Deutschland Brod nennen, haben wir in Italien noch nicht gesehen.“ Und sogar in Rom ruft er Theil II, S. 65 kläglich aus: „Nicht einmal durch ein Stückchen Brod können wir unsern Hunger stillen; denn ach — es gibt ja kein Brod in Italien!“ — Sollten denn alle Italiener so entsetzlich hungern? Oder wenn ihre Mägen das Abscheulichste vertragen, wovon mögen dann wohl die vielen deutschen Künstler, die beständig in Italien leben, ihren Hunger stillen? Hält sich der reiche Thorwaldsen etwa bloß deßwegen schon beinahe vierzig Jahre in Rom auf, um zu hungern? Die Wahrheit ist, daß man in der Lombardei ein etwas hartes, obgleich sehr nahrhaftes Brod bekommt, welches nichts erfordert, als gute Zähne. Im ganzen übrigen Italien bekommt man aber ein vortreffliches Weißbrod, und an den meisten Orten auch das kraftvolle Schwarzbrod, wie in Deutschland.

Nicht minder unverständig und lügenhaft äußert

ſich Herr Nicolai über Butter und Oel, Theil I Seite 185: „Auch hier (in Rom) wurde uns nur auf ausdrückliches Verlangen Butter zur Semmel, und zwar wieder nur in dürftigen Kleckchen vorgeſetzt. Butter iſt wirklich eine Leckerei in Italien. Man kocht mit Oel. Dieß gibt allen Speiſen einen ganz eigenthümlichen, faſt widrigen Geruch und Geſchmack. Der Geruch zieht aus den Küchen in die Häuſer, aus dieſen in die Straßen. Alle italieniſchen Städte riechen nach dieſem Küchendunſt; man weiß mit geſchloſſenen Augen, daß man ſich in einer italieniſchen Ortſchaft befindet.“ Was zuerſt die Butter betrifft, ſo habe ich dieſelbe durch ganz Italien äußerſt reinlich gefunden. Man reicht ſie in kleinen Portionen, weil man mit Recht vorausſetzt, daß eine einzelne Perſon nicht mehr braucht, weil es unbillig wäre, mehr vorzuſetzen und ſich für mehr zahlen zu laſſen, als man braucht, und weil das Uebriglaſſen großer Butterreſte immer den Mitgäſten die fatale Empfindung erweckt, man bekomme ſelbſt nichts als Reſte. — Was das Oel betrifft, ſo iſt Herrn Nicolai's Verleumdungsſucht deßhalb wirklich unverantwortlich. Alle Oelſpeiſen in Italien übertreffen an Wohlgeſchmack unſere mit der beſten Butter zubereiteten Speiſen, wie denn niemals eine thieriſche Fettigkeit die Zartheit der vegetabiliſchen erreicht, wo ſie in ſolcher Vollkommenheit erſcheint, wie das italieniſche Oel. Ueberhaupt aber iſt auch die Oelbeleuchtung und alles, wobei Oel vorkommt, in Italien reiner und hauptſächlich geruchloſer als bei uns, weil in Italien das beſte und reinſte Oel noch wohlfeiler iſt, als bei uns das ſchlechteſte und übelriechendſte. Der Italiener kennt gar kein

ſchlechtes Oel. Auch ich hatte ein Vorurtheil gegen Oelſpeiſen, aber ich wurde ſehr angenehm überraſcht, als ich erſt die Delicateſſe derſelben in Italien ſelbſt kennen lernte.

Daß Herr Nicolai auch den Wein ſchlecht gefunden hat, wird den Leſer nun nicht mehr wundern. Er ſagt Theil I, Seite 250: „Verachte mir noch jemand unſern Oeſterreicher, Meißner, Grünberger oder Potsdamer Rebenſaft! Mit weniger Ausnahme ſind die italieniſchen Landweine ſchlechter.“ Dieß iſt die Aeußerung eines völlig Verrückten. Nur in der Lombardei und im Piemonteſiſchen bekommt man in den großen Gaſthöfen zuweilen einen dintenartigen Tiſchwein, wofür bald ein beſſerer gebracht wird, wenn man darauf beſteht. Auch in dieſen oberitalieniſchen Gegenden findet man nicht nur die trefflichen feinen Weine, als vino santo, vino d'Asti, ſondern auch den gemeinen Tiſchwein erhält man von vorzüglicher Güte, wenn man nur der rechten Quelle nachgeht, d. h. den kleinen Boutiken, wo der wohlhabende italieniſche Handwerker oder Landmann ihn trinkt oder holt. Ganz ſo wie in Deutſchland, wo man den beſten Wein auch in den Winkeln ſuchen muß. In Mittel- und Unteritalien iſt der Wein ſo durchaus beſſer, daß man hier nicht einmal in die Nothwendigkeit verſetzt wird, ſich ſchlechten Wein mit beſſerm vertauſchen zu laſſen. Hier iſt er faſt durchgängig vortrefflich, und wieder nur in den größern Gaſthöfen habe ich ihn mittelmäßig gefunden, in den kleinen Boutiken und namentlich auf dem Lande nie. Während man mir in dem größten Hotel zu Albano einen ſehr ge-

ringen Wein für einen verhältnißmäßig größern Preis vorsetzte, erhielt ich eine Stunde davon in einem einfachen Bauernhause zu Aricia einen Göttertrank für wenige Bajocchi. Und so durchgängig. Während ich bei Franz in Rom den Wein kaum trinken konnte, erhielt ich im Falcone und in den kleinen trasteveriniſchen Schenken den köſtlichſten Wein. Herr Nicolai ſagt Theil II Seite 175: „Ich darf hiebei nicht unbemerkt laſſen, daß ſich die Gaſtwirthe in den großen Hauptſtädten Italiens ſämmtlich franzöſiſche Weine halten, da ſie wohl wiſſen, daß die inländiſchen, mit wenig Ausnahme, nicht zu trinken ſind.“ Dieß iſt eine eben ſo abgeſchmackte Behauptung. Franzöſiſche Weine halten ſich auch alle deutſchen Gaſtwirthe, und darum iſt doch der deutſche Landwein noch nicht ſchlecht. Von dem edelſten italieniſchen Weine, von der neapolitaniſchen Weinverbeſſerungsgeſellſchaft, die in den Felſenkellern von Poſilippo ihren Nektar aufbewahrt, ſcheint Hr. Nicolai gar nichts zu wiſſen.

Um nur ſeine Knabenwuth an den Italienern auszulaſſen, beſchuldigt ſie Herr Nicolai unter Anderm, daß ſie die Alterthümer verfälſchen. So ſagt er vom Coliſeum: „Von Marmor und Koſtbarkeiten kann man gegenwärtig nichts mehr wahrnehmen, überall erblickt man nur die gewaltigen Quadern von Tuffſtein. Hier und da ſind Ausbeſſerungen angebracht, ganze Bogen neu gebaut, und wenn es ſo fortgeht, wird man in Jahrhunderten ein neues Coliſeum an der Stelle des alten zeigen. Wenn dergleichen Ausbeſſerungen ſchon ſeit einem Jahrtauſend ſtattfanden, was iſt dann wohl ſchon jetzt vom alten Coliſeum

noch übrig???" — Pius VI hat nämlich an den zwei Stellen, wo das Coliseum abgebrachen iſt, und wo ſich immer Steine ablockerten, einfache Mauerpfeiler aufrichten laſſen, um die fernere Zertrümmerung des edeln Werkes an dieſen beſchädigten Seiten zu verhindern. Und das nennt Herr Nicolai ein Verfälſchen, und hält es für möglich, daß das ganze ungeheure Werk verfälſcht ſeyn könnte. Eben ſo naiv vermuthet er, daß auch die meiſten andern Ruinen falſch ſeyn möchten: „Der Italiener weiß, daß die Fremden ganz arg nach den Ruinen ſind. Sie lachen über dieſe Manie, und zeigen für gutes klingendes Geld ſo viel Ruinen, als man haben will. Wer mag ihnen verargen, daß ſie künſtliche Ruinen ſchaffen, bringt's ihnen nur Geld?" Um hier die entſetzliche Bornirtheit des Verfaſſers zu begreifen, muß man wiſſen, daß ganz Italien, beſonders aber Rom, von Ruinen aller Art wimmelt, in ſolcher ungeheuren Zahl und Größe, daß die Italiener und ſelbſt die deutſchen Archäologen noch lange nicht Namen genug dafür erfunden haben. Und da beſchuldigt ſie Herr Nicolai noch, daß ſie mit großen Koſten neue Ruinen erbauen ſollen, bloß um Namen anzubringen und neue Berühmtheiten zu ſchaffen. Wie unvernünftig er urtheilt, erhellt auch daraus, daß er über die Stationen und Kreuze im Innern des Coliſeums ſpottet. Wenn die kunſtliebenden Päpſte nicht auf dieſe Weiſe die alten heidniſchen Denkmäler zu chriſtlichen geweiht und geſchützt hätten, ſo würde es in einem ſo bigotten Lande unmöglich geweſen ſeyn, ſie zu erhalten.

Ich würde nicht fertig, wollt' ich alle Unwahrheiten des Herrn Nicolai aufdecken. Nur noch Eine, weil

ſie mir gerade in die Augen fällt. Theil I. Seite 190: „Gebimmel. Dieß iſt eigentlich der richtigſte Ausdruck, um das Geläute der Glocken in Italien zu bezeichnen. In der Regel ſind die Glocken nur von mittlerer Größe, daher ſie einen mehr hellen, als tiefen Klang haben; auch hängen ſie meiſt unbeweglich in der Luft, daher ſie nicht, wie dieß in Deutſchland geſchieht, beim Läuten hin- und herbewegt werden können. Der Glöckner fährt vielmehr mit einem Klöppel in der Glocke hin und her, oder er bewegt von außen eine mit einem Doppelklöppel verſehene Kurbel ſo dicht an derſelben, daß die Klöppel ſchnell hinter einander anſchlagen. So entſteht ein Gebimmel, welches faſt ſo klingt, als wenn man einen eiſernen Stab in einem Keſſel ſchnell hin- und herbewegt und gegen die Seitenwände deſſelben anſchlägt. Höchſt eigenthümlich, obwohl nicht angenehm, klingt dieß Gebimmel weit hin über die Felder, wenn wir uns zur Zeit des Ave Maria (Abendgebets) noch auf der Landſtraße befinden.“ — Allem dieſem albernen Gewäſch entgegne ich, daß ich in meinem Leben kein ſchöneres Glockengeläute gehört habe, als in Florenz und faſt in allen Städten von Florenz ſüdwärts bis Spolete. Hier, wo Guido von Arezzo die Harmonie erfand, haben die Glocken bis auf den heutigen Tag die himmliſcheſten Accorde.

Aber Herr Nicolai hörte und ſah nichts in ſeinem Knabengrimm, in ſeiner Knabenangſt. Sagt er doch ſelbſt Theil I. Seite 104: „Mit Schrecken nahen wir der neuen Station, weil wir im voraus wiſſen, daß wir, ſo lange der Pferdewechſel dauert, den peinlichſten Gefühlen Preis gegeben ſind; entweder gibt es

Zank mit dem Poſthalter, oder die Poſtillone ſind mit dem bedeutendſten Trinkgelde nicht zufrieden, oder eine Schaar von Bettlern und Bettlerinnen erhebt ein ohrenzerreißendes Geſchrei.“ Geſteht er doch ſelbſt, daß er noch, wenn eine ſolche Scene vorüber war, ſtundenlang daran gedacht, ſich darüber mit ſeinen Reiſegefährten voll Aerger unterhalten habe. In ſolcher Stimmung läßt ſich freilich nicht beobachten. Sogar vor Räubern ſcheint er beſtändig Angſt gehabt zu haben, denn er ſagt Theil II, Seite 63: „Jedesmal, wenn ein Poſtillon aus der Entfernung Leute bemerkte, nahete er ihnen Anfangs im Trab und jagte dann plötzlich im Galopp an ihnen vorüber. Zuweilen ſchien es mir auch, als hätte er ihnen ein flüchtiges Wort zugerufen. Vor den Poſthäuſern drängten ſich einzelne Kerle an uns und baten um Tabak, den wir ihnen bereitwillig gaben; auch wurden die Trinkgelder an die Poſtillone abermals nicht geſpart. Ich zweifle nicht, daß uns dieß kluge Benehmen die Zufriedenheit der verdächtigen Sumpfbewohner in dem Maße erworben hat, daß ſie die lauernden Schnapphähne durch Zeichen von unſerer Beraubung abhielten. Wer dagegen knauſet und die Poſtillone oder die ſonſt hier wohnenden Leute aufbringt, darf ſicher darauf rechnen, daß er dem räuberiſchen Geſindel abſichtlich entgegengeführt wird.“ Daher war ihm auch alles in Italien zuwider, und er trachtete nur noch, wieder hinauszukommen. Er eilt von Neapel hinweg, ohne Päſtum, ohne die reizenden Ufer von Salerno und Amalfi, ohne das himmliſche Thal von Cava, ohne die Inſeln geſehen zu haben. Er ſelber ſagt Theil II, Seite 52, die Fahrt nach Capri

und Jschia würde ihn „beſtimmt 100 Piaſter gekoſtet haben," die wolle er ſich aber lieber ſparen. Aber ich verſichere ihn, daß er im ſchlimmſten Falle nicht 20 Piaſter gebraucht hätte. Auch von Rom wollte er nichts weiter wiſſen. Nachdem er den leider ſo ſehr verwahrloſ'ten und ausgebenteten Palaſt Barberini geſehen, hatte er an allen Paläſten Roms genug und verſchmähte es, die Galerien Borgheſe, Doria, Corſini, Albani, Colonna, Feſch ꝛc. zu ſehen, in denen ſo viel zu bewundern iſt.

Wer ſo ſehr am Manſchettenfieber leidet, wer ſich ſo wenig in den kleinſten Verlegenheiten des Lebens zu faſſen und zu benehmen weiß, der ſollte auch nicht in fremde Länder reiſen; wenn er es aber thut, ſo ſollte er, anſtatt ſich für die ausgeſtandene Angſt hinterdrein an dem ſchönen Lande und edlen Volke rächen zu wollen, beſchämt ſtillſchweigen und wenigſtens nicht ſeine eigene Schande zu Markte bringen.

II.

Da wohl kein Deutſcher nach Italien reiſt, ohne das Handbuch von Reigebaur zu Rathe zu ziehen, das bei einzelnen Mängeln doch im Ganzen ſehr brauchbar iſt, ſo darf ich das dort enthaltene Verzeichniß von italieniſchen Reiſebeſchreibungen als bekannt vorausſetzen, und erlaube mir, es bei dieſer Gelegenheit mit einigen Titeln von ausſchließlich deutſchen Reiſebeſchreibungen der ältern und der neueſten Zeit zu vervollſtändigen.

Hans Heysle, Beſchreibung der Reiſe König Philippé II von Spanien nach Italien. Augsburg. 1571.

Breithaupt, Beſchreibung von Malta. 1632.

Zeiller, Reiſebeſchreibung durch Italien. Frankfurt. 1640.

Calixtus, Beſchreibung einer Reiſe nach Italien. 1651.

Ferdinand Albrecht, Herzog von Braunſchweig-Bevern, wunderliche Begebenheiten. Bevern, 1678.

Straußens denkwürdige Reiſen. Amſterdam, 1678.

Chriſtian Ludwig, Herzog von Mecklenburg. Tagebuch von 1705 und 1706.

Nemnich, Nachleſe beſonderer Nachrichten aus Italien. Leipzig. 1762.

Gerberts Reiſen. Ulm, 1767.
Hamberg, Graf v., Tagebuch eines Weltmanns. Frankfurt, 1775.
Keyßlers Reiſen. Hannover, 1776.
Sanders Reiſen. Leipzig, 1783.
Hartung, Graf v., Briefe über Frankreich und Italien. Eiſenach, 1786.
Jennes Reiſe nach Malta. 1790.
Schedels Reiſe. Heidelberg, 1791.
v. Rumohr, drei Reiſen nach Italien. Leipzig. 1832.
Rom im Jahre 1833. Stuttgart, 1834.
Koch, moderne Kunſtchronik. Karlsruhe, 1834.
Wanderungen durch Sicilien. Berlin, 1834.
Pompeji. Leipzig, 1834.
Nicolai, Italien, wie es wirklich iſt. Berlin, 1834.
Hegemann, Reiſe durch Italien. Münſter, 1835.
Ellrich, humoriſtiſche Skizzen. Meißen, 1835.
Rehr, die Inſel Sicilien. St. Gallen, 1835.
Carus Reiſe. Leipzig 1835.
Blume, iter italicum.

Augsburg: Gedruckt in der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.